1 160 c 19.

Göthe und Schiller.

Weimars Glanzperiode.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

„Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!"

Schiller.

„Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathhaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer hinauf."

Göthe.

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 33. 34.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1886.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Fortſetzung des 10., 19. und 20. Ergänzungsheftes: **Göthe's Jugend und Göthe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien. (1775—1790.)**

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1886, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder,** St. Louis, Mo., in the office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

1. Der Musenhof von Weimar und Wieland, sein Patriarch.

Weimar nach Göthe's Rückkehr aus Italien 1. — Herzog Karl August als preußischer Generalmajor und ungarischer Throncandidat 2. 3. — Des Herzogs kranke Zehe und unglückliche Liebe, Göthe als Tröster 4. — Anna Amalia's italienische Reise. Wieland als Stammherr des Musenhofes 5. — Wielands Merkur, Vielschreiberei und Dichtung 6. 7. — Wieland als Recensent. Seine literarischen Verdienste. Sein Privatleben 8. 9. — Gegen Freigeisterei 10. — Für Freigeisterei 11. — Verhältniß zu Göthe; Göthe's Beiträge zum Merkur 12. — Wielands Unbehaglichkeit in Weimar 13.

2. Herders Ideen und Schulden.

Herders Stellung. Seine Überlegenheit über Göthe als Gelehrter 14. — Jugendpläne und Jugendklagen 15. — Fragmentarische Thätigkeit 16. — Universalismus. Streben zu einer Centralwissenschaft 17. — „Die Stimmen der Völker." „Ideen zur Geschichte der Menschheit." Plan des Werkes. Mangel einer philosophischen Grundlage. Christus höflich abgesetzt. Das Christenthum humanisirt. Mittelalter und Kirche 18—22. — Scheitern des Werkes an der Reformationsepoche. „Briefe zur Beförderung der Humanität." Gebet an Aphrodite 23. — Göthe's Zustimmung zu Herders Humanitätslehre 24. — Herders Reise nach Italien und Berufung nach Göttingen 25. — Verstimmung über Weimar und Göthe. Göthe gewinnt Herders Frau 26. 27. — Herders Schulden und Gehaltszulage. Kehrseite der Humanität 28. 29.

3. Friedrich Schillers Anstellung in Jena.

Schillers Ankunft in Weimar. Gegensatz zu Göthe 30. — Erste Begegnung der beiden Dichter in Stuttgart 31. — Schillers Kinderjahre 32. — An der Karlsschule. Sturm und Drang 33. — „Die Räuber" und Schillers Flucht 34. — In Bauerbach, Mannheim und Dresden 35. — Die Anthologie und die Laura-Oden. Schillers Liebesgeschichten 36. — Ideale Streiflichter mitten in den Verirrungen 37. — Religiöse, philosophische und historische Bildung. „Verschwörungen" um des lieben Geldes willen 38. — Gegensatz zur Weimarer Gesellschaft. Don Karlos 39. 40. — „Die Götter Griechenlands" 41. — Zusammenkunft mit Göthe. Die Egmont-Recension 42—44. — Wielands Merkur in Todesnöthen; Plan einer Neubelebung 45. — Göthe's gehorsamstes Promemoria. Schiller „übertölpelt" 46. 47. — Göthe und Moritz. Göthe „ein Egoist in ungewöhnlichem Grade" 48. 49. — Schillers Professur, Heirath, häusliches Leben und Krankheit 50. 51. — Etwas Madeira aus Weimar und 3000 Thaler aus Dänemark 52.

4. Göthe und der Herzog Karl August.

Göthe's unbedingte Dienſthuldigung 53. 54. — Freundſchaftliches Verhältniß zu ſeinem Auguſtus und Mäcenas 55. — Heiteres Poetenleben und geſchäftliches Vielerlei 56. 57. — Schloßbau. Bruch mit der Loge. Göthe erklärt die Freimaurer für „Narren und Schelme“ 58. — Späterer Wiedereintritt in die Loge. Ovationen derſelben. Aus Marbachs Katechismusreden 59. 60.

5. Die ſchleſiſche Reiſe. (1790.)

Die franzöſiſche Revolution und ihre Einwirkung auf Deutſchland 61. 62. — Hertzbergs Politik. Karl Auguſt in Schleſien 63. — Göthe's Epigramme gegen die Revolution 64. — Epigramme gegen das Chriſtenthum. Mittelſtellung zwiſchen Revolution und Chriſtenthum 65. — Reiſe nach Breslau. Der Reichenbacher Vertrag. Soldatenleben im Frieden 66. 67. — Ausflug nach Krakau, Tarnowitz und Wielitzka 68. — Verſuche mit Büttners Prismen. Die große optiſche Entdeckung. Der Kampf gegen Newton eröffnet 69—72.

6. Das Hoftheater. (1791—1795.)

Ende des Liebhabertheaters. Der Theaterbau von 1780. Bellomo 73. — Gründung des Hoftheaters. Göthe wird Theaterintendant 74. — Aufgabe des Theaters nach Leſſing, Schiller und St. Thomas von Aquin. Zuſtand der deutſchen Bühne 75. — Die Weimarer Bühnengeſellſchaft. Krako. Leißring. Malcolmi. Sophie Ackermann. J. J. Graff. F. Haide. Vohs 76—78. — Knickerei der Firma Göthe-Kirms. Schlechte Bezahlung des Schwagers Vulpius 79. 80. — Göthe's Selbſtrecenſion. — Chriſtiane Neumann, Göthe's „Euphroſyne“, 81—83. — Das Repertorium der Hofbühne in den erſten Jahren. Kotzebue und Iffland an der Tagesordnung. Wenig angeſtrengtes Dirigiren 84. 85. — Die Freitagsgeſellſchaft 86.

7. Die Campagne in Frankreich. (1792.)

Das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. Die Heerſchau in Koblenz 87. — Göthe in Frankfurt und Verdun 88. — Sorgen des Herzogs wegen der Jenaiſchen Literaturzeitung 89. — Die Kanonade von Valmy 90. — Brief aus dem Zelte bei Hans 91. — Die Unterhandlungen zwiſchen Dumouriez und Manſtein 92. 93. — Der Jammer im preußiſchen Lager. Der Rückzug. Thorheiten in's Große 94. 95. — Emigranten-Gerüchte gegen Göthe 96. — Unwahrſcheinlichkeit derſelben. Was hatte Göthe in der Champagne zu thun? 97. 98. — Göthe's Gleichgiltigkeit gegen beide Parteien. Sein Patriotismus 99. 100.

8. Der Beſuch in Münſter. (1792.)

Die Frankfurter verlangen Göthe in ihren Stadtrath 101. — Raſt in Pempelfort und Münſter. Die Fürſtin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde 102. 103. — „Der neue Amor“ und ſein Gegenbild 104. — Die Gemmenſammlung der Fürſtin. Abſchied. „Die rechte Seite der Tapete am Sonntag“ 105. — Bemühungen der Fürſtin, Göthe zu gewinnen. St. Auguſtin über die Liebe Gottes 106. — Urtheil der Fürſtin über Göthe 107. — Ablehnende Haltung Göthe's gegen die Fürſtin und den Katholicismus überhaupt. Myrons Kuh 108—110.

9. Dichtungen aus der Revolutionszeit. (1790—1794.)

Die Franzoſen in Deutſchland 111. — Kriegshilfe des Herzogthums Sachſen-Weimar 112. — Der Herzog und Göthe bei der Belagerung von Mainz 113. — Kriegsthaten des Herzogs. Sein Rücktritt von der Armee 114. 115. — Sieg der Revolution. Ihr Eindruck auf das deutſche Volk. Vier Hauptrichtungen 116. 117. — Göthe's unerfreuliche Mittelſtellung 118. — „Der Großkophta." Spitzbuben- und Narrenpoeſie. Caglioſtro 119. 120. — „Der Bürgergeneral" und die Kritik des Prinzen Auguſt von Gotha 121. 122. — „Die Aufgeregten." Der kluge Hofrath und die ſchöne Gräfin 123. 124. — Der Königsmord in Paris. „Reineke Fuchs" 125—127. — Friedr. Viſcher über Göthe's Dichtungen in dieſer Periode 128. 129.

10. Die Horen. (1794. 1795.)

Göthe's Haus in Weimar. Chriſtiane Vulpius als Köchin und Haushälterin 130. 131. — Öffentliche Stellung 132. — Schillers weitere Entwicklung in Jena. Plan der „Horen" 133. 134. — Göthe's Einladung und Beitritt 135. 136. — Gegenſeitige Artigkeiten. Charakteriſtik mit Bücklingen 137—139. — Göthe's leere Mappe 140. — „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter." Standpunkt der Baroneſſe und des Abbé 141. 142. — Sechs Liebesnovellen und ein Märchen 143. — Weitere Beiträge. Cotta mit der Geldkatze 144. — Die Lebensbeſchreibung „Benvenuto Cellini's" 145. 146. — Schillers Beiträge. „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen." Schiller vermittelnd zwiſchen Kant und Göthe. Freipaß für ſchöne Seelen 147—149.

11. Die Xenien. (1796.)

Widerſpruch gegen die Horen 150. 151. — Die Kritik über Schillers und Göthe's Beiträge 152. — Bemerkungen über Genie-Cultus, Sturm- und Drangperiode und den neuen Hellenismus 153. 154. — Idee und Plan der Xenien 155. — Erweiterung des Planes. Das Ärgerniß an Stolbergs Plato 156. 157. — Epigramme auf die früheren Freunde Reichardt und Baggeſen. Claſſiſche Grobheit 158. 159. — Philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Epigramme 160. — Ein neuer Delinquent: Friedrich Schlegel 161. 162. — Gruppirung der Xenien 163. 164. — Gegen-Xenien. Stellungnahme Wielands und Herders 165. 166. — Sieg des Duumvirats 167.

12. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. (1777—1796.)

Entſtehungsgeſchichte des Romans 168. 169. — Einſpruch Herders. Göthe's Trennung von ihm 170. 171. — Druck und Vollendung des Romans unter Schillers Belobigung und Mithilfe 172. — Einſchränkung auf's bürgerliche Kleinleben 173. — Wilhelm und Marianne 174. 175. — Wilhelm unter den Schauſpielern. Seine Bildungsſchule bei Mignon und Philine 176. — Bekenntniſſe einer ſchönen Seele 177. — Wilhelms weitere Bildung im adeligen Kreiſe; der Abbé, Lotharia und Compagnie 178—180. — Thereſe und Natalie. Mignons Tod und Wilhelms Heirath. Göthe's Selbſtkritik. „Der allerelendeſte Stoff" 181. 182. — Urtheile Eichendorffs und Hartmanns 183. — Der Schluß von Wilhelm Meiſter und Voltaire's Candide 184. — Idee des Romans 185. — Fr. Viſcher über deſſen Moralität 186. — Die ſchöne Seele und ihr Chriſtenthum 187. 188. — Äſthetiſche Würdigung des Romans 189. 190.

13. Hermann und Dorothea. (1796. 1797.)

Die Elegie „Hermann und Dorothea“ 191. — Beginn der Dichtung und Verkauf derſelben für tauſend Thaler 192. — Göthe und Schiller über Ariſtoteles 193. — Vollendung der Dichtung; ihre Vorlage, die „Luiſe“ von Voß 194. 195. — Geſchichte der Salzburger Vertriebenen 196. — Abänderung der Fabel; Löſung der Revolutionsfrage 197. — Vorzüge der Dichtung 198. — Idylliſche Beſchränkung auf's Kleinſtädtiſche. Ein Liebesroman in antikem Metrum 199. 200. — Charakteriſtik Hermanns. Ein paar verdächtige Verſe 201. — Verwandtſchaft des Gedichtes mit anderen Göthe'ſchen Dichtungen. Mangel einer religiöſen Inſpiration. Moſes und Cellini 202. 203.

14. Die Muſenalmanache und Göthe's Lyrik. (1796—1804.)

Die Xenien in ihrer Verbindung mit dem Muſenalmanach 204. — Schillers kleinere Dichtungen 205. — Das Balladenjahr 206. — Göthe's Beiträge zu den Muſenalmanachen 207. — Künſtliche Gruppirung ſeiner Lyrik in den Werken 208. — Sein glänzendes Dichtertalent 209. — Beſchränkung ſeiner Dichtung auf das Irdiſche, beſonders auf Liebespoeſie 210. — Der Unterſchied zwiſchen chriſtlicher Minnedichtung und heidniſcher Erotik 211. — Göthe „merkwürdig lang jung geblieben“ 212. — Seine Lyrik, ſeine Elegien und Balladen 213. — Die Braut von Korinth 214.

15. Die dritte Schweizerreiſe. Die Propyläen. (1797—1800.)

Der neue Pauſias in Wirklichkeit 215. — Beſuch in Frankfurt. Studium der Vaterſtadt nach Schemata und Schablonen 216. 217. — Zunehmende Feierlichkeit 218. — Von Frankfurt nach Stäfa und auf den Gotthard 219. — Verbindung mit Heinrich Meyer. Gründung der Propyläen 220. — Göthe's mangelhafte Kenntniſſe auf dem Gebiete der bildenden Kunſt 221. — Grundirrthum und verfehltes Ziel der neuen Zeitſchrift 222. 223. — Das weitausſchauende Programm und Meyers Beiträge 224. 225. — Göthe's Beiträge. Fiasko der Zeitſchrift. Rückkehr aus Hellas zu Voltaire und Diderot 226. — Die Preisaufgaben 228. — Kritik des Malers Ph. O. Runge über das ganze Unternehmen 229. 230. — Das Aufblühen deutſcher und fremder Kunſt unabhängig von Göthe 231.

16. Die erſte Aufführung des Wallenſtein. (1798. 1799.)

Literariſcher Wirrwarr der Aufklärungsepoche 232. — Neue Weltanſchauungen und dramatiſche Ungeheuer 233. — Schillers Emporringen aus dem Wallenſtein-Chaos 234. — Rückkehr zum dramatiſchen Jambus 235. — Göthe's buntes Treiben nach der Schweizerreiſe. Das Bauerngut in Oberroßla 236. — Schwierigkeiten, eine Primadonna zu finden. Die Fräulein Koch und Karoline Jagemann 237. — Schillers Eintritt in die Leitung des Theaters. Iffland's Gaſtſpiel. Ein neues Theater 238. — Zerlegung des Wallenſtein in drei Stücke 239. — Der Prolog und Wallenſteins Lager 240. — Die Piccolomini und Wallenſteins Tod 241. — Literaturgeſchichtliche Bedeutung der Wallenſtein-Trilogie 242. 243.

17. Göthe und Schiller. (1795—1805.)

Schillers religiöſer Standpunkt 244. — Seine Annäherung an den Katholicismus. Mortimers Rede 245. — Dramatiſche Anziehungskraft katholiſcher Stoffe 246. Maria Stuart 247. — Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans 248. — Turandot. Die Braut von Meſſina 249. — Tell und Demetrius 250. — Die Huldigung der Künſte. Phädra. Katholiſche Elemente der Balladen. Schillers

Poeſie „eine Stimme nach oben“ 251. — Gegenſatz Göthe's zu Schillers ganzer Richtung. Praktiſch-materielle Freundſchaftsprobe 252. — Göthe über Schillers finanzielle Verhältniſſe 253. — Schillers heldenmüthige Thätigkeit 254. — Die Sorge des Herzogs und Göthe's für Schiller 255. — Gründe, in Weimar zu bleiben. Schillers Lotte 256. — Göthe's Einfluß auf Schillers Dichtungen 257. — Freundſchaftliche Allianz der zwei literariſchen Großmächte 258. — Harmoniſche Elemente 259. — Verſchiedenheiten 260. — Freundliches Zuſammentreffen 261.

18. Achilleis. Helena. Mahomet. Tancred. (1797—1801.)

Stockung der poetiſchen Thätigkeit bei Göthe 262. — Mangel an Wollen. Plan der Achilleis 263. — Verſuch, einen tragiſchen Stoff epiſch zu machen 264. — Homeriſche Götter und Gleichniſſe 265. — Der Torſo der Achilleis. Seine moderne Sentimentalität 266. 267. — Fr. Aug. Wolf und die Achilleis 268. — Wiederaufnahme des Fauſt. Dunſt- und Nebelweg 269. 270. — Zueignung. Prolog. Vorſpiel 271. — Schiller über die Helena. Die alexandriniſche Heirath der Helena 272. 273. — Aus Griechenland zurück in Voltaire's Paris. Mahomet 274. 275. — Schillers Proteſt gegen Mahomet. Aufführung desſelben 276. 277. — Voltaire's Tancred. Schwierigkeit der Jungfrau von Orleans in Weimar 278. — Krankheit Göthe's (im Januar 1801) 279. — Geneſung. Sein Brief an Reichardt. Bedürfniß nach Muſik 280. 281.

19. Häusliches und geſchäftliches Leben. (1798—1805.)

Göthe's Kinder. Ein leeres Haus 282. — Heinrich Meyer als Hausfreund und Chriſtiane Vulpius 283. — Nikolaus Meyer und die Maus-Anatomie. Vertrauliches aus Göthe's Küche 284. — Chriſtiane's unbegrenzte Tanzluſt 285. — Ihre traurigen Stunden und begründete Furcht 286. — Mangel an Liebe im Hauſe des größten Liebesdichters 287. — Göthe's Hofſtellung und Geſchäftsnoth 288. — Chriſtian Gottlob Voigt, der Premierminiſter von Weimar 289. — Göthe's politiſche Kannegießerei 290. — Duodez-Bureaukratie in Weimar 291. — Göthe's Geſchäftskreiſe. Bergbau in Ilmenau. Schloßbau in Weimar. Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt. Büttners Bibliothek in Jena 292. 293. — Polypenartige Natur der Geſchäfte. Billets um Wein. Göthe als Ökonom 294. 295. — Die moderne Philoſophie in Jena. Fichte's Händel und Schellings Anſtellung 296. 297.

20. Göthe der Meiſter. (1798—1803.)

Leſſing, Herder und Nicolai 298. — Ausgeiſtern der Sturm- und Drangperiode. Klopſtocks Schule ohne Nachwuchs. Schluß der Correſpondenz mit der Wetzlarer Lotte 299. 300. — Göthe tritt an die Spitze der jüngern Generation. Die beiden Humboldt. Die romantiſche Schule 301. — Charakteriſtik der erſten Romantiker 302. 303. — „Der Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden“ 304. — Unterſchiede der Romantiker von Göthe. Novalis' Fragment „Europa oder die Chriſtenheit“ 305. — „Heinrich von Oſterdingen“ 306. — Die Gebrüder Schlegel und Göthe 307. — Blüthe der romantiſchen Poeſie 308. — Jean Paul und die Thurmſpitzenfrage 309. — Herder, Wieland und Schiller zurückgedrängt. Göthe der „Altmeiſter“ 310. — Kotzebue's Fehde gegen die Romantiker 311. — Die Aufführung des „Jon“ und des „Alarkos“. Göthe's Cour d'amour und Kotzebue's Intriguen 312. — Abzug der Romantiker aus Jena. Krach der Univerſität 313. — Weitere Entwicklung der Romantik 314. 315.

21. Die natürliche Tochter.

Plan eines neuen Stückes 316. — Geſchichte der Stephanie de Bourbon-Conti 317. — Ariſtokratiſch-vornehmere Stellung Göthe's zu der überwundenen Revolution 318. — Anlage und Charakteriſtik des Stückes 319—321. — „Die natürliche Tochter" und „Die Jungfrau von Orleans". Urtheile Fichte's und Schillers 322.

22. Herders und Schillers Tod. (1803—1805.)

Göthe's Bemühungen um die Jenaiſche Literaturzeitung 323. — Beſuch der Madame de Staël 324. 325. — Herders letzte Lebenszeit. Vielfache Leiden 326. — Stellung der claſſiſchen Literatur zur Kanzel. Herders Unentſchiedenheit 327. — Trennung Herders von Göthe und Anſchluß an Gleim 328. 329. — Verſuche, den chriſtlichen Glauben wieder zu beleben. Metakritik. Kalligone 330. — Adraſtea. Mahnungen an die zeitgenöſſiſche Literatur 331. — Der Kampf zwiſchen Theater und Kanzel 332. — Streifzüge in katholiſches Gebiet. Der Cid. Letzte Krankheit 333. — Herders Tod. Göthe ſucht den Glauben an's Leben zu ſtärken 334. — Der junge Voß in Weimar. Bühnenbearbeitung des „Götz" 335. — Eine ruſſiſche Erbprinzeſſin. Göthe wird „Excellenz" 336. — „Der Neffe des Rameau." Göthe's Unabhängigkeitserklärung 337. — Charakteriſtik des Diderot'ſchen Dialogs und der Überſetzung 338. — Schillers letzter Brief an Göthe über Voltaire 339. — Göthe und Wieland über Voltaire; Voltaire iſt Göthe's Schriftſteller-Ideal 340. — Schillers Tod und Todtenfeier 341. 342.

23. Göthe's Hochzeit. (1806.)

Proſaiſches Treiben 343. — „Winckelmann und ſein Jahrhundert", eine verdeckte Streitſchrift gegen die Romantik 344. 345. — Winckelmanns Charakteriſtik. Seine Converſion. Seine Verdienſte. Unrecht Göthe's gegen ihn 346. 347. — Göthe als Recenſent 348. — Beſuch Jacobi's und Fr. Aug. Wolfs in Weimar 349. — Reiſe mit Wolf nach Helmſtedt. Ovation daſelbſt. Das Heidenthum in der claſſiſchen Philologie 350. — Göthe's Jugendſünden auf dem Weimarer Theater 351. — Badekur in Karlsbad. Die europäiſche Weltkataſtrophe 352. — Ludens Beſuch. Am Vorabend der Schlacht von Jena 353. — „Die großen Charaktere." Schickſal des Herzogs Karl Auguſt 354. — Die Franzoſen in Weimar 355. — Göthe in Lebensgefahr, von Chriſtiane gerettet 356. — Herzogin Luiſe und Napoleon 357. — Göthe's Trauung 358. — Müllers Sendung zu Napoleon 359. — Die Weimariſche Kriegscontribution. Voigts Verdienſte. Göthe's Sorgen und Berichte. Abbé Henry 360. 361.

24. Göthe vor Napoleon. (1808.)

Bedrängte Lage Weimars 362. — Karl Auguſt in peinlicher Klemme 363. — Göthe's geſellige Behäbigkeit. Die angebliche Brandrede bei Falk 364. — Napoleon „die höchſte Erſcheinung, die in der Geſchichte möglich war" 365. — J. von Müllers Lobrede auf Friedrich II. von Göthe überſetzt 366. — Der Patriotismus im Prophetenmantel d. i. Schlafrock 367. — Göthe's Virtuoſität in Liebhaberrollen und Deutſchlands „ideale Güter" 368. — Göthe's Leichenpredigt auf Anna Amalia 369. — Bettina das Kind und Minna Herzlieb 370. 371. — Die Romantiker und Göthe's „echte Sinnesart" 372. 373. — Der Fürſtentag in Erfurt 374—376. — Göthe's Audienz bei Napoleon 377. — Voltaire's „Cäſar" auf der Weimarer Bühne. Napoleon und Wieland 378—380. — Voilà un homme! Zerwürfniſſe auf der Weimarer Bühne 381. 382. — Göthe's Demiſſion 383. — Rückblick 384.

1. Der Muſenhof von Weimar und Wieland, ſein Patriarch.

„Sparſam gleichmäßig und ſtill lebende Beamte gaben den Ton an und die Jahre waren ſchon gute, die nicht geradezu ſchlechte waren."

Hermann Grimm, Göthe. I. 277.

„Des Herzogs Neigung zum Militärweſen hatte Göthe nie gebilligt; indem er ſie jetzt gewähren laſſen mußte, brachte er Opfer, die ihm nicht angenehm waren, jedoch nicht beſonders viel an Theilnahme koſteten."

Gödeke, Göthe 273.

Als Göthe aus Rom wieder nach Hauſe kam, war es mit dem Muſenhof in Thüringen nicht ſehr glänzend beſtellt. Weimar glich weder dem Athen des Perikles, noch dem Rom des Auguſtus, noch dem Paris Ludwig' XIV. Es hatte noch keine 800 Häuſer und keine 7000 Einwohner. Das neue Schloß war noch nicht gebaut, der Park nicht vollendet. Der ewige Faſching der ſiebenziger Jahre hatte aufgehört, das Theater war zur vollſtändigſten Unbedeutendheit herabgeſunken, ſogar die Freimaurerloge war eingegangen. Der jugendliche Genierauſch hatte einer philiſtröſen Ernüchterung Platz gemacht. Jedermann lebte egoiſtiſch für ſich; kleinliche Abneigungen und Cabalen ſtörten alle Gemüthlichkeit; Jeder lamentirte in Briefen und Tagebüchern, verdeckt und offen, über alle Anderen[1].

Herzog Karl Auguſt, der früher mit ſeinem Freunde Göthe die widerſtrebenden Atome einigermaßen zuſammengehalten hatte, gehörte, ſeitdem er ſich auf die hohe Politik geworfen, nicht mehr recht ſeinem Weimar

[1] „Die Herzogin-Mutter," ſchreibt Göthe an Knebel (October 1790), „iſt ſchon ſeit einem Jahr mit der Göchhauſen radicaliter brouillirt; es iſt nicht möglich, daß ſich das Verhältniß wiederherſtelle." — „Der gar liebe Knebel," ſchreibt Lotte von Lengenfeld (5. November 1789) an Schiller, „ſcheint mir nicht tragen zu können, daß Göthe neben ihm glänzt und ihn vielleicht verdunkelt." Charlotte von Kalb hatte „grieſs gegen Schiller" und deſſen neue Lotte; Frau von Stein war „in eine ſtille Trauer über ihr Verhältniß mit Göthe geſunken"; bei der Imhoff ſtand „das Maß von Liebe und Vernunft nicht ganz im Gleichgewicht" u. ſ. w. u. ſ. w. S. Düntzer, Charlotte von Stein. 1874. I. S. 328 ff.

an. Viel Lorbeeren hatte er dabei nicht gepflückt. Für seine vielen diplomatischen Reisen an den kleinen Höfen herum hatte er den Spitznamen „Kurier des Fürstenbundes" erhalten. Man schrieb ihm sogar die von Johannes von Müller verfaßte Schrift „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" zu [1]. Allein diese Erwartungen blieben unerfüllt [2]. Sie scheiterten an der Politik des preußischen Staatsministers Hertzberg, welcher als Zweck jenes Bundes lediglich die Erhaltung der alten Reichsverfassung bezeichnete, von einer Verbesserung derselben im Sinne des jungen Fürsten aber wegen der unabsehbaren damit verknüpften Schwierigkeiten nichts wissen wollte. Ihm schwebte als Ziel ja nicht die utopische Neubelebung „teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze" vor, von welchen Karl August und seine Mainzer Bundesgenossen träumten, sondern der alte Plan Friedrichs II., Preußen auf Kosten Österreichs zu vergrößern, und dazu schienen ihm europäische Bündnisse dienlicher, als die Erweiterung des Fürstenbundes durch Zutritt noch mehrerer der kleinen deutschen Potentaten [3]. Karl August war zu sehr Realist, um den getäuschten Hoffnungen trauernd nachzubrüten. Er war mit König Friedrich Wilhelm II. eng befreundet und hatte sich bei ihm in Berlin wiederholt trefflich erlustigt [4]. Auf Wunsch des königlichen Freundes übernahm er im Januar 1788 die Stelle eines preußischen Generalmajors bei dem in Aschersleben stationirten Rohr'schen Kürassierregiment, brachte fortan

[1] Müllers Werke. XVIII. 350. 356. — Düntzer, Göthe und Karl August. I. 302.

[2] „Der erste Versuch einer deutschen Politik," meint J. G. Droysen (Karl August und die deutsche Politik. Jena 1857. S. 11 ff.), „war vollständig gescheitert. . . . Sie hätte einen Nationalgeist gefordert, zu dem kaum erst die Keime sich regten. Sie war verfrüht."

[3] L. Häusser, Deutsche Geschichte. Berlin 1869. I. 212—217.

[4] Anschauliche Bilder aus dem Berliner Hofleben jener Zeit theilt Ranke (Werke. XXXI. u. XXXII. 556—568) aus einer „geschriebenen Zeitung" mit. Im Gefolge des Königs besuchte Karl August z. B. im December 1786 den Christmarkt und sah sich das künstliche Bergwerk an, welches der Kaufmann Aschenborn an der Breiten Straße in seinem Laden aufgestellt hatte. „Der Unterschied der Stände hörte auf dieser Promenade ganz auf. Bald war neben einer Prinzessin und Hof-Dame ein Adelicher und ein Karrenschieber, bald ein junger Offizier, ein Stutzer und Handwerksbursche. Mit vieler Beschwehrlichkeit kam der Monarch und sein schönes Gefolge endlich im Aschenbornschen Laden. Der König besahe das Bergwerk und der Kaufmann declamirte, wie es ihm geziemt, mit vieler Wärme, was dieß und jenes zu bedeuten habe. . . . Sehr Vieles von Kostbarkeiten steckte der König bei sich. Man schäzt den Werth des Gekauften gegen 180 Thlr., worunter für 100 Thlr. Evantaillen. Der Herzog von Sachsen-Weymar hat ohngefähr gegen 70 Thlr. gekauft und beschenkte die Dames" u. s. w.

einen Theil des Jahres mit Militärübungen oder auch am Hofe in Berlin zu, und fand an dem „centaurischen Leben" nicht geringes Gefallen. Er widmete sich dem preußischen Dienst mit solcher Hingabe, daß er beim König hoch in Gnaden stieg. Als Anfangs 1790 die Ungarn so weit gekommen waren, wegen angeblicher Verletzung der Verfassung ihre Dynastie für ungesetzlich zu erklären und sich eine andere zu suchen, wandten sie sich nach Berlin. „Eine Gesandtschaft traf bei König Friedrich Wilhelm ein, um sich einen deutschen Fürsten zum König auszubitten. Der König empfahl ihnen den Herzog von Weimar, der denn, wenn es die Verhältnisse so mit sich gebracht hätten, nicht abgeneigt gewesen wäre, darauf einzugehen." [1] Es war damals, wie Ranke meint, „einer der gefährlichsten Momente für die Existenz von Österreich, den die Weltgeschichte nachweist".

Wie der König Friedrich Wilhelm sich Ende Mai 1787 die Fräulein Julie von Voß in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch den Hofprediger Zöllner als zweite Gemahlin antrauen ließ [2], ein Jahr nach ihrem Tode (25. März 1789) die Hofdame Gräfin Dönhoff „Meine liebe Frau" nannte, und bei diesen und andern Verhältnissen noch seiner früheren Maitresse, der Frau des Kämmerers Rietz, „treu" blieb: so schwärmte sein Freund Karl August ebenfalls nicht bloß für Pferde und Königskronen, sondern auch für Damen. Als 1788 der Engländer Gore mit zwei Töchtern nach Weimar kam, fühlte er sich zu Elise, der ältern, „leidenschaftlich hingezogen" [3], aß mit ihr Kirschkuchen und trank mit ihr Spiritus [4], lernte Englisch, um sich besser mit ihr unterhalten zu können, und wurde sich und seiner ganzen Umgebung unleidlich, als er sich durch eine Unklugheit den Fuß verletzte, und nun, ans Lager gefesselt, seinem romantischen Abenteuer nicht weiter nachgehen konnte. Göthe selbst fing darüber zu jammern und zu moralisiren an:

---

[1] Ranke, Werke. XXXI u. XXXII. 407.

[2] „Das Consistorium erklärte eine solche (Trauung zur linken Hand) für zulässig unter Berufung auf die von Melanchthon erlaubte Doppelehe Philipps des Großmüthigen. Vorläufig sollte dieselbe jedoch ein Geheimniß bleiben" (Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Leipzig 1876. S. 124). Als die Todesnachricht der unglücklichen „Frau" nach Weimar kam, schrieb Göthe trocken: „Der Tod der Gräfin Ingenheim ist wohl Jedermann sehr unerwartet gewesen: Niemand macht aber dabei eine andere Reflection, als daß der Platz nicht lange unbesetzt bleiben werde" (6. April 1789. — Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. I. 145).

[3] Düntzer, Göthe und Karl August. I. 303. [4] Ebds. 306.

„Es iſt wieder ein rechtes Probeſtückgen, wie er ſich und andern das Leben ſauer macht. Ich mache ein ſo gut Geſicht als möglich und bin in einer innerlichen Verzweiflung, nicht über dieſen beſondern Fall, ſondern weil dieſer Fall wieder ſein und unſer ganzes Schickſal repräſentirt." [1]

„Des Herzogs böſer Fuß hält ihn wider ſeinen Willen hier und auf dem Kanapee; er nimmt ſich jetzt, da er die Nothwendigkeit ſieht, ſehr zuſammen und läßt ſich nicht merken, wie fatal es ihm iſt; innerlich aber iſt er in einer ſchlimmen Lage. Er hat ſich in der Neigung zu dem Mädchen ſo ganz indulgirt, wie in ſeinem politiſchen Getreibe: Beides hat keinen Zweck; wie ſoll es Zufriedenheit gewähren? Die Herzogin leiſtet ihm treue Geſellſchaft mit guter Laune und Geduld. Ich eſſe alle Tage mit ihnen und bin auch einen großen Theil des Tages dorten, wenn niemand anders da iſt. So vergeht eine Zeit nach der andern; man wird des Lebens weder gewahr noch froh. — Das Wetter iſt immer ſehr betrübt und ertödtet meinen Geiſt; wenn das Barometer tief ſteht und die Landſchaft keine Farben hat, wie kann man leben?" [2]

Eine ſo edle Gattin, wie Herzogin Luiſe war, mußte dieſe neue Untreue, nach ſo manch andern Kränkungen, tief empfinden. Sie ließ es ihren Gemahl jedoch nicht entgelten; wenn er da war, ſo zeigte ſie ſich wie immer mild und lieb gegen ihn; wenn er abweſend war, zog ſie ſich in ihren ſtillen häuslichen Kreis zurück, widmete ſich mit treuer Sorglichkeit der Erziehung ihres Prinzen, und erholte ſich anſpruchslos in dem engen Cirkel ihrer Hoffrauen und anderer befreundeter Damen. Unter den verſchiedenartigſten Gemüthsanwandlungen und Dichterlaunen hatte Göthe auch bisweilen diejenige, ſie zu bewundern. Im Herbſt 1788 ſprach er ſogar den Vorſatz aus, ſich den nächſten Winter ganz an die Herzogin zu halten, als an „die einzige", welche ihm geblieben ſei. So ſprach er, nachdem er kaum das Verhältniß mit ſeinem „Blumenmädchen" angeknüpft hatte: es war das bloß ein Seufzer an die Adreſſe der Frau von Stein, als er dieſe noch neben Chriſtiane als Freundin behalten zu können hoffte. Auf den Herzog konnte ſein Moraliſiren natürlich wenig Einfluß ausüben, da dieſer ſein Herzensgeheimniß kannte und auf Beiſpiele mehr als auf Worte gab.

Als der Herzog, ohne die Heilung ſeines Fußes abzuwarten (im September 1788), nach Dresden abreiste, erreichte die Verſtimmung bei Hofe einen ziemlich hohen Grad. Knebel ſchrieb damals an Herder: „Der Herzog iſt nach dem ſächſiſchen Lager abgereist, und wir leben, bei zur Ruh geſetzter Ehre und Vernunft, ein Leben, das kein Leben

[1] Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. Frankfurt a. M. 1885. II. 360. [2] Aus Herders Nachlaß. I. 93. 95.

ist.“ [1] Das war die Lage der Musen an dem herzoglichen Musenhofe zu Weimar, als Göthe sich anschickte, seinen Tasso auszuführen.

An dem andern Musenhofe, welchen Weimar beherbergte, stand es nicht viel besser. Die Begründerin desselben, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, näherte sich dem fünfzigsten Lebensjahre, und die Genossin ihrer früheren Scherze und Liebhabereien, Luise von Göchhausen, stand dem vierzigsten nicht mehr sehr ferne. Da Göthe in Italien wieder jung geworden war, so bekam auch die Herzogin Lust, diese Verjüngungskur zu machen, und reiste bald nach seiner Rückkehr, den 6. August 1788, in Begleitung ihrer „Thusnelde“ und des Generalsuperintendenten Herder nach Italien. Sie kehrten erst im Sommer des folgenden Jahres wieder zurück, so daß Göthe sich ungefähr ein Jahr lang ziemlich vereinsamt mit dem Patriarchen der Musenstadt, dem alten Wieland, zu Weimar befand.

Wer überhaupt im Zerstreuungstaumel der sogenannten Geniezeit den Ruf Weimars als eines Musenhofes begründete und durch unausgesetzten Fleiß aufrecht erhielt, war nicht Göthe, sondern — Wieland und Herder, und selbst Göthe konnte sich dem Einfluß nicht entziehen, welchen diese beiden verschieden gearteten Geister durch ihre stetig fortwirkende Thätigkeit auf Weimar und von da aus auf ganz Deutschland ausübten.

Der eigentliche Stammherr und Patriarch des Musenhofes war Wieland. Er hat zuerst an dem noch französischen oder wenigstens halb französischen Hof die deutsche Literatur eingebürgert, die Richte Friedrichs II. für die Förderung derselben gewonnen, Karl August zum künftigen Mäcenas herangezogen, Göthe und den übrigen „Genies“ die Wege bereitet. Durch Wieland schon war die ernstere Richtung Klopstocks und des Hainbundes am Weimarer Hofe ein für allemal überwunden, die Kunst von Religion und Sitte abgelöst, die Literatur an die Stelle der Philosophie gesetzt, und in der Literatur selbst jener Classicismus angebahnt, der nicht bloß die altgriechischen Kunstideale, sondern auch die altheidnischen Lebensideale als Höhepunkt aller menschlichen Bildung zurückrief.

Seine Thätigkeit als Prinzenerzieher war von kurzer Dauer. Nach zwei Jahren wurde er pensionirt. Statt der stipulirten 600 Thaler gab ihm der Herzog aber 1000, unter der Bedingung, daß er in Weimar bliebe. Er blieb, ohne weitere officielle Beziehung zum Hofe, als ein-

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. I. 312. 313.

facher Privatmann. Schon als Prinzenerzieher hatte er jedoch den günstigen Moment erfaßt, um sich als Publicist einen bedeutungsvollen unabhängigen Wirkungskreis zu gründen. Als Vorbild schwebte ihm dabei die erste und älteste französische Literaturzeitschrift vor, der schon 1672 gegründete Mercure galant, der später von 1724 an als Mercure de France erschien, sich 1791 in einen Mercure français verwandelte, nach der Revolution aber wieder Mercure de France ward. Wielands „Teutscher Merkur" erwarb sich beim ersten Erscheinen 1773 ein Publikum von mehr als 2000 Abonnenten über ganz Deutschland hin und behielt diesen Leserkreis, nur um etliche Hundert gemindert, bis zum Jahre 1790; als „Neuer Teutscher Merkur" lebte die Zeitschrift dann unter Wielands Betheiligung bis 1803, ohne ihn bis 1810 weiter, während er von 1796—1803 das „Attische Museum", 1805 und 1806 zwei Bände eines „Neuen Attischen Museum" herausgab. Durch diese publicistische Thätigkeit ward Wieland für zwanzig Jahre eine literarische Macht ersten Ranges für ganz Deutschland. Er imponirte nicht durch zündende, scharfe Kritik, wie einst Lessing, aber er versorgte ganz Deutschland allmonatlich mit dem bunten Lesestoff einer allgemeinen Revue: Gedichten, Novellen, Erzählungen, Übersetzungen, philosophischen Essays, politischen Aufsätzen, Recensionen, Bücheranzeigen, Repliken auf gegnerische Recensionen und allgemeinem literarischem Geplauder.

Schon früher überaus schreibselig, ein echter Schüler der zeitgenössischen französischen Modeliteratur, brauchte Wieland nicht eben zur Vielschreiberei verführt zu werden; sein Merkur bestärkte ihn aber darin und ließ ihm für Wahl und Durcharbeitung seiner Stoffe, für neue Studien und Projecte wenig Zeit übrig. Dazu kannte man seine Gutmüthigkeit, fürchtete seine Kritik nicht, griff ihn lebhaft an und verwickelte ihn unaufhörlich in literarische Streitigkeiten. Dennoch hatte das publicistische Gedränge auch seine Vortheile. Es hielt ihn mit der ganzen literarischen Welt in lebendiger Fühlung, regte ihn beständig an, zwang ihn zu steter Thätigkeit und förderte in mancher Hinsicht seine schriftstellerische Entwicklung, seinen kritischen Blick, seine ästhetischen Anschauungen, Stil, Sprache und Darstellung. Eine neue Richtung einzuschlagen, dazu war er schon zu alt. Er war schon vierzig, als er den Merkur anfing, sechzig, als jüngere Kräfte seinen Einfluß verdrängten, über siebenzig, als er sein Attisches Museum zum zweiten Mal eröffnete. Doch ein gewisser Fortschritt in der Form, rege Theilnahme an dem literarischen Leben der Anderen, Verbesserung mancher unrichtiger Ideen ist im Ver-

lauf seiner langen, unermüdlichen Production, bei zahllosen Wiederholungen, vielfachem Copiren seiner selbst und Rückkehr auf die alten Lieblingssteckenpferde doch unverkennbar.

So grausam auch „Alceste" von Göthe verhöhnt worden war und damit Wielands Lieblingsplan, ein deutsches Singspiel zu begründen, so ließ sich Wieland doch keineswegs entmuthigen. In den ersten zehn Jahren waltet in seinen Beiträgen zum Mercur und sonst noch entschieden die poetische Production vor. Es erschienen Singspiele, wie „Die Wahl des Herkules" (1773), „Das Urtheil des Midas" (1775), kleinere Gedichte, Gelegenheitsdichtungen, der Roman „Die Abderiten" (1774—1780), Cantaten, Erzählungen in Prosa, wie „Die Geschichte des weisen Danischmend" (1775), „Athenion genannt Aristion" (1781) u. s. w., versificirte Erzählungen, wie „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein" (1775), „Gandalin" (1776), das „Wintermärchen" (1776), „Geron der Adeliche" (1777), „Hann und Gulpenhee" (1778), „Der Vogelsang" (1778), „Schach Lolo" (1778), „Pervonte" (1778), „Clelia und Sinibald" (1783) u. s. w. Den Höhepunkt der dichterischen Leistungen Wielands bildet der „Oberon", der 1780 die drei ersten zusammen gedruckten Hefte des Teutschen Mercur ausmachte. Dann trat eine gewisse Erschöpfung ein. Um sein Pensum zu leisten, wandte sich Wieland der leichteren Arbeit eines Übersetzers zu, übertrug erst Horazens Briefe, dann dessen Satiren, endlich Lucian.

Diesen poetischen Beiträgen gingen von Anfang an die mannigfaltigsten Aufsätze in Prosa zur Seite: über philosophische, politische, sogar religiöse Fragen, besonders über das Verhältniß der schönen Kunst zur Moral, über griechische Geschichte, Literaturgeschichte, Philosophie und Kunst, über deutsche, französische, englische, italienische Literatur — endlich eine Unzahl von kleinen Miscellen aller Art, auf die unruhige und flatterhafte Neugier des Publikums berechnet. Die kurze aphoristische Manier wußte er ebenso gut zu handhaben, als jene des eigentlichen Aufsatzes; den Dialog hatte er an den besten griechischen Vorbildern studirt, die Kunst der Pikanterie an französischen Journalen. Echt sanguinisch, fast wie ein Franzose, sprang er mühelos von einem Gebiet in's andere über, wußte über Alles interessant zu reden, jede kleine Anekdote gut zu verkaufen. Seine Prosa ist leicht, fließend, angenehm. Der Vorwurf des Franzosenthums bedarf großer Einschränkung; er arbeitete wohl stark nach französischen oder überhaupt fremden Mustern, stak voll französischer Ideen und sparte auch die Fremdwörter nicht; aber in Auffassung und Sprache klingt doch überall der gemüthlichste schwäbische Ton durch.

Im einfachen Erzählungsstil, in geistreicher Causerie und leichter journalistischer Behandlung hat er Lessing entschieden übertroffen, und während Göthe später einen diplomatisch abgemessenen, feierlichen, geheimnißvollen Stil annahm, hat er bis ins höchste Alter seine frische, plauderselige Munterkeit bewahrt.

Als Recensent hat er fast alle bedeutenderen Erscheinungen der Zeit selbst besprochen oder zu Besprechungen Anderer wenigstens seine Bemerkungen gemacht. Dabei verräth er ein gesundes Urtheil, feinen Blick, große Belesenheit, auch eine gewisse Selbständigkeit [1]. Nie tritt er allerdings mit jener Schärfe, Bestimmtheit, Klarheit auf, welche Lessing auszeichnet, aber dafür leidet er auch nicht an dessen galliger Professoren-Unfehlbarkeit. Auch wenn er tadelt, zeigt er noch immer ein freundliches, gemüthliches Herz, nur nicht ernsten Sittenpredigern gegenüber. Göthe's burschikose Farce gegen seine Alceste hat er ganz meisterlich abgeschüttelt, ein wahres Muster, wie man einen lästigen, petulanten Angriff mit Anstand behandeln muß. Seine Recension über Götz von Berlichingen verräth eben so viel gesunden Sinn und klares Urtheil, als Lessings Zorn über das Stück Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit bekundet. In seinem Verhältniß zu den übrigen Schriftstellern zeigt er die Vorzüge, wie die Fehler eines gutmüthigen Sanguinikers, gemüthlich fast bis zur Schwäche, ohne alle Anmaßung, neidlos, bei Beleidigungen rasch versöhnt und ohne Gedanken an Rache, freundlich gegen Jedermann; dagegen hinwieder weich, eitel, wankelmüthig, über Kleinigkeiten glücklich und unglücklich, mehr ein Kind, als ein Mann.

An philosophischer Schulung, vielseitiger Belesenheit, Sprachkenntnissen, bibliographischem, philologischem, historischem und literaturgeschicht-

[1] Ein merkwürdiges Beispiel ist sein kleiner Aufsatz „Ein paar Worte für die Jesuiten" (Wielands Werke [Hempel]. XXV. 211—220). Der Apostat Jagemann hatte ihm für das Februarheft des Teutschen Mercur 1789 einen sehr giftigen Angriff gegen die Herz-Jesu-Andacht eingeliefert: „Historische Nachrichten von der sogen. Andacht zum Herzen Jesu." Wieland nahm diesen Beitrag zwar auf, widerlegte ihn aber in einem ebenso langen Zusatz, vertheidigte die Jesuiten gegen die von dem abgefallenen Priester erhobenen Beschuldigungen und bewies, daß die bestrittene Andacht durchaus in der katholischen Lehre begründet sei und so gut wie die katholische Kirche überhaupt, gemäß dem Grundsatze der allgemeinen Toleranz, wenigstens auf Duldung Anspruch mache. „Die Jesuiten," sagt er dabei (S. 219), „haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, consequent zu sein", und von ihrem „Probabilismus" bemerkt er: „Man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als Andere."

lichem Wissen dem viel jüngeren Göthe weit voraus, hat er diesem, wie Schiller, Jean Paul und den Romantikern, in weitestem Umfang das Feld bereitet, aller Art Material herbeigeschafft, Shakespeare, Horaz, Lucian, Plinius übersetzt, den ganzen culturhistorischen Anekdotenkram der Griechen und Römer hervorgeholt, die altfranzösischen Romane und Rittergeschichten, Ariost, Cervantes, italienische und spanische Novellistik wieder auf's Tapet gebracht, Swift, Fielding, Sterne deutsch verarbeitet, Voltaire, Rousseau, Diderot, Crebillon und die französische Tagesliteratur zu deutschen Essays verwerthet, orientalische Märchen neu aufgeputzt, deutsche Curiosa aus allen Zeitaltern hervorgesucht, in allen literarischen Genres Versuche angestellt, den deutschen Pegasus auf italienische und freie Stanzen, Reimverse des verschiedensten Tempo zugeritten, Novelle und Erzählung zu hoher Vollkommenheit gebracht, die romantische Epopöe geschaffen, die Kritik geschäftsmäßig eingerichtet und betrieben, kurz nach allen Seiten hin vorgearbeitet und der nächsten Dichter- und Literaten-Generation das Geschäft erleichtert. Während Göthe und sein Herzog in Wald und Feld herumtollten und Theater spielten, hat er im Merkur die Emancipation der neuen Literatur von den begründeten Forderungen christlicher Zucht und Sitte theoretisch und praktisch durchgefochten [1], und ist dadurch zum allgemeinen Prügeljungen und Sündenbock des Musenhofes geworden. Wer irgend einen Groll gegen Weimar hatte, ließ ihn fürder gewöhnlich nicht an Göthe, sondern an Wieland aus. Da er indeß weit mehr von seinem Publikum beherrscht war, als er dasselbe beherrschte, so ist jenes Verdammungsurtheil über ihn nur dann gerecht, wenn man seine zahlreichen Verehrer, d. h. den Musenhof von Weimar und einen ansehnlichen Theil des deutschen Publikums, mit in dasselbe einschließt.

In seinem Privatleben steht Wieland von allen Koryphäen Weimars am unbescholtensten da, ein ehrsamer Familienvater, der mit treuer Liebe ganz den Seinigen lebt, in unermüdlicher Arbeit für sie sorgt, in bescheidener Einfachheit das höchste Greisenalter erreicht und die Feder erst aus der Hand legt, um zu sterben. Es war indeß eine recht schmutzige Feder. Von Haus aus eine durch und durch sinnliche Natur, ohne männliche Kraft und idealen Schwung, hatte er schon in seiner Jugend mit dem Idealen nur geliebelt, dann sich plötzlich offen zum Lüsternen, Verfänglichen und Schlüpfrigen, als dem eigentlichen Höhepunkt und der

[1] Siehe Unterredungen mit dem Pfarrer von *** (Teutscher Mercur 1775. II—IV. — Wielands Werke [Hempel]. XXXII. 217—268).

Quinteſſenz alles „Schönen", bekannt, durch Widerſpruch gereizt, ſich nur um ſo eigenſinniger daran angeklammert, es zu ſeinem Lieblingsthema erkoren und, da er gute Geſchäfte damit machte, es in ſeinen Studien und Arbeiten bis in's Greiſenalter feſtgehalten.

Es wirft ein ſeltſames Licht ſowohl auf die Moralität des Weimarer Hofes, als auch des weitern deutſchen Publikums jener Zeit, daß Wieland ſeinen „Teutſchen Mercur" bis 1790 nicht bloß in mehr als 1600 Exemplaren abſetzte, ſondern das Pikanteſte daraus noch alljährlich in Separatausgaben verbreiten konnte, daß er trotz aller Angriffe des Hainbundes und trotz Göthe's Spott in Ehre und Anſehen blieb, ja als „Philoſoph" und Dichter bewundert, geliebt und geleſen wurde, und Nachahmer fand, welche ihn in ſchlüpfrigen Darſtellungen noch zu überbieten ſuchten und deßhalb bei der unverſchämteſten Pornographie anlangen mußten. Viel ließ ihnen Wieland zu thun nicht übrig; denn nahezu ſeine ganze Poeſie, in Proſa wie in Verſen, läuft durchweg darauf hinaus, ſeine Helden und Heldinnen von den „Irrthümern" ſtoiſcher oder chriſtlicher Sittenlehre zu curiren, ſie deßhalb in verfängliche Situationen und ſchlüpfrige Poſituren zu bringen, ihnen die Scham aus dem Herzen zu reißen, und dann in langem Salbader darzuthun, daß die wahre Keuſchheit in der Unkeuſchheit, die Unſchuld in der Nacktheit, die Sittlichkeit in mäßiger Befriedigung aller Triebe, das höchſte Glück des Menſchen in der Geſchlechtsliebe beſtehe. Bis in's hohe Greiſenalter blieb ihm dieſes Kapitel der Höhepunkt aller Poeſie. Allem Hohen, Edlen und Würdigen in der claſſiſchen Literatur ging er mehr oder weniger aus dem Wege. Sein Claſſicismus hält ſich weſentlich an der Schattenſeite und an dem Schmutze der antiken Welt. Doch hatte er dann und wann auch ſeine lichten Augenblicke, und als er z. B. einmal die Pia hilaria, Scherzgedichte des Jeſuiten P. Angelinus Gazäus las, kam ihm die Zeit unendlich glücklich vor, wo die Leute „ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und an ihrem Glauben" ſich an ſolchen Geſchichten beluſtigten, viel glücklicher als „eine Zeit, wo wir Alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unſerer Alten auch die ſelige Einfalt ihrer Sitten verloren und uns alle Gefühle wegräſonnirt haben, die in tauſend Fällen dieſes Erdenlebens des Menſchen Labſal, Troſt und letzte Zuflucht ſind." [1]

Atheiſt war Wieland nicht, auch nicht Pantheiſt.

[1] Wielands Werke [Hempel]. XXXV. 405.

„Der Glaube an Gott," sagt er[1], „nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen, oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um gar nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

„Ich trage also kein Bedenken, meinem unmaßgeblichen Rath an den König oder Fürsten, der mich (wider alles Vermuthen) nach 50 Jahren etwa über diese Dinge um Rath fragen sollte, noch diesen Artikel hinzuzusetzen: daß das ungereimte und ärgerliche Disputiren gegen das Dasein Gottes oder gegen die angenommenen Beweise desselben, wenn man keine bessern zu geben hat, ingleichen das öffentliche Bestreiten der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele für ein Attentat gegen die Menschheit und gegen die bürgerliche Gesellschaft erklärt und durch ein ausdrückliches Strafgesetz verboten werden sollte.

„Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Philosoph ist kaum des Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen gibt, unglücklicher sein würden, als sie sind."

Einen festen Rückhalt hatte jedoch dieser sein Gottesglaube nicht, weder in der Autorität, noch in der Vernunft.

„Die Wahrheit," sagt er[2], „ist weder hier noch da, — sie ist wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben; ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammenfassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen."

[1] Der Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen (Wielands Werke [Hempel]. XXXII. 336. 337).

[2] „Was ist Wahrheit?" (Wielands Werke [Hempel]. XXXII. 21.)

Damit war jede objective, allgemeine Richtschnur der Wahrheit in Zweifel gestellt, der Freigeisterei Thür und Thor geöffnet. Ganz folgerichtig verwarf Wieland deßhalb jede verbindliche Autorität der Bibel, alle protestantischen Bekenntnißschriften, alle Orthodoxie. Er stellte den Protestanten sogar ganz unumwunden die Alternative: „Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen — oder Allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Überzeugung zu glauben, einzugestehen." [1] Im ersten Fall, erklärt er, bleibt nichts übrig, als sich dem Papste zu unterwerfen; im zweiten — allgemeine Toleranz und Religionsfreiheit trotz aller Verschiedenheit der Bekenntnisse. Er wählte entschieden das Letztere, schrieb unermüdlich für Toleranz und Gewissensfreiheit und philosophirte und theologisirte ohne alle Rücksicht auf Autorität, wie es ihm Laune und Gefühl, Lectüre und Gelegenheit eben eingab, meist herzlich oberflächlich und mit steter Rücksicht auf die Lebemannsmoral, welcher er sich bei seiner „Bekehrung" zugewandt hatte.

Seine zahlreichen ethischen und politischen Aufsätze haben insofern einigen Werth, als sie recht flach und unverblümt die Glückseligkeitslehre ausschwatzen, welcher Göthe und die meisten Weimarer Größen ergeben waren, welche diese aber bald mit poetischen Phantasmagorien, bald mit philosophischer Geheimthuerei zu verhüllen strebten. Seine Schriften und Anschauungen bereiteten im Publikum denjenigen Göthe's wesentlich den Boden vor. Eine Menge Anspielungen auf seine Werke in den Briefen Göthe's und seiner Freunde bezeugen, daß sie mit Freude und Interesse gelesen wurden. Bestand auch kein innigeres Zusammenwirken zwischen den beiden Dichtern, so gewährten sie sich doch gegenseitig mannigfache Anregung. Wieland kehrte, nach kleinen Pausen von Unwillen oder unzufriedenem Schmollen, immer wieder zu einer tiefen Verehrung Göthe's zurück; dieser erwies Wieland vorläufig noch manche Artigkeit und ließ ihn die Überlegenheit seines Talentes nicht eben zu peinlich empfinden. Im „Teutschen Mercur" erschienen die ersten Früchte der italienischen Reise: „Auszüge aus einem Reisejournal: 1. Rosaliens Heiligthum, 2. Zur Theorie der bildenden Künste, 3. Stundenmaß der Italiener, 4. Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt,

[1] Wielands Werke [Hempel]. XXXII. 327.

5. Neapel, 6. Aus Plinius, 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, 8. Von Arabesken, 9. Naturlehre, Volksgesang, Venedig, Rom, Ritornelli, Vaudevilles, Romanzen, 10. Naturlehre" [1], eher Miscellen als Aufsätze, artige Nippsächelchen, leichte Arabesken zu einer „Italienischen Reise", überaus anmuthig in der Form, theilweise auch fesselnden Inhalts, aber ebenso seicht in Allem, was Religion und Sitte betrifft. Die hl. Rosalie ist für Göthe eine „schöne Schläferin", und zu einem „geistlichen Volksgesang", in welchem das Gespräch Christi mit der Samariterin halb naiv und halb frivol in ein Liebesduett verarbeitet ist, macht er die Bemerkung:

„Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missionsgeschichten entwickeln; er enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sei, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht so wohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat." [2]

Als ob die Kirche jede unpassende Anwendung religiöser Stoffe im Volksliede selbst beabsichtigte, ja berechnend suchte, während doch ein so „artiger Sünder", wie Göthe, es sich lediglich selbst zuzuschreiben hatte, wenn er die höchsten und reinsten Äußerungen und Symbole himmlischer Liebe naturgemäß in seine eigene trübe und unreine Sphäre herabzog.

Die Beiträge Göthe's zum Teutschen Mercur flossen nicht lange. Schon 1790 versiegten sie wieder. Ein vertrauteres Freundschaftsverhältniß zu Wieland entwickelte sich nicht. „Aus wiederholten Äußerungen geht hervor, daß Wieland sich in Weimar sehr unbehaglich fand und am liebsten in irgend einen andern Erdenwinkel übergesiedelt wäre." [3]

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. 224. 316. 322. 515. 519. 522. 525. 530. 533. 551. 553. [2] Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. 549.

[3] Wilhelm Buchner, Zur deutschen Literaturgeschichte (Blätter für literar. Unterhaltung 1885, S. 660).

2. Herders Ideen und Schulden.

„Mit Recht ist Herder als der prophetische Vorläufer der neuern Theologie bezeichnet worden, der Theologie nämlich, die ihren Standpunkt über dem abstracten Gegensatz des sogen. Rationalismus und Supernaturalismus zu nehmen und nicht äußerlich zu vermitteln, sondern innerlich zu überwinden sucht."

Hagenbach.

„Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß."

Göthe, Biographische Einzelheiten.

Geistig viel bedeutender, viel gründlicher geschult, viel universeller gebildet als Wieland und als Göthe, war der Generalsuperintendent Herder, der Schüler Kants und Hamanns, der geistige Erbe Lessings, der „Hoheprieſter" und Theologe des Musenhofs. Am Liebhabertheater und an dem übrigen Plaisirleben desselben konnte er sich seiner geistlichen Stellung wegen natürlich nicht betheiligen: an eigentlich schöpferischem poetischen Talente stand er Göthe weit nach; gegen die ästhetisch-kritischen Urtheile, welche Göthe vom Zaune brach, und gegen den Schwindel, den dieser in allen Zweigen der Naturwissenschaft gleichzeitig betrieb, trat selbst sein Charakter als Gelehrter zeitweilig in den Schatten. Mit ein paar Seiten eines alten Classikers, die Göthe flüchtig zwischen seine Zerstreuungen hinein gelesen hatte, wußte der gewandte Hofmann mehr Lärm zu schlagen, als der ernste Superintendent mit ganzen fleißig durchstudirten Folianten. Göthe war sich indeß der Überlegenheit seines Freundes noch von Straßburg her bewußt, ging fleißig bei dem vielbelesenen Manne in die Schule, ehrte sein Urtheil, las seine Werke, legte ihm die eigenen Arbeiten vor und blieb mit ihm in regem Geistesaustausch [1].

[1] J. G. Gruber, Charakteristik Herders. Leipzig 1805. — H. Döring, Herders Biographie. Jena 1853. — Düntzer, Herders Leben und Wirken, in Herders Werken [Hempel]. I. Bd. XIX—CXXXVI. — R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. I. Bd. Berlin 1880. — K. Rosenkranz, Rede

Mit 25 Jahren hatte Herder schon drei verschiedene Lebensberufe durchgemacht: den eines Schulmannes, den eines Predigers, den eines Schriftstellers. Er fand sich enttäuscht. Als er im Juni 1769 von Riga über Kopenhagen und Nantes nach Paris reiste, bedauerte er, sich nicht einem genußreicheren Leben wie dem eines Literaten oder Künstlers gewidmet zu haben.

„Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe; ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studirstube gehört. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen und also auf eine falsche intensive Menschenkenntniß einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen lieber extensiv, mit der edlen feurigen Neubegierde eines Jünglings, der in die Welt eintritt und rasch und unermüdet von Einem zum Andern läuft, hätte kennen lernen sollen. Welch ein anderes Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebendig wie ein Jüngling! einst ein glücklicher Mann! einst ein glücklicher Greis! O was ist's für ein unersetzlicher Schade, Früchte affectiren zu wollen und zu müssen, wenn man nur Blüthe tragen soll!" [1]

So jammerte er damals und er war noch später als „Gottesmann" genußsüchtig genug, um solchen hypochondrischen Träumereien noch öfters nachzubrüten. Als er indeß mit dem jugendlichen Göthe zusammentraf, an dem sich alle jene Ideale zu verwirklichen schienen, machte sich die Überlegenheit seines vielseitigen Wissens, seiner tieferen Bildung, seiner ernsteren Lebenserfahrung und Berufsthätigkeit nach allen Seiten hin geltend.

So wenig Göthe bei Lotte, Friederike und Lili gelernt hatte, so wenig lernte er bei Frau von Stein und bei den Damen von Weimar. Wenn er sich wissenschaftlich auffrischen, anregen, beleben wollte, wandte er sich an Herder, der seine frühere Gelehrsamkeit, seine Welt- und Menschenkenntniß, seine Lebenserfahrungen zu einem reichen Schatze universeller Bildung angespeichert hatte, und der nur darunter litt, daß er an dem vergnügungssüchtigen Hofe und in den kleinlichen Verhältnissen des Landes

zur Säcularfeier Herders. Königsberg 1844. — Aus Herders Nachlaß. 3 Bde. Frankfurt 1856. — E. G. von Herder, G. von Herders Lebensbild. Erlangen 1846. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung. Leipzig 1874. V. 250 ff. — Charles Joret, Herder et la renaissance littéraire en Allemagne. Paris 1875. — A. Werner, Herder als Theolog. Berlin 1871.

[1] Herders Werke [Hempel]. XXIV. 399. Vgl. Haym. I. 320 ff.

keinen seinem Talente entsprechenden Wirkungskreis fand, als freisinniger Literat bei der ihm untergebenen Geistlichkeit anstieß, als Geistlicher seiner Neigung zu Kunst und Literatur nicht ungehindert leben konnte, als Gelehrter keine Schüler hatte und als Familienvater, trotz der Protection des Hofes, Jahre hindurch unter Schulden seufzte.

Wie bei Lessing und den übrigen Literaten, an denen er sich bildete, hatte seine schriftstellerische Thätigkeit anfänglich einen durchaus fragmentarischen Charakter. Dickleibige und vielbändige Werke waren in Acht und Bann gethan. Wissenschaftliche Kunsttheorien wurden von vornherein als pedantisch verschrieen. Philosophie, Ästhetik, Geschichte, Philologie, Archäologie, Alles wurde fragmentarisch verkauft, heute ein Fetzen, morgen ein anderer, je nach Laune und plötzlicher Eingebung. Jeder fing seine Frage an und hörte auf, wo es ihm beliebte. Jeder Folgende griff den Punkt auf, der ihm behagte, und rednerte weiter oder warf die Ansichten des Vorgängers über den Haufen oder mischte neue Einzelheiten in die Besprechung und fing Alles von vorne an. Es ging nicht viel besser zu als auf einem polnischen Reichstag oder später in der französischen Nationalversammlung. Vollständige Gesetzlosigkeit auf dem ganzen Parnaß! Jeder hatte seine eigene Psychologie, Ethik, Poetik, Ästhetik, Kritik. Jeder beurtheilte die alten und neuen Schriftsteller nach seiner oft kaum gekauften oder erborgten Brille. So schrieb auch Herder neben einigen poetischen Erzeugnissen und gelegentlichen Vorträgen „Nachrichten", „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", „Kritische Wälder", hundert verschiedene Aufsätze über die entlegensten Fragen, ohne ein philosophisches System, eine feste Grundlage, welche die membra disjecta verband. Herder war indeß ein zu tiefer und ernster Geist, um auf die Dauer mit diesem bunten Ragout von Lectüre und Schreiberei vorlieb zu nehmen. Die Beschäftigung mit eigentlicher Philosophie und Theologie hatte ihm zwar keine feste, speculative und positive Grundlage des gesammten menschlichen Wissens, aber doch wenigstens das Bedürfniß nach einer solchen hinterlassen, ein wahres Heimweh, aus der spatzenhaften Recensentenwirthschaft und dem kleinlichen Encyklopädismus, der jede Bagatelle zu einer Weltfrage aufbauschte, heraus zu den großen Grundlinien wahrer Weltanschauung zu gelangen. Bereits auf der Reise nach Paris 1769 schwebte ihm der Plan eines Werkes vor, welches die Resultate aller bedeutenden „Menschheitsschriften", die Hauptmomente der Philosophie, Theologie, Geschichte, Literatur, Politik und Kunst zu einem großen Bildungsbuch der Menschheit versammeln sollte: statt dem subjectivistischen

Wirrwarr der französischen Encyklopädie ein objectiv gehaltenes Grundbuch des menschlichen Wissens[1].

Hätte Herder nichts geleistet, als diesen Plan zu entwerfen, so würde ihm derselbe unbedingt einen gewissen Vorrang vor Lessing, Göthe und den übrigen Geistesführern der Zeit einräumen[2]. Denn während sie Alle, mehr oder minder, sich einbildeten, den vollständigen Sturz des positiven Christenthums mit etwas negativer Kritik, resultatloser Forschung, griechischer Kunst, Naturwissenschaft, Philologie, Poesie und Theater gut machen zu können: hat er allein richtig erkannt, daß dieses materialistische Detailwissen, auch in's Unbegrenzte gesteigert, den denkenden Menschengeist niemals befriedigen könne, daß an die Stelle des aufgegebenen Glaubens wenigstens eine neue Philosophie und Religion treten müsse, um die zerstreuten Theile des menschlichen Wissens und Strebens harmonisch zu vereinigen und die größten und wichtigsten Fragen der Menschheit zu lösen. Es sprach in ihm der vernünftige Drang der menschlichen Natur, der zwischen Verstand und Gefühl, Wissen und Glauben, Menschheit und Natur, Gott und Welt eine einheitliche Verbindung sucht, in den getrennten Wesen und Erscheinungen keine Befriedigung findet. Durch die Universalität seiner Bildung näherte er sich unbewußt den Anschauungen der katholischen Kirche, zufolge denen wirklich ein einheitliches Band alle Wissenschaften vereinigt, alle Völker verbrüdert, die ganze Menschheit zu einer Gottesfamilie macht und in dem Gottmenschen das hehrste Ideal der Menschheit aufstellt und in seiner Nachahmung alle Individuen und Nationen verbindet.

Herder hat aber nicht bloß jenen Plan entworfen; er hat auch Hand zu seiner Verwirklichung angelegt und mitten in dem tollen Treiben der sogen. Genieperiode zwei Werke zu Stande gebracht, welche, wenn der Plan selbst auch mißlang, doch bis zu einem gewissen Grade dessen Großartigkeit entsprachen. Es sind seine „Volkslieder" oder, wie sie später betitelt wurden, „Stimmen der Völker", und seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Das erste Werk faßt den Plan nur auf dem Gebiete

[1] Haym. I. 322. Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. S. 517.

[2] „Herder," sagt M. Carrière (Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung. V. 257), „hat das verheißene Werk über die griechische Poesie nicht abgefaßt, aber die ganze neuere Literatur- und Kunstgeschichte bewegt sich auf dem Wege, den er ihr anwies, den er in der Philosophie der Geschichte einschlug, und für dieß mein Werk war es mir das liebste Urtheil, wenn Rosenkranz, Scherr, Gottschall sagten, es sei in Herders Geist und Sinn geschrieben."

der Poesie an, das zweite in weitestem, universalstem Rahmen. Die „Stimmen der Völker" haben insofern einen religiös-philosophischen Hintergrund, als sie den beschränkten Auffassungen der damaligen Poeten, den deutschthümelnden Barden wie den ausschließlichen Anbetern der Griechen, einen Bildersaal der Weltpoesie gegenüberstellten, welcher Orient und Occident mit gleicher Liebe umfaßte, ein Stammbuch, welches daran erinnerte, daß die Poesie nicht das Vorrecht eines einzelnen Volkes, sondern Gemeingut aller Völker ist, daß alle von Natur berufen sind, ein großes Ganze zu bilden. Das auf ausgedehnten Sprach- und Literaturkenntnissen beruhende Werk wurde die Grundlage der noch viel weiter ausholenden Studien der Romantiker. Von Herder, nicht von Göthe ist die Idee der sogen. „Weltliteratur" ausgegangen, d. h. das Streben, durch tüchtige Übersetzungen die Literaturschätze aller Völker in guter Auswahl dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Das Buch erschien, während Göthe mit ⊙ (Frau von Stein) miselte.

Die Schwäche desselben liegt darin, daß Herder sich der Poesie zuwandte, ehe er noch eine Philosophie hatte, Sprache, Poesie und Religion als „die älteste und ursprünglichste Offenbarung Gottes an die Menschheit" betrachtete und sein ganzes Weltsystem auf jene Kraft des Menschengeistes baute, die am allerwenigsten Halt bot: die poetische Phantasie[1].

Das zweite große Werk Herders waren die „Ideen". Da er mehr Historiker und Dichter als Philosoph war, so kann es nicht befremden, daß er nicht auf eigentlich philosophischem Wege an seine Aufgabe herantrat. Logik und Erkenntnißlehre, Kosmologie und Theodicee läßt er dahingestellt sein. Nach einem kurzen Blick auf das Weltgebäude fixirt er die Erde „als Stern unter Sternen", beschreibt ihre Stellung unter den anderen Planeten, ihre früheren Revolutionen, ihre Kugelform, ihre Atmosphäre, die Vertheilung von Land und Wasser, die Gesammtökonomie der Erdoberfläche und ihre Beziehung zu den drei großen Reichen organisirter Wesen — Pflanzen, Thiere, Menschen. Es folgen Untersuchungen über den physiologischen Bau der Pflanzen, der Thiere, des Menschen.

[1] Diesen verhängnißvollen Schritt that er schon in seiner „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (1774—1776), durch welche die Bibel aus einer autoritativen Glaubensurkunde ein bloßes Grundbuch der Weltpoesie ward. Vgl. J. Happel, Das Christenthum und die heutige vergleichende Religionsgeschichte. Leipzig 1882. S. 6. — „Es hängt damit zusammen, daß Herder überhaupt das positive Verständniß für die Bedeutung der Lehre, des Theologumenon, des Dogmas in der Religion und Kirche nicht klar gewinnen konnte." O. Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Berlin 1883. I. 217.

Das Sinnenleben der Thiere wird näher beschrieben, ihr organischer Unterschied wird festgestellt. „Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisirt", er hat feinere Sinne, feinere Triebe, er ist frei, er ist zur Verbreitung über die ganze Erde, zu Humanität und Religion, zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet. Alle Kräfte, Formen und Ordnungen der sichtbaren Schöpfung steigen in ihrem Wesen wie in ihrer Entwicklung zum Menschen auf, um in ihm durch ein System geistiger Kräfte noch weiter erhoben zu werden. Die menschliche Bildung hienieden ist nur die Knospe einer künftigen Vollendung und der jetzige Zustand des Menschen nur die Vorstufe eines höheren und vollkommeneren Lebens. Einen durchschlagenden Gottesbeweis gibt Herder nicht[1], auch die Unsterblichkeit der Seele entbehrt der klaren, kräftigen Begründung; selbst der Gottesbeweis aus den Überlieferungen der Völker ist mit Unklarheit und Irrthum gemischt; aber schließlich stehen wir doch an einem großen Einheitspunkt und letzten Ziel aller Wesen: betend huldigt der Forscher dem Unendlichen, Gott![2]

Man möchte nun erwarten, daß er von dem gefundenen Centralpunkte die Weltordnung näher erklären würde; doch er kehrt von dem Unsichtbaren alsbald wieder zum Sichtbaren, von Gott zum Menschen zurück, durchläuft die Organisation der verschiedenen Menschenrassen, die Beziehungen des Menschen zum Klima, zur Natur überhaupt, analysirt die Sinnen-, Phantasie-, Verstandes-, Gefühls- und Willensthätigkeit des Menschen in ihrer Beziehung zu den ihn umgebenden Verhältnissen und langt bei dem Satze an: „Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben ein individuelles Gut, folglich allenthalben klimatisch und organisch, ein Kind der Übung, der Tradition und Gewohnheit." Daran knüpft sich die Betrachtung des menschlichen Gesellschaftslebens — Sprache, Überlieferung, Wissenschaft — Kunst, Staatsleben — Religion. Die älteste

[1] Später griff er in seiner „Metakritik" sogar Kant wegen seiner Gottesbeweise an. Er wollte Gott nicht bewiesen haben: „Nicht als Tangent oder Sector suche ich den Begriff eines höchsten Wesens, er ist in mir selbst und in Allem gegeben." Herders Werke [Hempel] XVIII. 357.

[2] Herders Werke [Hempel]. IX. 167. Wie seine Vorstellung von Gott dabei in ihrer phantastischen Verschwommenheit an Pantheismus streift, vgl. seine eigene Vorrede, worin er sagt: „Gott ist Alles in seinen Werken." Ebds. S. 48. Deutlicher sagt er anderswo: „Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung von Gottes Größe für uns erscheinende Gestalten. Er ist das höchste, lebendigste, thätigste Eins, nicht *in* allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, sondern *durch* alle Dinge, die nur als sinnliche Darstellungen für sinnliche Geschöpfe erscheinen." Vgl. „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System." Ebds. XVIII. 13 ff. 68 ff.

und heiligste Überlieferung der Erde ist die Religion; der Gang der Cultur und Geschichte führt nach Asien als nach dem Ausgangspunkt des Menschengeschlechts. Dort mündet die älteste mündliche und schriftliche Überlieferung [1].

Wie früher am Mittelpunkt aller Philosophie, der Existenz eines unendlichen Schöpfers und seines Weltplanes, so sind wir hier bei den ältesten Offenbarungsthatsachen der christlichen, übernatürlichen Weltordnung angelangt. Aber der mosaische Bericht über Schöpfung, Paradies und Sündenfall ist für Herder eine bloße Sage. Von dem Paradies springt er plötzlich nach China über, schildert die Cultur und Geschichte der asiatischen Völker, der Chinesen, Japanesen, Tibetaner, Indier, Assyrer, Perser, Hebräer, Ägypter, verweilt mit liebevollster Ausführlichkeit bei Griechenland und Rom und hält erst inne bei der Zeit, von der ab die christlichen Nationen ihre Jahre zählen. Der Monotheismus ist früher so warm und innig anerkannt, alle historischen Fäden laufen so auf die Erscheinung des Christenthums zusammen, daß man nothwendig erwarten muß, Christus und Christenthum als Centralpunkt aller Geschichte und menschlichen Überlieferung klar und entschieden bezeichnet zu finden. Aber statt der historischen Wahrheit läuft das herrliche Culturbild auf den trostlosen, abstracten Satz hinaus: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben.“ [2]

Anstatt aber der Freiheit und Verantwortlichkeit, der Sünde und Schuld, der Strafe und der Erlösung, dem göttlichen Heilsplan und seiner Durchführung mit ernstem, gründlichen Blick zu folgen, verläßt Herder hier völlig die christliche Weltanschauung und macht aus der Weltgeschichte nur einen der geologischen Erdentwicklung vergleichbaren organischen Proceß, bei dem auch die zerstörenden Kräfte schließlich zum Siege eines allgemeinen Fortschritts mitwirken müssen, und das Ziel dieses Fortschrittes ist nicht die Verähnlichung mit Gott, die Erfüllung des göttlichen Willens, die Verherrlichung Gottes, sondern — die schale, naturalistisch gedachte Humanität, über deren Interesse zwar eine „weise Güte“ waltet, aber keine Heiligkeit, keine Gerechtigkeit, keine den freien Menschenwillen bändigende Sanction, kein unverbrüchliches, ewiges Gesetz und deßhalb auch keine eigentliche Barmherzigkeit, keine Erlösung. Die

[1] Herders Werke [Hempel]. X. 163 ff.
[2] Herders Werke [Hempel]. XI. 172 ff.

Gottheit Chriſti und ſein Erlöſungswerk wird nicht ausdrücklich geläugnet, aber durch jene Entwicklungstheorie taſchenſpieleriſch hinweggezaubert.

Wiederum holt der anſcheinend objective Forſcher dann zur ethnographiſchen Weltfahrt aus: beſucht die Basken, Galen und Kymern, die Finnen, Letten und Preußen, die deutſchen und ſlaviſchen Völker, die ganze Barbarenwelt, welche das Römerreich umgab. Jetzt kommt er endlich zu Chriſtus und zum Chriſtenthum. Abermals muß man ein Bekenntniß erwarten, abermals wird man enttäuſcht. Die Gottheit Chriſti, auf die Alles hier ankommt, bleibt unausgeſprochen. Dem Chriſtenthum wird lange nicht ſo viel Raum und Begeiſterung zu Theil, wie zuvor den Griechen. Nichts wird eigentlich daran geſchätzt, als ſein Moralcodex, der feinſte Ausdruck der Humanität[1]. Was der Glanzpunkt des ganzen Werkes hätte werden können und müſſen, iſt ſeine ſchwächſte und haltloſeſte Partie geworden — eines der traurigſten Zerrbilder des Chriſtenthums, die je von einem begabten Mann entworfen worden ſind. Herder ſteht nicht an, Chriſtus gewiſſermaßen betend abzuſetzen, indem er erſt huldigend ſeinen Sieg über Judenthum und Heidenthum anerkennt, dann aber ihm — im ſelben Athemzug — trauernd klagt, er ſei nicht im Stande geweſen, ſeine Lehre auch nur ein Jahrhundert lang unverſehrt zu erhalten:

„Verehrend[2] beuge ich mich vor deiner edlen Geſtalt, du Haupt und Stifter eines Reiches von ſo großen Zwecken, von ſo dauerndem Umfange und von ſo einfachen, lebendigen Grundſätzen, von ſo wirkſamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieſes Erdenlebens ſelbſt zu enge ſchien. Nirgends finde ich in der Geſchichte eine Revolution, die in kurzer Zeit ſo ſtille veranlaßt, durch ſchwache Werkzeuge auf eine ſo ſonderbare Art (sic!) zu einer noch unabſehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt und in Gutem und Böſem bebaut worden iſt, als die ſich unter dem Namen nicht deiner Religion, d. i. deines lebendigen Entwurfs zum Wohle der Menſchen, ſondern größtentheils einer Religion an dich, d. i. einer gedankenloſen Anbetung deiner Perſon und deines Kreuzes, den Völkern mitgetheilt hat.“[3]

Kaum ausgeſprochen und in dem damaligen römiſchen Weltreich ausgebreitet, wird die Humanitätslehre Chriſti ſchon durch Irrthum verunſtaltet und gänzlich verdorben. Herder verſteht unter letzterem nicht etwa die Häreſien der erſten Jahrhunderte, ſondern die chriſtliche Dogmatik, die kirchliche Organiſation und vor Allem die Verwirklichung der chriſtlichen Asceſe und Moral, wie ſie in den religiöſen Orden zu Tage

[1] Ebdſ. XII. 31—42. [2] Nicht anbetend!
[3] Herders Werke [Hempel]. XII. 32 ff.

tritt. Im Wirrwar der Völkerwanderung, deren Hauptrepräſentanten und Bewegungen wieder glänzend geſchildert ſind, läßt Herder die „römiſche Hierarchie“ entſtehen, der er anfänglich manches freundliche Wort ſpendet. Sie iſt nicht mehr, wie bei Luther, der Antichriſt und die babyloniſche Hure; aber auch keine göttliche Inſtitution, ſondern eine menſchliche, aus Politik hervorgegangene Fortſetzung des alten Römerreichs, und, trotz mancher guter Leiſtung, im Ganzen und Großen doch ein Hemmniß der freien Entwicklung menſchlicher Cultur.

„Die Kenntniſſe, die das abendländiſche Chriſtenthum hatte, waren ausgeſpendet und in Nutz verwandelt. Seine Popularität war eine elende Wortliturgie; die böſe patriſtiſche Rhetorik war in Klöſtern, Kirchen und Gemeinen ein zauberiſcher Seelendeſpotismus geworden, den der gemeine Haufe mit Geißel und Strick, ja büßend mit dem Heu im Munde auf Knieen verehrte. Wiſſenſchaften und Künſte waren dahin; denn unter den Gebeinen der Martyrer, dem Geläute der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegfeuergebete wohnen keine Muſen. Die Hierarchie hatte mit ihren Blitzen das freie Denken erſtickt, mit ihrem Joche jede edlere Betriebſamkeit gelähmt. Den Duldenden wurde Belohnung in einer andern Welt gepredigt; die Unterdrücker waren gegen Vermächtniſſe ihrer Losſprechung in der Todesſtunde ſicher; das Reich Gottes auf Erden war verpachtet.“ [1]

In den ſonſt ſo freien, milden Denker fuhr der böſe Geiſt Luthers und des Paſtors Götze, ſobald er das Papſtthum in ſeiner ganzen Entwicklung vor ſich ſah. Alle geſchichtlichen Begriffe kamen ihm abhanden. Unter allerlei Complimenten und Einſchränkungen nach rechts und nach links machte er die katholiſche Kirche zu einem unheimlichen Popanz und ſtellte ſie als den verhängnißvollſten und unverſöhnlichſten Gegner des Fortſchritts und der Humanität hin [2]. Nur in den liebenswürdigen Täuſchungen Muhammeds und der Araber, in kirchlichen Störefrieden und Revolutionären lebt vereinzelt noch jene Humanität fort, welche in Griechenland einſt den ſchönſten Frühling gezeitigt hatte. Kreuzzüge und Ritterthum ſind für Herder traurige Erſcheinungen: „Auch Künſte und Wiſſenſchaften wurden von den eigentlichen Kreuzfahrern auf keine Weiſe befördert.“ [3] Erſt mit dem Zeitalter der Entdeckungen fängt in der allgemeinen Nacht der Geiſter wieder ein ſchwaches Morgenlicht zu dämmern an; allein Herder kam nicht weiter — ſeine „Ideen“ ſind ein Torſo geblieben, obwohl er nach Beendigung des vierten Theils noch zwölf Jahre lebte.

[1] Ebdſ. XII. 151. [2] Ebdſ. XII. 112—133. 178. [3] Ebdſ. XII. 173.

Er konnte vernünftiger Weise nicht weiter. In Dante und Petrarca, Rafael und Michel Angelo, Arioſt und Taſſo, in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur, in Balde und Sarbiewski traten ihm Geſtalten entgegen, welche Herder als Dichter und Schriftſteller lieben, als Generalſuperintendent aber verfluchen mußte; die Bauernführer der ſogen. Reformation aber haben ſo an aller Humanität gefrevelt und Deutſchland in ein ſolches Chaos der Unmenſchlichkeit geſtürzt, daß der kluge Geſchichtsforſcher es für praktiſcher fand, den Entwicklungsgang der Menſchheit nicht weiter ſyſtematiſch zu verfolgen, ſondern wie ehedem wieder fragmentariſch in allen Jahrhunderten umherzuſchweifen. So entſtanden (1792—1797) die „Briefe zur Beförderung der Humanität". In dieſen kehrte Herder, unter dem augenſcheinlichen Einfluß Göthe's, Wielands und des übrigen Weimarer Hofes, zur altgriechiſchen Kunſt und Literatur als dem Höhepunkt aller wahren Humanität zurück und verrichtete vor der Statue der Venus Anadyomene ein viel andächtigeres Gebet, als er es zuvor in den „Ideen" an Chriſtus gehalten hatte:

„Dir nahen wir uns, himmliſche Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer ſittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres ſtiegſt du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten ſich die Wellen. Deine ſittſame Gegenwart machte ſie zum Spiegel der Lüfte. Beſcheiden trockneteſt du dein Haar, und jeder fallende Tropfen deines irdiſchen Urſprungs ward ein Geſchenk, eine Perle der Muſchel, die dich wollüſtig in ihrem Schooße wiegte. Du ſtiegſt zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Geſtalt; denn ſie ſelbſt war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch ſichtbar, dem Auge unſichtbar zu machen weißt, dieſe in ſich gehüllte Scham und Beſcheidenheit iſt dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen ſtandeſt du nicht anders, als unter dieſem Bilde; denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen." [1]

So langte Herder nach ſeiner weitausſchauenden Weltfahrt ſchließlich bei demſelben ſchalen Humanismus an, in welchem Wieland cyniſch ſein Faß wälzte und mit welchem Göthe ſeine „Roſenmonate" vergötterte. Im Grunde iſt nichts gethan. Herders „Ideen" ſind nur das Wrack einer geſcheiterten Weltreligion, anſehnliche Trümmer, aber — Trümmer. Seine Weltgeſchichte bleibt am Schluſſe des Mittelalters ſtecken und bietet weſentlich nichts Neues dar. Seine Weltbeſchreibung hält ſich im Äußerlichen, ohne zu einer feſten Einheit zu gelangen oder irgend eine der kosmologiſchen Hauptfragen zu löſen. Seine Philoſophie gelangt nicht

[1] Herders Werke [Hempel]. XIII. 310. 311.

einmal zu einem festen, haltbaren Gottesbegriff. An die Stelle Gottes wird thatsächlich der Mensch gesetzt, an die Stelle der Religion die „Menschlichkeit", an die Stelle des Christenthums ein vager Naturalismus, der sich fast vollständig mit Göthe's oberflächlicher Weltanschauung deckt; nur hebt Göthe mehr die Natur hervor, Herder den Menschen als das Höchste in der Natur.

„Das Christenthum," schrieb ihm Göthe am 4. September 1788[1], „hast Du nach Würden behandelt; ich danke Dir für mein Theil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich. Überhaupt sind mir bei dieser Gelegenheit so manche Gravamina wieder rege geworden. Es bleibt wahr: das Märchen von Christus bleibt Ursache, daß die Welt noch 10/M Jahre stehen kann und Niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffes braucht, um es zu vertheidigen, als es zu bestreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte."

So wenig wie Herder selbst, fühlte sich Göthe von Herders „Ideen" befriedigt. Sie beseitigten die „Lumperei" nicht; aber sie boten doch immerhin einen gewissen allgemeinen Rahmen, in welchem Göthe's zerstückeltes Treiben einige scheinbare Einheit erhielt. Der Generalsuperintendent, der nicht über das „Natürliche" und „Humane" hinauskam und darum die Höhe menschlicher Bildung im schönen Griechenthum sah, war für ihn ein willkommener Bundesgenosse, ein angenehmer Freund, der einzige für ihn mögliche „Theologe".

Zur Reise nach Italien war Herder nicht durch eine großmüthige Vergünstigung des Weimarer Hofes veranlaßt worden, sondern durch den Freiherrn Joh. Friedrich Hugo von Dalberg, Domcapitular von Trier, den jüngsten Bruder des Coadjutors, welcher an dem gelehrten und feingebildeten Superintendenten einen angenehmen, poetischen Gesellschafter zu finden hoffte. Herder glaubte nicht anders, als daß Dalberg die Reisekosten bestreiten würde, sah sich aber, in Augsburg angelangt, bitter enttäuscht. Dalberg zahlte ihm nur die Reise bis Augsburg, und Herder war genöthigt, zu seinen früheren Schulden noch neue Schulden zu machen, um nur weiterreisen zu können. Zu dem tiefen Verdruß, welchen

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 94. Vgl. Göthe's Werke [Hempel] XXIV. 419.

ihm das bereitete, gesellte sich beständiger Ärger über die verwittwete Frau von Seckendorf, welche Dalberg überall mit sich schleppte und deren Verhältniß zu Dalberg zu Weimar als „beinah eine öffentliche H . . . . sache" tractirt wurde[1]. Dazu war der Winter ungewöhnlich kalt und brachte viel Unannehmlichkeit mit sich. Herder wurde der Reise nicht froh, bis er mit der Herzogin-Mutter am 4. Januar 1789 in Neapel eintraf. Da thaute er endlich auf und schrieb an seine Frau (12. Januar):

„Hier ist's nicht möglich, daß Jemanden ein Wölkchen auf die Stirne kommen oder lang darauf weilen sollte; man gibt's den Wellen und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte und der Papst mir erlaubte, Dich und die Deinigen zu behalten, so kämst Du mir mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr, ich holte Dich ab, und wir wollten hier leben."

Weder dem König noch dem Papst fiel dergleichen ein; dagegen wandte sich Heyne in Göttingen an seine Frau mit der Anfrage, ob Herder Lust hätte, als Professor der Theologie, erster Universitätsprediger und Consistorialrath nach Göttingen zu kommen. Mit diesem Antrag durchkreuzte wieder schwere Sorge um die Zukunft den weitern Aufenthalt des Reisenden in Italien. Es drängte ihn mächtig, nicht mehr nach Weimar zurückzukehren.

„Die Herzogin, weißt Du," so schrieb er an seine Frau (3. April), „liebe ich am meisten; Du kennst aber ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav, was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhanges mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, welche Unsereins nicht lenken kann, mag ich Dir nicht sagen. Daß Göthe wenig mehr für uns sein kann, wird mir beinah einleuchtend; er ist's im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt ist ja für uns eigentlich keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden."

Die schwermüthigen Deliberationen zogen sich bis in den Sommer hinein und wurden um so peinlicher, je näher der Augenblick rückte, wo er wieder nach Weimar zurückkehren sollte:

„Die Hauptsache ist, in Göttingen an einem Platz zu sein, wo ich für mich selbst verdienen kann, nachdem ich fleißig bin und Glück habe. Das ersetzen mir keine Titel, keine leeren Gnaden, keine 200 Thaler jährlich, bei denen ich

[1] Brief Caroline's an Herder vom 24. Sept. 1788. — S. Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789, herausg. von H. Düntzer und F. G. von Herder. Gießen 1859. — Herders Werke [Hempel]. I. S. CI ff. — Blätter für Lit. Unt. 1860. II. S. 684 ff.

doch umkommen muß. Ich ſchätze Alles, wie ich ſoll; aber auf's Neue Düpe zu werden, nachdem ich's ſo lange geweſen bin, ſollte mich in der Seele ſchmerzen. Was kann ich in Weimar angreifen, woran nicht alter Kummer und Verdruß hängt? Faſt mag ich keine Perſon in Geſchäften wiederſehen, ſo ſehr iſt mir Alles verbittert und verleidet."

Trotz dieſer tiefgehenden und wohlbegründeten Verſtimmung gelang es Göthe, ſeinen Freund abermals und dießmal für den ganzen Reſt ſeines Lebens zu „düpiren", d. h. an Weimar zu feſſeln. Die Mittelsperſon dabei war Herders Frau, Caroline.

Schon am Tag nach Herders Abreiſe kam Göthe zu ihr, um ſie „gutmüthig" zu tröſten. Am nächſten Tag war er wieder da und verſprach ihr von der Reiſe die beſten Erfolge. Da Chriſtiane zu dumm und ungebildet war, das Verhältniß zu Frau von Stein ſich ſchon nahezu gelöst hatte, ward Caroline ſeine literariſche Vertraute. Faſt alle anderen Tage war er bei ihr, „wie ein Chamäleon, bald gut, bald nur halb gut". Er verfolgte mit größtem Intereſſe Herders Reiſe, ereiferte ſich über Dalbergs ſchlechtes Benehmen und ſagte kategoriſch: „Er muß bezahlen!" [1] Als Göthe in ſeinen Werken den „Pater Brey" wieder abdrucken ließ, wurde ſie ungehalten, weil ſie ſich in der „Leonore" gezeichnet glaubte; Göthe wußte ſie indeß bald wieder zu beruhigen, und ſie ſchrieb mit Begeiſterung den „Taſſo" für Herder ab, ließ ſich vom Verfaſſer „im Vertrauen" den eigentlichen Sinn des Stückes erklären und dachte ſich dabei in einen nicht geringen Grad von Götheverehrung hinein:

„Über Göthe habe ich wirklich einen großen Aufſchluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt ſich als ein höheres Weſen, das iſt wahr, aber er iſt doch der Beſte und Unwandelbarſte unter Allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und ein Künſtler iſt, ſeitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein ſehr guter Geiſt um und in ihm iſt."

Erſt als Herder das viele Lobesgerede über Göthe unangenehm zu werden ſchien, ſchlug ſie einen andern Ton an:

„Über Göthe, geſtehe ich, habe ich bisher immer zu parteiiſch geſchrieben, wie ich's jedesmal empfunden habe. Liebſter Engel! Du haſt über ihn ganz und vollkommen recht; du beurtheilſt ihn Mann gegen Mann. War unſer Gefühl nicht ſchon lange hierüber berichtigt? und wenn er es eine Zeit lang durch Umſtände zu mildern gewußt hat, ſo hat er doch ſeine Natur nicht ab-

[1] Düntzer, Göthe und Karl Aug. I. 306 ff. 313 ff.

gelegt. Seine Alleinherrschaft und hundert kleine Eitelkeiten empfanden ja Freunde und Feinde, und meine Abgötterei ist nicht so weit gediehen, daß ich sie gar für göttliche Eigenschaften ansehe. O mein Einziger auf der Welt, verkenne mich doch hierinnen nicht."

Herder wallte gerechter Weise auf, als er in den „Gedichten" Göthe's neben vielem Werthvollen auch die Lappalien seiner Jugend verewigt und sich dabei für immer der Lächerlichkeit preisgegeben fand.

„Göthe's Gedichte sind hier angekommen," schrieb er den 7. April an Caroline, „er hat ein Exemplar, noch ohne Titel, an Angelica (Kaufmann) geschickt. Ich kenne die meisten, und es sind unglaublich schöne Stücke darunter; aber Alles wie es da ist hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck sind. Was du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühle nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den Alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farben des Paletts, mit dem er malt."

Wie es Göthe indeß gelang, diese richtigen Eindrücke bei Caroline Herder zu verwischen, so wußte diese wieder ihren Mann für Göthe umzustimmen. Sie beschrieb ihm, wie er am 23. April, dem Geburtstag ihres Luischens, die Familie besuchte und dabei ausrief: „Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen lassen, er ruinirt sich selbst, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsche ich Herder, ich hab ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht!"

„O wie bestrafe ich mich," schreibt sie den 10. Mai 1789, „daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue, männliche Seele, und es freut mich, daß du dieß in einem deiner letzten Briefe so gut wiedererkennst."

Den 29. Mai versichert sie Herder:

„Göthe liebt dich und ist's vor allen Menschen werth, von dir geliebt zu werden. Wende dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelica, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest."

Die Gründe, welche Herders Berufung einst herbeigeführt hatten, dauerten für Göthe noch fort. Er konnte in sein Kartenspiel keinen

orthodoxen, ſtrengen, auch keinen einflußreichen, thatkräftigen Superintendenten brauchen. Herder, mit ſeiner Schwäche und Nachgiebigkeit, war ihm der rechte Mann, über ſeine „Gewiſſensehe" das Auge zuzudrücken und ſeine Freigeiſterei theoretiſch und praktiſch ganz unangefochten zu laſſen. „Glaube und Sitten" waren da geborgen. Wahrſcheinlich auf Göthe's Verwendung übernahm es die Herzogin, zwei von Herders Kindern erziehen zu laſſen, und der Herzog erklärte (den 2. Mai) einfach, daß er Herder nicht gehen laſſen werde. Am 3. ſicherte er Göthe zu, daß er Herders Schulden (1800—2000 Thaler) auf ſich nehmen werde, und zwar ſo, „daß im Publico nichts davon eclatire". Dazu verſprach er Herder die Ernennung zum Vice-Conſiſtorialpräſidenten, 500 Thaler Gehaltszulage (die 300 eingerechnet, die er ſchon bezog) und 200 Thaler Wittwengehalt für ſeine Frau. Als Herder klagte, daß er factiſch ſo nur 200 Thaler Gehaltserhöhung bekomme, wandte ſich Göthe am 12. Mai abermals an den abweſenden Herzog:

„Eine meiner vorzüglichen Sorgen iſt nun Herders Schickſal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über dieſen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen ſage. Es wird einem Fürſten, der ſo mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von Manchem, beſonders dem Nächſten, zu machen, wenn er es wie eine Baumſchule behandelt, nach und nach, und immer ſo fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Menſch, dem nachgeholfen wird, von ſich ſelber wachſen. Und am Ende von Allem: was unterſcheidet den Mächtigen, als daß er das Schickſal der Seinigen macht, es bequem, mannichfaltig und im Großen machen kann, anſtatt daß ein Particulier ſein ganzes Leben ſich durchdrücken muß, um ein Paar Kinder oder Verwandte in einige Aiſance zu verſetzen."[1]

Herder aber klagte aus Florenz (21. Mai) ſeiner Frau:

„Warum haben wir bisher einem Fürſten gedient, der ſeinen ſo hoch und werth geachteten Diener ſo bezahlt hat! Wir gutherzigen Tröpfe! . . . . Weg von ihnen! Das iſt mein einziges Thema, und nur nicht auf ihre Freundſchaft und Dankbarkeit gerechnet!"

Der Herzog war — ganz nach Göthe's Gleichniß von der Baumſchule — langſam im Zulegen und that nicht zu viel. Am 3. Juli konnte Caroline endlich melden:

„Der Herzog hat dir durch Göthe 400 Rthlr. Zulage verſprochen, ſo daß wir 1800 Rthlr. jährlich haben. Dieß zeigt genug, daß dich der Herzog nicht laſſen will."

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 149.

Vierhundert Thaler Gehaltszulage war also alles, was der vielgepriesene Mäcenas von Weimar seinem Superintendenten, dem Theologen seines Musenhofes, einem der ersten Schriftsteller des damaligen Deutschlands verwilligte. Es reichte knapp aus, um ihn mit seiner zahlreichen Familie vor neuen Schulden zu bewahren. Denn da Herder von Niemanden der Verschwendung bezichtigt worden ist, vielmehr sehr einfach und anspruchslos gelebt zu haben scheint, so können seine Schulden nur davon hergerührt haben, daß sein früheres Einkommen, 1400 Thaler jährlich, nicht ausreichte, also von der knickerigen Behandlung Seitens des Hofes. Hätte Wieland sich nicht durch seine Schriftstellerei ein regelmäßiges Einkommen verschafft, so wäre er mit seiner Pension von 1000 Thalern wahrscheinlich in denselben Fall gekommen.

„Überhaupt," bemerkt Marggraff[1], „muß man gestehen, daß der Herzog jene großen Geister, deren Ruhm den seinigen begründete, sehr wohlfeil hatte; sie kosteten ihm vielleicht nicht so viel als ein paar Husarenmajore, von denen er und das weimarische Ländchen keinen Ruhm und kaum einen Nutzen hatten. Einen Minister, einen Consistorialpräsidenten, einen Prinzenerzieher, vielleicht auch einen Geschichtsprofessor brauchte er ohnehin."

An Frau von Heygendorff, seine „Freundin", verwandte Karl August im Jahre 1825 über 13500 Thaler[2], also dreimal so viel als 1790 an Göthe, Herder, Wieland und Schiller zusammen.

So schlecht Herder im Grunde gestellt war, beschloß er endlich doch, von Göthe bestürmt, vom Herzog scheinbar neu verpflichtet, von der eigenen Frau Caroline gedrängt, und selbst wohl schwankend zwischen unangenehmen Erinnerungen und Befürchtungen einer ungewissen Zukunft, in Weimar zu bleiben. Schon im Frühjahre 1790 erkrankte er so schwer, daß er kaum mehr seinen Geschäften nachkommen konnte. Seine Familie mehrte sich um ein achtes Kind. Im October 1791 brach er seine „Ideen" ab und arbeitete dann neue Schriften aus; seine Vollkraft war jedoch geknickt, und die Vereinsamung, welche er sich selbst prophezeit hatte, trat zwar nicht auf einen Schlag, aber doch langsam im Laufe der nächsten Jahre ein.

[1] Blätter für Lit. Unterh. 1860. II. 689.

[2] Nach den im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv in Weimar befindlichen Rechnungen (A. 1380. Rechnung vom 1. April 1825 bis 31. März 1826). Das jährliche Deputat der Frau von Heygendorff betrug allein 6000 Thaler. Dazu bestritt der Herzog noch ihren Aufwand und sorgte für ihre gemeinschaftlichen Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen.

3. Friedrich Schillers Anstellung in Jena.

„Den lähmenden, verbitternden, aufreibenden Kampf um das Dasein in des Wortes herbster Bedeutung, wie Schiller sein Leben lang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt."

Johannes Scherr.

„Ich könnte seinen (Göthe's) Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

Schiller an Körner (Febr. 1789).

Nur einen Monat, nachdem Herder mit der Herzogin-Mutter nach Italien abgereist war, kam Göthe in Weimars Nachbarschaft mit einer neuen literarischen Großmacht zusammen, und es hätte von seiner Seite wohl nur wenig Entgegenkommen gebraucht, um dieselbe nach Weimar zu ziehen und für den Umgang mit Herder einen Ersatz zu finden. Den weimarischen Hofrathstitel hatte Friedrich Schiller bereits von Karl August erhalten; mit allen Größen von Weimar hatte er sich schon in Verbindung gesetzt; die Damen von Weimar wußten um seine Liebesgeschichten; die Herren hatten ihn im Club kennen gelernt. Göthe's Schwager, Vulpius, der Verfasser des Rinaldo Rinaldini, hatte sich ihm in weißem Frack und grünen Beinkleidern (so wollte es die Mode) vorgestellt; nur mit Göthe selbst war er noch nicht in nähere Beziehung getreten. Ein freundliches Wort, eine herzliche Einladung von ihm — und Schiller wäre für Weimar gewonnen gewesen. Dieses Wort ward jedoch nicht gesprochen. Noch sieben Jahre vergingen, ehe die beiden Männer sich fanden und — bis zu einem gewissen Grade — Freunde wurden. Es ist sehr erklärlich, wenn man Charakter, Bildungsgang, Schicksale und Stellung Beider in Erwägung zieht.

Friedrich Schiller war in Manchem das gerade Widerspiel von Wolfgang Göthe, in Manchem berührten und ergänzten sie sich harmonisch. Die ebenso beliebte als wohlfeile Distinction „subjectiv" und „objectiv" deutet weder den eigentlichen Charaktergegensatz der beiden Dichter selbst, noch denjenigen ihrer Poesie an. Weit mehr ist gesagt, wenn man

den Einen einen Idealisten, einen Dramatiker, einen Strebenden nennt, den Andern einen Realisten, einen Lyriker und Epiker, einen Besitzenden. Auch all das bedarf indeß näherer Bestimmung, um völlig wahr zu sein.

Schiller war den 10. November 1759 zu Marbach geboren, also zehn Jahre jünger als Göthe, eine lange, hagere, knochige Gestalt, mit scharfem Profil, geistreichen Zügen, mehr geschеidt als gewinnend, nicht ohne Anflug von aristokratischen Manieren, doch kein glatter, gewandter Hofmann, wie Göthe, noch entschieden jugendlich, schwärmerisch und im geselligen Verkehr etwas linkisch und unbeholfen. Trotz des großen Rufes, den seine ersten Dramen ihm eingebracht, war er noch eigentlicher Professionsliterat, ohne Anstellung und Besoldung, hatte weder Frau, noch Amt, noch fixes Einkommen, dachte aber allen Ernstes daran, das Alles zu erwerben; denn er stand den Dreißigen nahe und hatte das Abenteuern satt [1].

Es war nicht das erste Mal, daß Schiller mit Göthe zusammentraf. Als dieser im December 1779 mit Karl August von der romantischen Schweizerreise zurückkehrte, wohnten sie als Gäste der Preisvertheilung bei, welche Herzog Karl von Württemberg an der damals eben zur Militärakademie erhobenen „Karlsschule" halten ließ. Es war den 14. December. Papilloten im rothen Haar, den steifen Zopf im Nacken, eingezwängt in eine steife Zöglingsuniform, wurde dreimal der zwanzigjährige Mediciner Friedrich Schiller aufgerufen, holte sich seinen Preis und küßte dafür dem Herzog den Rockschooß. Um einen vierten Preis „in der deutschen Sprache und Schreibart" mußten vier Schüler loosen; Schiller ging desselben verlustig. Göthe beachtete den Karlsschüler nicht

[1] Vgl. von der ausgedehnten Schiller-Literatur für das Folgende besonders: H. Viehoff, Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. 3 Thle. Stuttgart 1874. — Boas-Maltzahn, Schillers Jugendjahre. 2 Bde. Hannover 1856. — Palleske, Schillers Leben und Werke. 2 Bde. Stuttg. 1882. — Joh. Scherr, Schiller und seine Zeit. Leipzig 1865. — Bulwer (Kletke), Schillers Leben und Werke. Berlin 1847. — Julian Schmidt, Schiller und s. Zeitgenossen. Leipzig 1859. — W. von Maltzahn, Schillers Briefwechsel mit s. Schwester Christophine und s. Schwager Reinwald. Leipzig 1875. — (Urlichs,) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. 3 Bde. Stuttgart 1860—1865. — Kuno Fischer, Schiller. Leipzig 1868. — Caroline v. Wolzogen, Liter. Nachlaß. 2 Bde. Leipzig 1848—1849. — Döring, Schillers Leben. Jena 1853. — J. Janssen, Schiller als Historiker. Freib. 1863. — E. Boas, Nachträge zu Schillers Sämmtl. Werken. 2 Bde. Stuttg. 1853. — L. Urlichs, Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller. Berlin 1876. — R. Weltrich, F. Schiller. Stuttg. 1885.

und dachte noch weniger, daß er ihm in zehn Jahren schon als Rivale gegenüberstehen sollte.

Friedrich Schiller hat es in seiner Kindheit so gut gehabt, als das Kind eines herzoglich württembergischen Feldscherers und Unteroffiziers und der Tochter des Löwenwirths von Marbach es füglich nur haben konnte. Zu Taufzeugen bekam er einen General, einen Oberst, zwei Bürgermeister und einen Literaten, eine Frau „Ehrenmännin" und drei schwäbische Jungfern. Gewiß der Ehre genug! Die Eltern waren wackere, gemüthliche Leute. An Wohnung, Kleidung, Nahrung fehlte es nie, wenn die Familie auch von Widerwärtigkeiten nicht ganz verschont blieb.

Gegen Göthe's Kindheit, wie sie in „Dichtung und Wahrheit" märchenartig aufgeputzt ist, mag diejenige Schillers allerdings ärmlich erscheinen. Aber Liebe und Treue wohnten in seinem Elternhaus, und etwas noch Kostbareres: Religiosität und Gottesfurcht. Noch ist ein Gebet in Versen erhalten, das sein Vater selbst verfaßte und das er jeden Morgen zu beten pflegte. Es schließt mit den Worten:

„Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich Deiner Hut,
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!"

Viele Jahre später schwebte Schillers Schwester Christophine noch das Bild ihres mitbetenden Brüderchens vor: „Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelköpfchens."

Daß die Familie wiederholt den Aufenthalt wechselte, konnte auf den Knaben nur weckend und anregend wirken. Der Vater stieg auf, ward Hauptmann und Werbeoffizier. Als der Knabe sechs Jahre alt war, unterrichtete ihn der Prediger Moser zu Lorch zugleich mit seinem eigenen Sohn viel sorglicher, als es in einer großen Volksschule möglich gewesen wäre. 1768 zog die Familie nach Ludwigsburg; da bekam Friedrich schon den Sohn eines adeligen Offiziers zum Schulkameraden. Es ging beständig aufwärts an der socialen Leiter. Fritz sollte Theologe werden und war damit ganz zufrieden. Früher schon predigte er den anderen Knaben wie ein Pastor. Gute Zeugnisse versprachen das Beste. Daß er bei starkem Wachsen zeitweilig etwas in den Studien zurückkam, ist schon tausend und aber tausend Knaben begegnet — das ist noch kein „widriges Lebensschicksal". Das hinderte ihn nicht, schon Verse zu machen. Der Vater rückte indeß dem Herzog näher und gründete eine Baumschule bei Ludwigsburg. Herzog Karl hatte damals auf seinem Landhause, der

„Solitude", erst ein Waisenhaus, dann eine militärische Planzschule, endlich eine Militärakademie gegründet. Auf seinen Wunsch kam der junge Friedrich in diese Offiziersschule und siedelte mit derselben 1775 nach Stuttgart über. Die Familie war damit jeder pecuniären Sorge für ihn enthoben. Er studirte erst Jura, dann Medicin, hatte dabei nicht bloß alles zum Leben Nöthige, sondern einen für Zeit und Umstände durchaus genügenden Unterricht; erwarb sich sogar das besondere Interesse des Herzogs, verehrte diesen als Gönner und Landesvater, verherrlichte ihn bei festlichen Anlässen in Dichtungen und Prosa und brauchte, in pflichtgemäßer Subordination, nur wacker voranzustudiren, um einer günstigen und glücklichen Lebensstellung sicher zu sein. Mit Reglement, Dressur und militärischer Einschränkung stand es an der Karlsschule nicht besser und nicht schlimmer, als an hundert andern Cadettenhäusern, Soldatenschulen und Militärakademien älterer und neuerer Zeit. Dämmerte es auch dem Herzog Karl, daß Schiller bei fortgesetztem Fleiß „ein recht großes Subjectum"[1] werden könnte, so ist es doch gewiß stark, von ihm zu verlangen, er hätte den vorwitzigen Eleven für seine kleinen Widerspänstigkeiten und Insubordinationen damit belohnen sollen, daß er ihn von allen Verpflichtungen des Reglements freisprach.

In den Karlsschüler war nämlich nicht bloß etwa der revolutionäre Hauch der damaligen Poesie, sondern eine recht tüchtige Dosis revolutionärer Anschauung überhaupt gefahren. Er hatte neben Ossian und Shakespeare auch Rousseau und die Encyklopädisten, Göthe's Götz und Werther, Leisewitz' Julius von Tarent, Millers Siegwart, die Dramen Klingers und den übrigen „Sturm und Drang" kennen gelernt, welcher die damalige Roman- und Theaterliteratur beherrschte. Da stürmte und wetterte es von Genie, Natur, Tugend und Freiheit, da strömten Blut und Thränen in ganzen Bergbächen und Wolkenbrüchen, da glühte es von unnennbarer Liebessehnsucht, Tyrannenhaß und Glückwünschen an die Menschheit, da wimmelte es von Vergiftungen und Erstechungen und nicht einfachem Mord, sondern möglichst schauerlich gesteigertem Mord, Selbstmord, Kindsmord, Gattenmord, Brudermord, Vatermord, Tyrannenmord — ein wahres Pulvermagazin, ein Vulkan von Greueln und Leidenschaft. In dem Hirn und in der Phantasie streng gehaltener Pensionäre mußte eine solche Lectüre nothwendig vulkanisch wirken. Der Geist Rousseau's kam über sie. Schillers reich angelegte Phantasie verirrte sich in den Wahn, jene

[1] Boas, Schillers Jugendjahre. I. 182.

grauſigen Schreckgeſtalten durch noch ſchauerlichere überbieten zu müſſen. Alle Abgründe der Schlechtigkeit ſollten aufgedeckt, alle Scheußlichkeiten der Tyrannei entſchleiert, alle Geheimniſſe des Menſchenherzens geoffenbart werden, um die Tugend deſto herrlicher ſtrahlen zu laſſen und die Menſchheit zu retten. Den „Clavigo“ hatte Schiller nicht bloß geleſen, ſondern am 11. Februar 1780 ſogar mitgeſpielt und zwar die Titelrolle. Er hatte die fürchterliche Klagerede am Sarge der ſchwindſüchtigen Marie gehalten und ſich dann erſtechen laſſen, er hatte im Beginn des Stückes declamirt: „Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmackes werden.“ Mit ähnlicher Keckheit, wie Göthe in den Frankfurter Recenſionen, kritiſirte Schiller in einem Aufſatz „Philoſophie der Phyſiologie“ den alten Haller herunter, der von Medicin jedenfalls mehr verſtand, als er. Er hoffte, ſich durch dieſen Aufſatz die Entlaſſung zuzuziehen; allein der Herzog urtheilte ſehr richtig, daß einem ſo kecken und anmaßlichen Jüngling noch ein Jahr Colleg beſſer thäte. Schiller ſchrieb jetzt — einundzwanzig Jahre alt — ſeine „Räuber“, d. h. zu all den bisherigen ſtarken Gewürzen, Pfeffer, Eſſig und Senf der Genieperiode goß er noch verdünnte Schwefelſäure, rückte die Anarchiebilder des „Götz“ um etliche Stufen auf die tiefſte herab, in die Nachtregion des profeſſionsmäßigen Verbrechens, und ſtach mit ſeinem Schauerbild entſchieden Göthe aus.

Als das Stück durch Heribert von Dalberg, den Bruder des Statthalters, 1781 in Mannheim auf die Bühne kam, hatte er ſeine Entlaſſung von der Schule bereits erhalten und war Regimentsarzt ohne Portepee mit 18 Gulden Gehalt monatlich zu Stuttgart und Redacteur eines Winkelblättchens, das zweimal in der Woche erſchien. Alles ging gut. Erſt die Klage aus Graubünden und Schillers Reiſe nach Mannheim führte Arreſt, Internirung und das herzogliche Verbot herbei, Komödien u. dgl. zu ſchreiben, worauf Schiller es für räthlich fand, ſich weiteren Wirkungen der herzoglichen Ungnade durch die Flucht zu entziehen. Das geſchah den 17. September 1782.

Durch ſeine Flucht ward Schiller in die Lage eines brodloſen und ſtellungsloſen literariſchen Abenteurers verſetzt. Der Theaterintendant Heribert von Dalberg, welcher ſeine „Räuber“ auf die Bühne gebracht und auf deſſen Unterſtützung er ſicher gerechnet hatte, ließ ihn im Stich. Ein zweites Drama, „Fiesko“, das er mit nach Mannheim brachte, wurde als unaufführbar zurückgewieſen; doch nahm es der Buchhändler Schwan für elf Louisd'or in Verlag. Schiller hatte ein paar herbe Monate.

Völlige Mittellosigkeit, Zurücksetzung, peinliche Furcht, der Polizei in die Hände zu fallen, drückten ihn, Liebesgeschichten verschlimmerten seine Lage. Eine Frau von Wolzogen, welche er schon in Stuttgart kennen gelernt hatte, nahm sich indeß seiner an. Im December fand er, unter falschem Namen, Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen. Hier vollendete er im Januar 1782 sein drittes Trauerspiel: „Louise Millerin" oder „Kabale und Liebe". Schon im Juli 1783 konnte er die unfreiwillige Einsamkeit wieder verlassen und ließ sich für 300 Gulden jährlich als Theaterdichter an der Bühne zu Mannheim engagiren. Da die karge Besoldung nicht ausreichte, so sah er sich um des lieben Brodes willen genöthigt, im Herbst 1784 eine Monatsschrift, „Die Rheinische Thalia", zu gründen, worin er den ersten Act seines „Don Karlos" erscheinen ließ. Noch viel schwärmerischer als einst Lessing, faßte er die Aufgabe des Theaters als eine der höchsten der Menschheit auf, fast gleichstehend mit jener der Religion, machte aber praktisch die ernüchterndsten Erfahrungen. Die Direction bezahlte ihn schlecht und nützte ihn egoistisch aus; mit den Schauspielern bekam er die unangenehmsten Händel, und Liebschaften störten, verwirrten und hemmten seine Thätigkeit. Obwohl er dabei zu immer steigendem Ruf gelangte und von dem Herzog Karl August von Weimar 1784 den Titel eines Sächsischen Rathes erhielt, war er zuletzt froh, dem Eldorado der Schauspielkunst den Rücken drehen und sich in eine friedliche künstlerische Einsamkeit zurückziehen zu können. Eine solche gewährte ihm ein junger Gelehrter, Chr. Gottfr. Körner, Oberconsistorialrath in Dresden, erst (April 1785) auf einem Gütchen zu Gohlis bei Leipzig, dann im September 1785 zu Dresden selbst. Hier vollendete er seinen „Don Karlos", setzte seine Zeitschrift fort, studirte etwas Philosophie und Ästhetik und ward durch neue dramatische Pläne immer weiter in das Gebiet neuer Geschichte, besonders jene der niederländischen Revolution und des dreißigjährigen Krieges geführt.

Charlotte von Kalb, geb. Marschalk von Ostheimb, die begabteste und unseligste, umworbenste und extravaganteste „Culturdame" jener Zeit, in deren Netze Schiller zu Mannheim gefallen war, zog ihn endlich im Juli 1787 nach Weimar. Während sich hier das ebenso trübe als aussichtslose Verhältniß erneuerte, knüpfte Schiller mit allen damaligen Größen von Weimar und Jena an, schrieb in den „Teutschen Merkur" und sah sich nach einer Frau und nach einer Anstellung um, indeß vergebens. Im December trat er in nähere Beziehung zu der verwittweten Frau von Lengenfeld in Rudolstadt und deren beiden Töchtern Charlotte

und Karoline, ließ sich im Mai 1788 in ihrer Nachbarschaft zu Volkstedt nieder und verlobte sich nach langem Schwanken zwischen den beiden Fräulein im December des folgenden Jahres endlich mit Charlotte von Lengenfeld.

In den lyrischen Gedichten, welche Schiller 1782 als „Anthologie" herausgab, wie in einzelnen Partien der Räuber, weht eine sehr trübe, mephitische Luft. „Sein poetisches und sittliches Gewissen war danach unglaublich weit, wenn bei diesen zum Theil rohen und gemeinen Ausgeburten erschreckender Entsittlichung von Gewissen überhaupt noch die Rede sein könnte. Die Anthologie ist schlimmer als die Gedichte der lüsternen Poeten aus Wielands Schule, als der entarteten Anakreontiker in Grecourts Geschmack, da sie mit der Sittenlosigkeit ein ekelhaftes Spiel treiben, während die Sittenlosigkeit der Anthologie zur wirklichen Natur geworden ist und kaum eine Ahnung einer reineren Welt übrig gelassen hat."[1] An wen immer die Laura-Oden gerichtet sein mögen, ob an die verwittwete Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte, oder an eine andere ähnliche Muse: eine derartige Poesie setzt im Zusammenhang mit andern Umständen ein ziemlich wildes und wüstes Leben voraus. In Mannheim gerieth Schiller in das sittenlose Treiben der dortigen Schauspieler hinein, so daß ihm später die Schauspieler-Erlebnisse in Göthe's „Wilhelm Meister" nichts Neues, sondern vielmehr Selbsterlebtes zu bieten schienen. Daneben verliebte er sich in Margaretha, die Tochter des Buchhändlers Schwan, und ließ sich mit der verheiratheten Charlotte von Kalb in ein so leidenschaftliches Verhältniß ein, daß er sie sogar schließlich zur Ehescheidung drängte. In Bauerbach huldigte er mit thörichter Liebe einer andern Charlotte, der Tochter seiner Wohlthäterin von Wolzogen, in Dresden fesselte ihn ein Fräulein von Arnim. In Weimar knüpfte er das Verhältniß mit Frau von Kalb öffentlich nochmals an, während er gleichzeitig daran dachte, sich mit einer Tochter Wielands zu verehelichen, und die Doppelliebe zu den Geschwistern Lengenfeld war nicht frei von Verfänglichkeit, bis er endlich „Lotte" zur Frau erkor. Das waren für zehn Jahre gewiß genug Abenteuer.

Eines dieser Verhältnisse hat Schiller später selbst eine „miserable Leidenschaft" genannt, und damit den Charakter seines Jugendlebens als eine Kette von Verirrungen gezeichnet. Auf die Tugend-Tiraden in seinen

[1] Gödeke, Grundriß. Leipzig 1859. I. 923. Vgl. dazu Boas, Schillers Jugendjahre. I., worin ausführlicher Aufschluß über den Charakter dieser „Jugendpoesie" gegeben ist.

ersten Dramen ist nicht viel zu geben, da er schon als Karlsschüler die Maitresse des Herzogs, Franciska von Hohenheim, wiederholt in der überschwänglichsten Weise als „Ideal der Tugend" gepriesen hat[1] — und die jungen Leute wußten, was diese Franciska war. Während der junge Göthe mehr weich und weibisch war, zeigt sich der junge Schiller wilder, leidenschaftlicher und stürmischer. Immerhin vergeudete er nicht so viel Zeit in unendlichen, sentimentalen Weibercorrespondenzen, warf sein Sinnen und Streben nie so rückhaltslos an Mädchen und Frauen weg, wie der „Hätschelhans" der Frau Aja. Während dieser sich von der Frau von Stein erziehen ließ, bildete er sich selbst. Eine harte Schule der Arbeit, der Entbehrung, des Kampfes entriß ihn wenigstens zeitweilig dem Taumel der Sinnlichkeit, erhellte seinen Geist, kräftigte seinen Willen und erhielt in ihm einen Rest jener christlichen Anschauungen, welche er in seiner Kindheit erhalten hatte.

Durch das schauerliche Nachtgemälde von Verkommenheit, das er in den „Räubern" entrollt, blitzt erschütternd noch der Glaube an göttliche Gerechtigkeit, Menschenwürde, Tugend, an den jüngsten Tag, an ewige Vergeltung, an eine sittliche Weltordnung. „Fiesko" ist ein echtes Carbonari-Stück, schon in seinem Stoff Rousseau entliehen; aber Schillers Republikaner sind keine solche verwaschenen Parade-Lieutenants, wie der Klärchenseufzende Egmont, sie glauben noch an Römertugend: Freiheit und Recht gilt ihnen mehr, als Vergnügen und Liebe. „Kabale und Liebe" ist kein Stück für Mädchenpensionate, und es läßt sich dieß und das daran moralisiren; aber es hat schließlich einen tief sittlichen Hintergrund, es ist eine vernichtende Kritik der erbärmlichen Hof- und Maitressenwirthschaft jener Zeit. Schiller schrieb es in drückender Widerwärtigkeit, während Göthe selbst im Hofleben von Weimar Zeit und Talent vertändelte.

Eine tiefere philosophische und religiöse Bildung besaß Schiller ebenso wenig, als Göthe. Als er das erste Mal nach Weimar kam und Herder ihm von Spinoza zu reden anfing, war er in bitterer Verlegenheit. Er wußte nichts von Spinoza, er mußte an Freund Körner in Dresden

[1] Schillers Werke [Hempel]. XIV. 31 ff. 36 ff. 47 ff. Seine Geburtstagsrede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", schließt mit den Worten: „Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franciska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir die unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franciska, eine einzige gleich einer Welt — Franciska verdient sie zu weinen!"

schreiben, um sich rasch ein wenig orientiren zu lassen. Die Philosophie des Aristoteles und Plato hatte er nie gründlich studirt, geschweige jene des Mittelalters, des Descartes, Baco oder Leibniz. Die religiösen Eindrücke und der fromme Glaube seiner Kindheit waren ihm im Taumel seines Theatertreibens fast ganz abhanden gekommen. Er war Freigeist. Die katholische Kirche war ihm ein noch unbekannteres Land, als Spinoza[1]. Seinen schriftstellerischen Ideenvorrath hatte er nicht weiter her, als aus der seichten Aufklärungsliteratur jener Tage: Zeitschriften, Romanen, Schauspielen, einer Literatur, die fast noch ganz vom Einflusse Rousseau's, Voltaire's, Diderots und der übrigen „Philosophen" beherrscht war[2]. Von Geschichte studirte Schiller eklektisch, was er gerade, von der Hand in den Mund, für seine dramatischen Projecte oder sonst brauchte, um Aufsätze zu schreiben. In Bauerbach mußte er mit den Büchern vorlieb nehmen, die ihm sein Schwager, der Bibliothekar Reinhold, verschaffte; in Mannheim rissen ihn Theatersorgen aus der erforderlichen Muße; erst in Dresden und Leipzig erweiterte und vertiefte sich sein Studium ein wenig. Da begann er ernstlicher Kant zu lesen und sah sich ausführlichere Werke über den dreißigjährigen Krieg und die niederländische Revolution an. Auch da war aber sein Studium nicht dasjenige eines Gelehrten, dem es in aller Ruhe um Erforschung der Wahrheit zu thun ist, sondern dasjenige eines Brodliteraten, der nach pikanten Geschichtsstoffen herumstöbert, um seine „Revue" zu füllen und sein Honorar zu verdienen. Man kann seine Geschichtsforschung nicht treffender charakterisiren, als er es selbst in einem Briefe von dem göttlichen Weimar aus an seine Schwester Christophine gethan hat:

„Ich warte nun mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Krusius schreibe ich nächsten Donnerstag, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Krusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung" (6. October 1787)[3].

[1] Zeugniß dafür gibt sein grillenhafter Roman „Der Geisterseher".

[2] Bezeichnend ist, daß er selbst aus Diderots Schandroman „Jacques le fataliste et son maître" eine der schmutzigsten Episoden 1785 für seine „Rheinische Thalia" bearbeitete. Schillers Werke [Hempel] XIV. 244—277. Die Handschrift, nach der er arbeitete, hatte er durch Dalberg erhalten. In französischer Sprache wurde der Roman und die erwähnte Episode daraus, „La Religieuse", erst 1796 gedruckt.

[3] Maltzahn, Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine. S. 102.

Er interessirte sich indeß immerhin wirklich für Geschichte und Philosophie. Ihn beschäftigte nicht das Sinnliche, Farben und Formen, das Leben der Pflanzen und Thiere, sondern der Mensch mit seinen Ideen und Leidenschaften, seinen socialen Verhältnissen und Thaten, seinen Beziehungen zum Idealen, sein Geistesleben, das über das Sinnliche hinausliegt und diesem erst menschlichen Gehalt, Werth, Weihe ertheilt. Hierin steht der arme Brodliterat Schiller entschieden höher, als der behagliche Hofdichter Göthe mit seiner ganzen blasirten Weimarer Gesellschaft, die aus Verehrung für ihn Blumen trocknete und Steine sammelte und kindlich die Mutter Natur anbetete. Schiller fühlte das selbst und hat es in einem Briefe an Körner anschaulich ausgesprochen[1].

Die Weimarer Gesellschaft ihrerseits fühlte den Gegensatz nicht minder. Der neue Ankömmling sammelte weder Blumen noch Steine, brachte weder Kupferstiche noch Gemmen mit, er hatte keine niedlichen Singspielchen geschrieben, noch herzerweichende Romane. Seine Poesie und Prosa hatte etwas Unheimliches. Immer Verschwörungen! Räuber! Banditen! Verschworene! bürgerliche Revolutionäre! Fiesko! Rienzi! Pazzi! Bedemar! Italienische Attentate! Niederländische Revolution! Spanische Hausrebellion! Geisterseher! Kein Prinz und keine Prinzessin war in seinen Stücken des Lebens sicher. Die Bürgerlichen hatten bei ihm immer Recht. Seine neueste Entdeckung war ein liberaler, fast radikaler Prinz an dem Hofe jenes Philipp II., der als Vorbild aller kleinen und großen Autokraten gelten mochte, — ein Prinz, der dem Vater die Gemahlin streitig macht, die ganze bisherige politische Ordnung haßt, Alles über den Haufen werfen will, um die Welt vom Throne herab — nach den Ideen der französischen Revolution — völlig umzugestalten. In feierlichem, leidenschaftlichem Pathos wurde in dem neuen, noch ungedruckten Stück das ganze politische Programm durchgesprochen, von dem fortan ein Jahrhundert lang Hunderte von Zeitungsschreibern, Constitutionsmachern und andern Menschenbeglückern zehren sollten[2]. Das Programm war so

[1] (Vollmer), Schillers Briefwechsel mit Göthe. I. 87. 88. 89.

[2] „Ich bin weder Illuminat noch Maurer," sagt Schiller in seinen Briefen über „Don Karlos" (Werke XIV. 470), „aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subject ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werk fähig gemacht wird."

ſeicht als möglich; aber es war doch ein Programm, philoſophiſch durchdacht, leidenſchaftlich erfaßt, mit ernſtem, männlichem Sinn durchgeführt — und deßhalb ſchon viel zu ſchwere Koſt für die Herren und Damen, welche den „Triumph der Empfindſamkeit" gefeiert und den „Jahrmarkt von Plundersweilen" mitgeſpielt hatten.

„Don Karlos" zog nicht. Gotter las ihn bei der Herzogin Amalie vor, und die Folge war, daß Schiller nicht mehr zu ihr geladen wurde. Wieland, der dabei war, wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich hieß es, der zweite Theil habe mißfallen. Schiller verzweifelte faſt. Es wurde ihm kein ermunterndes Wort zu Theil, während ihm überall das Lob Göthe's entgegentönte. Herder, der Chorage der Göthe-Verehrer, hatte bis dahin noch keine einzige von Schillers Schriften geleſen (!!). Er war es indeſſen, der den „Don Karlos" wenigſtens verſtand, nun auch Schillers frühere Werke nachlas und etwas beſſere Luſt für ihn machte. In Jena fand Schiller Männer, die ihm behagten, wie Reinhold, Schütz, Hufeland, Döderlein, Griesbach, „unabhängige Leute", die ſich „um keine Fürſtlichkeit zu bekümmern" brauchten, die ſeine neue Dichtung verſtanden und dem Dichter Anerkennung und Freundlichkeit entgegenbrachten. Darum verzweifelte er nicht, noch einen Wirkungskreis in Jena oder Weimar zu finden, und hielt ſich in der Nachbarſchaft, um den günſtigen Augenblick abzuwarten.

Von ſeinen nächſten ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen hat keine ſo großes Aufſehen gemacht, als ein Gedicht, das er für das Märzheft 1788 des „Teutſchen Merkur" lieferte: „Die Götter Griechenlands". Wieland war im Gedränge. Er rechnete auf Schiller; dieſer verfaßte — wie er ſelbſt ſagt — „in der Angſt" das Gedicht[1]. „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten ſtelle, iſt nicht der Gott der Philoſophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, ſondern es iſt eine aus vielen gebrechlichen ſchiefen Vorſtellungsarten zuſammengefloſſene Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich in's Licht ſtelle, ſind nur die lieblichen Eigenſchaften der griechiſchen Mythologie in *eine* Vorſtellung zuſammengefaßt."[2]

Das Gedicht war alſo im Sinne des Dichters eben ein Gedicht, mit dem er dem geplagten Redacteur Wieland aus der Noth helfen wollte, nicht aber ein feierliches Glaubensbekenntniß oder gar ein beabſichtigtes Attentat auf das Chriſtenthum. Die Poeſie- und Kunſtfülle, welche im

[1] Göbeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 171. [2] Ebdſ. I. 251.

ganzen und vollen Christenthum, d. h. in der katholischen Kirche sich offenbart, kannte Schiller nicht. Als Künstler fand er die Lichtseiten der griechischen Mythologie ästhetisch schöner, als das abgeblaßte, verstümmelte Christenthum, wie es in seinem Bekenntnißglauben vor ihm stand, ohne sichtbare Gestaltung, Hierarchie, Sacramente, kirchliche Kunst und innigere Durchdringung von Religion und Leben. Da hatte er als Künstler in gewissem Sinne Recht. Mit dieser Religion war für künstlerische Zwecke nicht viel anzufangen, sie hatte nichts hervorgebracht, als etwas Kirchenlied mit Orgelbegleitung. Rafael und Michel Angelo, Lope und Calderon wäre es unzweifelhaft ebenso gegangen, wie Schiller, wenn ihnen die Religion nicht mehr geboten hätte, als eine aufgeklärte Predigt Herders und ein Kirchenlied. Wie das Gedicht deßhalb einige Entschuldigung verdient, so verräth es im Grunde aber doch eine dem Christenthum durchaus feindliche Gesinnung. An der Kunst, am Schönen, am irdischen Genuß liegt dem Dichter mehr, als an der Religion, am Wahren, am Überirdischen und Göttlichen. Die griechische Vielgötterei kommt ihm so schön vor, daß er sich darüber unwillig von dem einen wahren Gotte abwendet, als ob dieser nicht noch unendlich mehr Schönes bieten könnte und Wahrheit und sittliche Güte dazu. Er stellt sehr deutlich das „schöne" Menschenthum an Stelle Gottes.

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher." [1]

Damit war die Grundanschauung ausgesprochen, welche, bei manchen sonstigen Verschiedenheiten, Wieland, Herder, Göthe und Schiller verband; das war genau die Religion, welche Göthe aus Italien mit nach Hause brachte. Schiller nahm sie ihm von den Lippen, ehe er noch zurück war.

Göthe rückte mit diesem Bekenntniß einstweilen noch nicht so offen heraus. Als seinen Vorläufer schickte er weder einen griechischen Halbgott, noch eine Göttin, sondern den „Egmont", einen Reformationshelden. Er war etwas leichtsinnig, liederlich — dieser Held; doch das protestantische Gewissen konnte sich beruhigen. Schiller bekam im Mai (1788) ein Recensionsexemplar, um es für die Jenaer Literaturzeitung zu besprechen.

Am 18. Juni kam Göthe zurück. Er hatte keine Eile, Schiller zu sehen. Noch am 11. August konnte dieser schreiben:

[1] Friedr. Leopold von Stolberg durchschaute diesen antichristlichen Geist des Gedichtes vollkommen richtig und verurtheilte ihn in ebenso ernster als würdiger Form. S. J. Janssen, Stolberg. 1877. I. 201—203.

„Göthe habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll, höre ich, gar keine Geschäfte treiben. Die Herzogin ist fort nach Italien, und der Herzog wird nächstens bei Euch in Dresden sein. Göthe bleibt aber in Weimar. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen."[1]

Es verging indeß noch fast ein Monat, bis Schiller endlich wirklich mit Göthe zusammentraf.

„Endlich kann ich Dir von Göthe erzählen," so meldet er Körner am 12. September, „worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warteteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt, der, die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als alle andre europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von 5 Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. . . . .

„Die Angelica Kaufmann rühmt er sehr; sowohl von Seiten ihrer Kunst, als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein; aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstand hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben, und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

[1] Gödeke a. a. O. I. 215.

„Ich wollte Dir noch mehreres aus ſeiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erſt gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammen kommen werden; und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

„Dieſer Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbſtes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er ſagt mir, daß er Verſchiedenes in den t. Merkur geben werde; ob er auf nächſte Oſtermeſſe ſeine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung ſeiner Gedichte." [1]

Eine Woche nach dieſer erſten Zuſammenkunft, Sonnabend 20. September, erſchien Schillers Egmont-Recenſion in der Jenaiſchen Literaturzeitung. Der Stoff war Schiller durch ſein Studium der „Niederländiſchen Revolution" ganz bekannt, vielleicht genauer als Göthe. Als Dramatiker fühlte er ſich ihm ebenbürtig. Er anerkannte mit Höflichkeit die Vorzüge des Stücks, deckte aber mit ebenſo graciöſem Anſtand die Fehler und Schwächen desſelben auf, beſonders den Grundfehler, der von Göthe's eigenem, weichem, ſchwammigem Gefühlsleben herrührte. Unter Schillers Hand wäre Egmont nothwendig ein echt tragiſcher Held geworden: jetzt war nur eine Zierpuppe vorhanden, die über einem Mädchen die Niederlande und die Freiheit vergißt und daran zu Grunde geht. Das ſagte Schiller unendlich fein, aber er ſagte es [2].

Über den Eindruck der Recenſion auf Göthe herrſcht eine merkwürdige Stille, faſt wie die unheimliche Stille vor einem Gewitter. Sie muß ihn tief gewurmt haben. Denn ſie ging gegen den innerſten Kern ſeines Weſens — ſeine Weiberliebe — „ſein Klärchen" [3]. Er hielt es indeſſen gerathener, zu ſchweigen. Als er ſpäter über ſeine „Erſte Bekanntſchaft mit Schiller" ſchrieb, ſchob er ſeine Abneigung ganz auf die „Räuber".

„Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich; denn ich glaubte all

[1] Gödeke a. a. O. I. 218. 219. [2] Schillers Werke [Hempel]. XIV. 514.
[3] Eckermann, Geſpräche. 1876. I. 225.

mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchien mir beſeitigt und gelähmt. Und was mich am Meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury ſchienen mir gleichfalls gefährdet; ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen; ich vermied Schiller'n, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander fort.“ [1]

Das kann man kaum ohne Lächeln leſen, wenn man überlegt, wie weit der Don Karlos ſchon von den Räubern abſteht, wie die „Götter Griechenlands“ bereits die ganze Grundlage des modernen Claſſicismus ausſprechen, wie Schiller eben um dieſe Zeit ſich vorgenommen hatte, zwei Jahre lang nichts als alle Claſſiker zu leſen, d. h. genau den Weg zu betreten, den Göthe in Italien betreten hatte. Da lag die Fatalität. Vor vier Jahren hatte jener Moritz von Schiller geſchrieben: „Alles, was dieſer Verfaſſer angreift, wird unter ſeinen Händen zu Schaum und Blaſe“ [2], und: „Ich waſche meine Hände von dieſem Schiller'ſchen Schmutze“ [3]. Und nun ward der Don Karlos von den einflußreichſten Literaturblättern als „ein herrliches Nationalwerk“ (I. 192), als „eins der ſchönſten Meiſterſtücke unſerer Literatur“ begrüßt [4], und der Verfaſſer des „Don Karlos“ wagte jenem des „Egmont“ ſogar in's Geſicht zu ſagen, daß ſein Drama eigentlich kein Drama ſei:

„Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwicklung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem Allem; — eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinah durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an allem Antheil nimmt und auf den ſich alle beziehen.“ [5] Dazu dann noch der feine, verblümte Nachweis, daß dieſer Charakter verfehlt ſei.

---

[1] Göthe's Werke [Hempel] XXVII. 309.

[2] Julius W. Braun, Schiller und Göthe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen. Schiller. 1882. I. 72. [3] Ebdſ. S. 80. [4] Ebdſ. S. 192.

[5] Schillers Werke [Hempel]. XIV. 511.

Das mußte ſich Göthe in ſeinem Weimar ſagen laſſen, er, der bisher allmächtige Günſtling, von einem dahergelaufenen Abeuteurer. Es war ſtark.

Anſtatt zu antichambriren, recenſirte Schiller; anſtatt ſich um Göthe's Gunſt zu bewerben, that er, wie wenn er in Weimar zu Hauſe wäre. Am 12. November kam er wieder von Rudolſtadt nach Weimar herüber, das er ſeine „einſtweilige Heimath" nennt, traf Wielands Merkur in Todesnöthen, d. h. von 2000 auf 1200 Abonnenten heruntergeſunken, und verabredete mit ihm einen Plan, die Zeitſchrift als „Neuen deutſchen Merkur" neu aufleben zu laſſen und für ſich und Wieland einträglicher zu machen. Die jährlichen Druckkoſten des alten Merkur beliefen ſich auf 700 bis 800 Thaler; nach Abzug des Gewinns, den der Verleger Göſchen machte, blieb eine Einnahme von 2000 Thaler, wovon aber das Meiſte als Honorar den Mitarbeitern, beſonders den drei Schwiegerſöhnen, ausbezahlt werden mußte. Wieland ſelbſt erhielt von all ſeiner Mühe und Arbeit nicht viel mehr als 200 Thaler.

Schillers Gedanke war nun, die Zeitſchrift durch tüchtige Arbeit zu heben und ſo einen Reingewinn von 3500 Thaler zu erzielen. Drei ausgezeichnete Mitarbeiter, meinte er, könnten ohne große Anſtrengung es zu Stande bringen, daß „jeder Aufſatz Werk des Genies, der abgewarteten Stimmung und der Feile" ſein könnte. Wieland ſollte die Redaction behalten, wodurch aber Herders Betheiligung ausgeſchloſſen ſchien. In zweiter Linie dachte Schiller an ſich, der dritte Mann könnte Göthe werden.

„Zwei Bogen kann ich des Monats mit Luſt und Muße fertig bringen und dieſe ſichern meine ganze Exiſtenz. Aber auch Wieland kann zufrieden ſein, und das Journal muß Vortheile genug dann haben, wenn ich jedes Heft mit zwei Bogen guter Arbeit verſehe. Meine Fächer würden ſein: 1) Dramen, 2) Erzählungen, wie z. B. Verbrechen aus Infamie, Geiſterſeher u. ſ. w., 3) hiſtoriſche Tableaux, Charakteriſtiken, Biographien, 4) Gedichte, 5) auch philoſophiſche Materie wie Julius und Raphael, und 6) kritiſche Briefe, wie die über den Karlos, nach welchen Wieland ſehr verlangt, und die viel Senſation gemacht haben ſollen.

„Sollteſt du es glauben, daß wir nach langem Herumſuchen in Deutſchland doch noch keinen gefunden haben, der nur ſo viel dazu taugte, wie ich? d. h. der bei dieſer Proportion der Fähigkeit dazu juſt ſo viel innern Willen und äußere Muße hätte, und der gerade in ſolchen allgemein intereſſanten Fächern arbeitete?" [1]

[1] Göbeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 234. 235.

Wieland versprach Schiller für ein Alphabet (23 Bogen) 100 Louisd'or (1956 M.). Damit glaubte dieser auskommen zu können.

Da Göthe zum dritten Mann ausersehen war, so ist es fast undenkbar, daß er nicht von dem Project gewußt haben sollte. Wenn man ihm auch den Platz nicht ausdrücklich bezeichnete, so war es an sich klar, daß Wieland und Schiller als Hauptunternehmer die Direction führen würden.

Was war mit einem Mann anzufangen, der Göthe, den Dramatiker, durch seine bisherigen vier Dramen in der Gunst des Publikums wenigstens theilweise verdrängt, der, offenbar genial angelegt, sich in vier Jahren von roher Prosa zur kunstvollsten dramatischen Sprache emporgearbeitet hatte, der, sich nun am Studium der Alten bildend, nicht nur Götz, Stella, Clavigo, Egmont, sondern auch die Iphigenie weit zu überflügeln drohte, der sich jetzt, ohne lange Complimente, über Göthe's Kopf weg, mit Wieland verband, um in „seinem" Weimar die erste Zeitschrift Deutschlands — eine Zeitschrift von lauter Genie zu gründen? Göthe muß sich diese Frage gestellt haben. Was er Alles darüber dachte, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß er plötzlich auf den Plan verfiel, Schiller in Jena nützlich zu beschäftigen und deßhalb der herzoglichen Regierung folgendes Promemoria einreichte:

Gehorsamstes Promemoria.

Herr Friedr. Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier, theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so gerieth man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vortheile zu verschaffen.

Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seite des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde. In diesen Rücksichten hat man ihn sondirt und er hat seine Erklärung dahin abgegeben, daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenensischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könnte, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferiert werden sollte. Er werde suchen sich in der Geschichte festzusetzen und in diesem Fach der Akademie nützlich zu seyn.

Endsunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab, von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano als auch Herrn Geh. R. von Franckenberg die Eröffnung gethan und der Ge-

danke ist durchweg gebilligt worden, besonders da diese Aequisition ohne Aufwand zu machen ist.

Serenissimus noster haben hierauf Endsunterzeichnetem befohlen, die Sache an Dero geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget und zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurtheilung und Beschleunigung anempfiehlt, damit mehrgedachter Rath Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualifieiren könne.

Weimar, den 9. December 1788.

J. W. von Göthe [1].

Wer sollte denken, daß hier von dem größten deutschen Dramatiker, dem einzigen Rivalen Göthe's, die Rede wäre? Von Poesie kein Wort. Nur seine Geschichte des Abfalls der Niederlande wird erwähnt. Er ist ganz und gar ohne Amt und Bestimmung, er ist der wohlfeilste Professor, den man haben kann — also soll er Professor werden, Professor eines Faches, das er nie ex professo studirt hat.

Worauf Göthe seine Berechnung gründete, war Schillers Wohlfeilheit und — pecuniäre Existenzlosigkeit. Er wußte, daß er heirathen wollte und daß ihm eine fixe Anstellung mit Titel hiezu erwünschter sein mußte, als ein bloßes Literatenleben, dessen Erfolg vom Zufall abhing und keine äußeren Garantien bot. Göthe hatte seine Leute: er brauchte nicht unmittelbar mit Schiller zu verhandeln. Wie dieser auf den Leim ging, erzählt er selbst in einem Briefe an Körner vom 15. December. Da war Alles schon so gut wie abgemacht [2]:

„Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena worden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Göthe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleich mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. In dem Rescript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht werden, und die Sache also ziemlich entschieden sein würde. So stehen die Sachen. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den

[1] Schnorr v. Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte. 1870. I. 117. (Mitgetheilt von Salomon Hirzel.) [2] Gödeke a. a. O. I. 248.

vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorſtehen und des Geldes wegen höchſt nothwendig ſind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir, hilf mir. Ich wollte mich prügeln laſſen, wenn ich dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Göthe ſagt zwar: docendo discitur; aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Profeſſur in allerlei neue Unkoſten ſetzen wird, Lehrſaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieſes Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir auf's Studiren drauf geht, am wenigſten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieſer trüben Periode, denn nun ſcheint ſich doch mein Schickſal endlich fixiren zu wollen. Ich beſchwöre dich, ſchaffe mir Rath und Troſt, und mit dem Baldigſten. Denke für mich und ſchreib' mir auch einen Plan, wie du glaubſt, daß ich am kürzeſten mit meiner Vorbereitung zum Ziel kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April."

So war Schillers Bund mit Wieland geſprengt, ſeine Thätigkeit als Literat und Dichter vorläufig durchkreuzt, wenn nicht für immer untergraben. Eine Stelle ohne Beſoldung machte ihn vom Hof zugleich und von Göthe abhängig, und nöthigte ihn, einerſeits ſein glänzendes Talent an hiſtoriſche Studien zu wenden, zu denen er keine Vorbereitung mitbrachte und keinen eigentlichen Beruf fühlte, anderſeits ſeine literariſch-journaliſtiſchen Arbeiten zu überſtürzen, um ſich dabei nur das nöthige Brod zum Leben nebenher zu verdienen. Während Göthe in dieſer Weiſe Schiller übertölpelte, zog er zugleich jenen Karl Philipp Moritz nach Weimar, der von allen Recenſenten die Werke Schillers am verächtlichſten und giftigſten heruntergehudelt hatte.

Es war dieß einer der wunderlichſten Vagabunden der Sturm- und Drangperiode, zwei Jahre älter als Schiller (15. Sept. 1757 zu Hameln geboren), erſt Hutmacherlehrling, dann Gymnaſiaſt, Schauſpieler in Gotha, wieder Student in Erfurt, abermals Schauſpieler, dann Mitglied der Herrnhutergemeinde in Barby, Theologieſtudent in Wittenberg, Lehrer in Baſedows Philanthropin zu Deſſau, Lehrer am Militärwaiſenhaus und dann am Grauen Kloſter in Berlin — zugleich Prediger, Schriftſteller und Dichter — als reiſender Literat (1782) in England, dann wieder Profeſſor am Kölniſchen Gymnaſium in Berlin, Redacteur der Voſſiſchen Zeitung — und nach einer unglücklichen Liebſchaft mit einer verheiratheten Frau Reiſender in Italien. All das vor dem dreißigſten Lebensjahre! Gewiß ein Genie![1]

[1] Er hat ſeine Abenteuer ſelbſt in dem autobiographiſchen Roman „Anton Reiſer" 1785—1790 zum Beſten gegeben.

Von Italien aus, wo er mit Göthe bekannt geworden und ſich von ſeinen unglücklichen deutſchen Liebesabenteuern in ungebundenem Künſtlerleben „erholt“ hatte, kam er am 3. December 1788 nach Weimar, ward in Göthe's Haus aufgenommen und ganze zwei Monate dabehalten[1]. Da er Göthe anbetete und Schiller verachtete, ſo verſtand er natürlich die „wahre Kunſt“, half Göthe am Taſſo feilen und ciſeliren, unterrichtete den Herzog im Engliſchen und unterhielt die Damen über Kunſt, Literatur und Leben. Auch mit Schiller verkehrte er, doch nach Göthe's Andeutungen nur, um ihn und ſich „leidenſchaftlich in den Geſinnungen zu beſtärken,“ welche ſie gegen Schiller hegten. Einem intimen Verkehr ging Schiller aus dem Wege[2].

„Die Abgötterei, die er mit Göthe treibt und die ſich ſo weit erſtreckt, daß er ſeine mittelmäßigen Producte zu Kanons macht und auf Unkoſten aller anderen Geiſteswerke herausſtreicht, hat mich von ſeinem näheren Umgang zurückgehalten. Sonſt iſt er ein ſehr edler Menſch und ſehr drollig-intereſſant im Umgange.

„Öfters um Göthe zu ſein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; *ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade.* Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dies ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine Prüde ꝛc. — — — Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünſche. An ſeinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er ſehr günſtig beurtheilt; nur zu lang hat er ſie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf iſt reif, und ſein Urtheil über mich wenigſtens eher *gegen* als *für* mich parteiiſch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, ſo iſt dies gerade der Menſch unter allen die ich kenne, der mir dieſen Dienſt thun kann. Ich will ihn auch mit Lauſchern umgeben, denn ich ſelbſt werde ihn nie über mich befragen.“[3]

---

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 320.

[2] Herm. Grimm, Göthe II. 130.

[3] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 270.

Körner antwortete hierauf:

„Göthe's Charakter, wie Du ihn beſchreibſt, hat allerdings viel Drückendes. Man muß ſeinen ganzen Stolz aufbieten, um ſich vor einem ſolchen Menſchen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es ſchade, wenn dies Dir ſeinen Umgang verleiden ſollte. Du kannſt keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrſchaft über ſich ſelbſt eine gewiſſe Überlegenheit beſitzt. Eine ſolche heroiſche Exiſtenz iſt die natürliche Folge, wenn ein großer Menſch eine Zeit lang faſt alle Arten von Genüſſen außer ſich erſchöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß ſeines eigenen Werthes und ſeiner Thätigkeit. Menſchen von ſolchem Gehalt wirſt Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, iſt doch gewiß ein beträchtlicher Vortheil. Es gibt Momente, wo man zu ſolchen Herausforderungen nicht geſtimmt iſt; aber in Deinen beſſeren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieſer Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Überlegenheit unter beſchränkteren Köpfen." [1]

Das war ein flauer Troſt. Schiller, der ſelbſt gleich Körner die geiſtige Bildung Göthe's überſchätzte, erwiederte:

„Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Göthe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Göthe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſal noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth, und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.

„Könnteſt Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftauſend Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, ſo wollte ich Dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine claſſiſche Tragödie, und weil Du doch ſo darauf verſeſſen biſt, ein halb Dutzend ſchöner Oden liefern — und die Academie in Jena möchte mich dann — —." [2]

Da ſich keine ſolche Frau fand, mußte Schiller die Folgen ſeiner Übertölpelung auf ſich nehmen. Er ſtudirte Schmidts Geſchichte der Deutſchen, Pütters Deutſche Reichsverfaſſung und ähnliche Werke und

[1] Ebdſ. I. 272. [2] Ebdſ. I. 288.

ſuchte ſich ſo allgemach in ſein neues Fach hineinzuleben. Daneben dichtete und ſchriftſtellerte er noch, ſo gut es ging, ein wenig; plante, um frühere Schulden tilgen zu können, eine Sammlung ſeiner früheren kleineren Schriften und eine Memoirenſammlung, und dachte daran, auch ſeine Vorleſungen ſchriftſtelleriſch zu verwerthen. Am 11. Mai 1789 zog er nach Jena hinüber, am 26. hielt er ſeine erſte öffentliche Vorleſung, welche großes Aufſehen machte, aber nichts eintrug. Sein Privatcolleg wurde ſchlecht beſucht, er konnte nicht davon leben. Gegen Ende des Jahres bewilligte ihm der Herzog ein Jahresgehalt von 200 Thalern, nicht ſo viel als ein herzoglicher Friſeur oder Leibſchneider bekam[1]. Am 22. Februar 1790 wurde er in der Kirche von Wenigenjena mit Charlotte von Lengefeld getraut, und richtete ſich dann in Jena häuslich ein, ſo ſparſam wie möglich. Seine Frau erhielt zwar ein Dienſtmädchen, aber es wurden der Wohlfeilheit halber nicht einmal eigene Möbel gekauft. Dieſe wie die Koſt bezog das junge Ehepaar von den Hausleuten, bei denen ſie wohnten, und indem Schiller ſo mit 800 Thalern auszukommen hoffte, mußte er 200 von dem Herzog, 200 von ſeiner Schwiegermutter und 200 von den Collegiengeldern erwarten. So noch immer von Brodſorgen gedrückt, begann er im Sommer 1790 neben ſeinen andern literariſchen Unternehmungen noch die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges auszuarbeiten[2]. „Der dreißigjährige Krieg," ſchrieb er am 18. Juni, „den ich in Göſchens Kalender mache und der in den erſten Wochen Auguſts fertig ſein *muß*, nimmt mir jetzt alle Stunden ein und ich kann kaum zu Athem kommen. . . . Ich wundere mich ſelbſt über den Muth, den ich bei dieſen drückenden Arbeiten behalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner ſchönen häuslichen Exiſtenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, leſend oder ſchreibend, in Arbeit, und dennoch geht's ſo leidlich, wie ſonſt nie."[3] Schon im Januar 1791 rächte ſich dieſe Überanſtrengung aller Kräfte. Eine ſchwere Krankheit, deren Folgen ſich nie mehr ganz hoben, durchkreuzte ſeine ſtaunenswerthe Thätigkeit, im Mai folgte ein ſchwerer Rückfall. Während er faſt nichts verdienen konnte, ſtiegen die Auslagen des Jahres auf 1400 Thaler. Die ſchwerſten Sorgen hemmten ſeine Geneſung.

[1] Dem preußiſchen Beamten Schuckmann ſtellte Göthe im April 1791 eine Beſoldung von 2000 bis 2200 Thalern in Ausſicht, um ihn nach Weimar zu ziehen.

[2] Göbeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 347.

[3] Ebdſ. I. 372. 373. Vgl. J. Janſſen, Schiller als Hiſtoriker. 2. Aufl. S. 106 ff.

In dieſer Noth begnügte ſich der Hof von Weimar, ihm ein paar Flaſchen Madeira zu ſchicken. Zum Glück für die deutſche Literatur und für Schiller gab es noch andere Leute auf der Welt als den „uneigennützigen“ Geheimrath von Göthe und den „edeln“ Herzog Karl Auguſt. Ein Däne, Jens Baggeſen, ſetzte den Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und den Grafen Schimmelmann von der Lage des deutſchen Dichters in Kenntniß, und dieſe entriſſen Schiller durch ein gemeinſames Geſchenk von je 1000 Thalern für drei Jahre der peinlichen Noth, in welche Göthe ſeinen Bruder in Apollo hineindüpirt hatte.

Aus der unwürdigen Stellung eines Dichters, der um des lieben Brodes willen bogenweiſe auf Termin für einen Damenkalender Weltgeſchichte ſchreibt, war Schiller durch die edelmüthige Schenkung freilich nicht ganz erlöst. Die begonnene Geſchichte des dreißigjährigen Krieges mußte wenigſtens zu einem Abſchluß gebracht werden und zwang ihn, nachdem er kaum vom Krankenbett aufgeſtanden war, wieder vier bis ſechs Stunden täglich auf dieſe hiſtoriſche Fabrikarbeit zu verwenden. Doch widmete er jetzt ſchon die beſten Stunden „etwas Geſcheidterem“; voll Ungeduld, ganz der Poeſie zu leben, beſchleunigte er die Sache; und als er endlich den letzten Bogen Manuſcript in die Druckerei ſchicken konnte, da jubelte er auf, wie ein aus ſchwerem Sklavendienſt Erlöster:

„Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auferlegt, oder die einen andern Urſprung hat, als Liebhaberei und Neigung!“

Seine Körperkraft war indeß für immer gebrochen, und von Seite des Hofes geſchah nichts zur Beſſerung ſeiner Lage. Nur ſo viel Menſchlichkeit hatte Karl Auguſt noch, daß er den bruſtkranken Profeſſor wenigſtens vom Halten ſeiner Vorleſungen freiſprach.

4. Göthe und der Herzog Karl August.

„Als echte Grandseigneurs gehen sie (der Herzog und Göthe) neben einander her, und die sie trennende Distance war ihnen gerade recht. ... Aber sie fühlten, wie nützlich sie einander waren."
Hermann Grimm.

„Unter allen Dichtern ist er der Glücklichste gewesen; er hatte nur mit den Verhältnissen zu kämpfen, wenn er sie beleidigt hatte; aber niemals stellten sie sich ihm in den Weg, um seinem Talent Schranken zu geben. Der Glückliche war er immer, aber nicht der Zufriedene; denn er hatte nicht gelernt, in den menschlichen Verhältnissen den Frieden zu suchen."
Charlotte v. Schiller (I. 128).

Vielleicht der merkwürdigste Brief in der ganzen ausgebreiteten Correspondenz Göthe's ist derjenige, den er am 17. März 1788 noch von Rom aus an den Herzog Karl August richtete. Er rechnet darin mit seinem ganzen bisherigen Leben ab und stellt für die weitere Zukunft das maßgebende Programm auf.

„Ich darf wohl sagen," so heißt es in diesem Briefe, „ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt: dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine neugeöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll! Ich kann nur sagen: Herr hier bin ich, mach aus Deinem Knecht, was Du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb sein, ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehen." [1]

Mit diesen Worten stellte sich Göthe dem Herzog Karl August zur unbedingten Verfügung. Er gesteht offen ein, daß seine politisch-admini-

[1] Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. 1863. I. 115.

ſtrative Thätigkeit eine großentheils verfehlte geweſen und dem Herzog ſelbſt materielle Nachtheile eingebracht habe. Aber — errando discimus. Beſcheiden erinnert er den Fürſten daran, daß er ihm im Grunde doch gute Dienſte geleiſtet habe, indem er ihn zum weltklugen, erfahrenen, allſeitig gebildeten Fürſten herangezogen. Er legt ſein bisheriges Mentoramt nieder: es hat die erwünſchte Frucht gezeitigt, der Fürſt bedarf keines Mentors mehr, und der bisherige geiſtige Führer kann ſich wohlgemuth als Diener zu ſeinen Füßen werfen. In Formen der unbedingteſten Hingebung und des vollkommenſten Gehorſams ſtellt er ſich ſeinem Entſcheid anheim. Nur Wünſche hat er noch zu äußern, und von dieſen Wünſchen iſt der eine: nunmehr Künſtler zu bleiben, der zweite: dem Fürſten alle ſeine Kraft zu widmen, der dritte: als Freund an ſeiner Seite zu ſtehen. Des Lebens zu genießen, verlangt er nur, als Bedingung zu dem Wirken, das der Fürſt ſelbſt näher beſtimmen ſoll. Wäre dieſe Bedingung nicht, man möchte dieſe Selbſthingabe mit der Profeß eines Ordensmannes vergleichen, der ſich in blindem Gehorſam ſeinem Obern um Gottes willen rückhaltlos zur Verfügung ſtellt.

Wie der Herzog Karl Auguſt dieſe Dienſthuldigung aufnahm, iſt bereits erwähnt worden[1]. Mit 1800 Thalern Jahresgehalt blieb der ſchon früher geadelte Dichter Geheimrath, Vorſtand der Bergwerkscommiſſion und unverantwortliches Mitglied der Kammercommiſſion, mit dem Privileg, bei den Sitzungen den Stuhl des Herzogs einzunehmen. Dazu ſicherte ihm der Fürſt freie Wohnung und volle Muße für ſeine literariſche Thätigkeit, und was weit mehr war — ſeine perſönliche, vertraute Freundſchaft. Ohne dieſe Titel zu haben, war Göthe Miniſter des herzoglichen Hauſes, Cultus- und Unterrichtsminiſter und vielfach der entſcheidende Rathgeber in den übrigen Regierungsangelegenheiten des kleinen Staates. Dabei wurde ihm nicht eine quäleriſche, erniedrigende Günſtlingsrolle zugemuthet, er behielt ſeine volle Selbſtändigkeit, eigenen Hof und Herd, Unabhängigkeit von den übrigen Beamten und das ſtillſchweigend zugeſtandene Recht, dem Herzog ſich mit größtem Freimuth auszuſprechen. Bis zum Tode redete ihn der Herzog mit Du an, behandelte ihn wie einen lieben alten Freund, und ſah es nicht gerne, daß Göthe ſpäter immer ſtrengere Formen der Etikette um ſich zog. Das war die äußere Stellung, welche Göthe im Sommer 1788 antrat und über 40 Jahre lang behaupten ſollte — eine der günſtigſten, die je einem Dichter zu

[1] Göthe's Lehr- und Wanderjahre. S. 330. 331.

Theil geworden. Karl August liebte ihn wirklich, interessirte sich für seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten und fand Geschmack daran. Einige Störungen abgerechnet, wie sie im Laufe von 40 Jahren wohl die gemüthlichste Übereinstimmung der Interessen durchkreuzen mögen, hat er Göthe wirklich auf Händen getragen, verschaffte ihm Ansehen, Freiheit, Macht, Anregung, Mittel aller Art, um seinem Dichterberuf obzuliegen, wehrte alles Leid von ihm ab und brachte ihn mit der ganzen Welt in Verbindung. Göthe hat das selbst schon im Anfang dieser Periode dankbar anerkannt:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! Da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein;
Doch was preisest Du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien Deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als Ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst Du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen." [1]

So hat Göthe dieses in der Literaturgeschichte fast einzig dastehende Verhältniß von Fürst und Dichter besungen. In der Wirklichkeit des Lebens nehmen sich allerdings manche Züge desselben weniger ideal, weniger glatt, weniger rosig aus.

Schon bald nach seiner Rückkehr mußte Göthe dem über seine kranke Zehe verdrießlichen Herzog Gesellschaft leisten. Seine Sympathie für preußische Politik und preußischen Militärdienst sagte ihm durchaus nicht zu, und als Karl August, noch nicht völlig hergestellt, in's Lager abreiste, sandte er ihm am 1. October die feingefaßte pädagogische Mahnung nach:

„Gebe uns der Himmel Sinn, uns ans nächste zu halten. Man verwöhnt sich nach und nach so sehr, daß Einem das Natürlichste un-

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 144. 145.

natürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern. Leben Sie recht wohl und kommen bald und geſund zurück." [1]

Bald erwacht jedoch ein heiterer Ton. „Im Concert," meldet er dem abweſenden Fürſten, „Club und überall ſuche ich Jeden zu ſprechen und ihm Zutrauen einzuflößen." Am Schluß aber fügt er das „Erotikon" hinzu:

„Weichet Sorgen von mir! doch ach den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein, ſo kommt, ihr Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!" [2]

Der Briefwechſel vom Sommer 1788 bis zum Sommer 1791 erinnert im Ganzen an den Anfang der achtziger Jahre, wo Göthe ſchon das Factotum des ganzen Herzogthums war. Wie damals, wühlt er in allen Reichen der Natur herum, regiert in allen Miniſterien, treibt alle ſchönen Künſte, lieſt alle Sorten Bücher, dichtet in allen Arten von Poeſie und lebt dabei ſeinem eigenen Herzensroman. Nachdem es zur Erklärung mit Frau von Stein gekommen, verliert letzterer ſeine Spannung und läuft in eine ruhige Behaglichkeit aus, die ſelbſt der graue Himmel Thüringens nicht mehr zu umdüſtern vermag:

„Zu dem erbaulichen Entſchluß,
Bei dieſem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wiſſens Überfluß,
Die Zeit Dir edel zu vertreiben.
Gewiß, Du wirſt zufrieden ſeyn,
Wenn Du wirſt die Verwandtſchaft ſehen,
Worinnen Geiſt und Fleiſch und Stein
Und Erz und Öl und Waſſer ſtehen.
Indeß macht draußen vor dem Thor,
Wo allerliebſte Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor ſeine Späße vor." [3]

„Ich ſchäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die ſich wieder in mir zu beleben anfängt," ſo ſchreibt er ein andermal dem Herzog [4]. Der vornehmen Hofwelt aber hängt er die Diſtichen an:

„Ehret, wen ihr nun wollt! Nun bin ich endlich geborgen,
Schöne Damen und Ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten,
Und dem gebund'nen Geſpräch folge das traurige Spiel!

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 134.
[2] Ebdſ. I. 135. [3] Ebdſ. I. 166. [4] Ebdſ. I. 137.

Auch Ihr Übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die Ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht!
Wiederholet politiſch und zwecklos jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt." [1]

Nichtsdeſtoweniger war er meiſt Quartiermeiſter, Geſellſchafter und Hofcavalier, wenn der Herzog von Gotha oder andere Notabilitäten nach Weimar kamen. Wie oft er bei dem Herzog, wenn dieſer anweſend war, bei der Herzogin oder an der Hoftafel ſpeiſte, hat Düntzer nach den alten Fourierbüchern ſorgfältig aufgezeichnet [2]. Er war gelegentlich der Tröſter der oft vereinſamten Herzogin Luiſe, er hatte bei der Erziehung des Erbprinzen die Hand mit im Spiel, er war der vertrauliche Correſpondent des abweſenden Herzogs. Auf den ihm angewieſenen Herzogsſtuhl ſetzte er ſich nicht, er ging nicht zu den Conſeilsberathungen, aber in vertraulichem Umgang beeinflußte er gelegentlich Schmidt, Voigt, Schnauß, Kirms und die übrigen Beamten; Anſtellungen, Beſoldungsfragen, Rentamtsgeſchäfte, Forſtſachen, Steuerangelegenheiten, ſtatiſtiſche Berichte, induſtrielle Maßregeln, Finanzabrechnungen — — alle Zweige der öffentlichen Verwaltung gelangten zu ſeiner Kenntniß und vielfach zu ſeinem Entſcheid. Das eine Geſchäft erledigte er im Theater, das andere bei einem Beſuch, das dritte auf einem Spaziergang; er ließ ſich auch wohl die Acten bringen, ſchrieb ein paar orientirende Notizen hinzu und beförderte ſie an den Herzog [3]. Über den Fortgang des Bergwerks in Ilmenau erſchienen bis 1794 ſieben officielle Berichte [4], obwohl es damit eigentlich nicht vorwärts ging. Sonſt mied Göthe meiſt officielles Auftreten. Die Univerſitätsangelegenheiten von Jena wußte er mit ſeiner eigenen naturwiſſenſchaftlichen Dilettanterie zu verbinden. Er machte Beſuche, lieh ſich Bücher und Apparate, hörte Vorleſungen, wohnte Experimenten und Sectionen bei, und nebenher wurden dann die laufenden Geſchäfte erledigt. Er war nicht nur für ſich Natur-, Kunſt- und Antiquitätenfreund, ſondern ſuchte auch die herzoglichen Sammlungen zu bereichern und Künſtler und Kunſtverſtändige nach Weimar zu ziehen.

Als die Herzogin Anna Amalia nach Italien reiſte, fiel es Göthe zu, die Reiſenden über Alles zu unterrichten und zu berathen, ſie in Rom

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 48.

[2] Göthe und Karl Auguſt. II. Bd. passim.

[3] S. Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 128—203. — O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. 1868. S. 135—147.

[4] 1785. 1787. 1788. 1791 (zwei Berichte), 1793. 1794; der vierte mitgetheilt in den Werken [Hempel] XXVII. Anh. 23—27.

und anderswo zu empfehlen und ihnen nützliche Connexionen zu verschaffen. Als Herder in Geldschwierigkeiten kam, trat er wiederholt als Finanzrath ein. Schließlich holte er die Herzogin in Venedig ab, brachte sie zurück und ward ihr Quartiermeister in Weimar.

Weit andauerndere Geschäftssorgen bereitete Göthe der Schloßbau, bei welchem er meistens das erste und das letzte Wort mitzusprechen hatte.

„Der Präsident," schreibt er den 19. Februar[1], „hat mich auf eine freundliche Weise eingeladen, an dem wichtigen Werke des Schloßbaues pro virili theilzunehmen. Das Beste, was man für die Sache thun kann, ist, für die Menschen zu sorgen, die das, was geschehen soll, klug angeben und genau ausführen. Wir verstehens ja Alle nicht und höchstens können wir wählen." Wahl und Leitung des Baupersonals, Prüfung der Pläne, Wahl der verschiedenen Einrichtung und Ausstattung forderten indeß eine beständige Bethätigung.

Höchst merkwürdig ist, daß Göthe um diese Zeit mit der Freimaurerei völlig brach, die Gründung einer Loge in Jena verhinderte und sogar eine aggressive Bekämpfung des Freimaurerthums anregte.

„Jena war, wie Sie wissen," so meldet er dem Herzog[2], „mit einer Loge bedroht. Bertuch ging gleich von dem Gedanken ab und hat auch Hufeland rectificirt. Bode hält zu fest an dieser Puppe, als daß man sie ihm so leicht abdisputiren sollte; indeß hab ich ihm mit der größten Aufrichtigkeit das Verhältniß hingelegt und ihm gezeigt, warum Sie weder zu einer solchen Einrichtung Ihre Einwilligung geben, noch durch die Finger sehen könnten. Ihre Erklärung gegen Bertuch kommt also recht erwünscht, und der Gedanke, ein Collegium über das Unwesen der geheimen Gesellschaften lesen zu lassen, ist trefflich. Ich habe den Direktoren der Literatur-Zeitung auch einen Vorschlag gethan, den sie angenommen haben, wodurch allen geheimen Verbindungen ein harter Stoß versetzt wird. Sie werden es bald gedruckt lesen. Und so ist es gut, daß man öffentlich Feindschaft setze zwischen sich und den Narren und Schelmen. Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publicität."

So sehr diese Kritik den wunden Punkt der Freimaurerei trifft, so ist sie doch keineswegs als eine grundsätzliche Äußerung Göthe's, sondern lediglich als eine zeitweilige Anwandlung zu betrachten. Den Streit über die Riten, an welchem 1782 die Weimarer Loge scheiterte, werden höchst wahrscheinlich persönliche Beweggründe hervorgerufen haben. Mochten die augenblicklichen Führer der Loge (Bertuch, Bode u. A.) Göthe auch mißliebig sein, so arbeitete er, wie Herder, Schiller und Wieland, um so

[1] Briefwechsel Karl Augusts I. 139.
[2] 6. April 1789. — Ebds. I. 144.

wirksamer für die Ideen und Ziele der Loge, jene sogenannte Humanität, jenes dogmenlose Christenthum, jene vollständige religiöse Indifferenz, durch welches die unsichtbare Brüderschaft sowohl die katholische Kirche, als auch den protestantischen Bekenntnißglauben hinwegzuräumen suchte. Schon im Juli 1808 schloß sich Göthe mit dem Herzog wieder den Leuten an, die er jetzt „Narren und Schelme" nannte und sogar mit Universitätsvorlesungen bekämpfen wollte. Er ward ihr Lieblingsdichter, und nicht bloß seinen Freimaurerliedern, sondern auch manchen Stellen seines Faust ward die „Ehre" zu Theil, in den Riten der Loge eine Art canonischen und gottesdienstlichen Ansehens zu erlangen.

„Wenn die Zeit gekommen sein wird," sagt Br. Oswald Marbach in einer seiner ‚Katechismusreden'[1], „daß die Christen einander erkennen an der Liebe, dann wollen wir mit Freuden unser unscheinbares Werkelkleid vertauschen mit dem Sonntagsstaat des Christenthums (?); wenn die Zeit gekommen sein wird, wo die Menschen einander erkennen an der Liebe als Kinder Eines heiligen Gottes, dann wollen wir mit Jubel anthun das hoheprieſterliche Kleid des Menschenthums (!!) und begeistert alle die Brüder umarmen, die heute noch als unsere Feinde sich gebahren, weil sie uns nicht kennen und sich selbst nicht kennen, und einander selig zuflüstern das begeisterte Wort unseres Sängers (d. h. Fausts, des Verführers, tolles Liebesgefasel an Gretchen):

„Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?

[1] Katechismusreden. J. von Br. Oswald Marbach, Manuscript für Freimaurer. 2. Aufl. Leipzig. Fries 1861. S. 160. 161. — Vgl. dessen Agenda. J. 3. Aufl. Leipzig, Fries 1863. S. 67—70. „Zweite Ansprache an die Suchenden", worin Göthe's Faust den „Suchenden" als höchstes und schönstes Vorbild, die „Liebe" Gretchens als Engel der Rettung, Bild und Unterpfand der ewigen Seligkeit hingestellt wird!! Das Buch ist der Großloge in Hamburg und der „gerechten und vollkommenen St.-Johannis-Freimaurer-Loge Balduin zur Linde in Leipzig in dankbarster Liebe, Ergebenheit und Verehrung dargebracht". „Nicht geringere Beachtung," sagt Br. Dr. Franke, „verdient aber auch Br. Göthe. Neben ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' ist auch sein ‚Faust' in maurerischem Geist geschrieben." — Bauhütte, vom 19. Mai 1855. Nr. 19. — Fausts Liebesgefasel wird auch hier als „Glaubensformel" citirt.

Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar, ſichtbar, neben dir?
Erfüll davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles:
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth."

5. Die ſchleſiſche Reiſe.

1790.

„Ich ſehne mich nach Hauſe, ich habe in der Welt nichts mehr zu ſuchen." Göthe an Herder, 21. Auguſt 1790.

„Mitten in der beweglichſten Welt lebte er als Einſiedler für ſich abgeſchloſſen." Lewes.

Während Göthe die ſchon ältere Charlotte von Stein mit der jungen Blumenmacherin Chriſtiane Vulpius vertauſchte und dieſen neuen „Liebesfrühling" in „Römiſchen Elegien" und „Venetianiſchen Epigrammen" beſang, zog ſich über der europäiſchen Welt bereits die drohende Gewitterwolke der franzöſiſchen Revolution zuſammen, der furchtbarſten und ſchreckensvollſten Umwälzung, welche ſeit der Glaubenstrennung des ſechzehnten Jahrhunderts über ſie hereinbrechen ſollte. Am 4. Mai 1789 erklärten ſich die nach Verſailles berufenen Reichsſtände als conſtituirende Nationalverſammlung, am 27. Auguſt wurden die „Menſchenrechte" proclamirt, im October folgte die Nationalverſammlung dem König nach Paris, um unter der planmäßigen Leitung der geheimen Geſellſchaften und unter unermüdlicher Agitation des Pöbels, Schlag um Schlag, die ganze beſtehende Ordnung zu zertrümmern. Schon im November ward das ſämmtliche Kirchengut „zur Dispoſition der Nation" geſtellt, am 13. Februar 1790 wurden alle religiöſen Orden unterdrückt, am 12. Juli die ganze kirchliche Ordnung Frankreichs durch die „Civilconſtitution des Clerus" über den Haufen geworfen. Nachdem der Fluchtverſuch des Königs Ludwig XVI. am 22. Juni 1791 an deſſen eigener Unentſchiedenheit geſcheitert war, wandte ſich die Leidenſchaft der ruchloſen Umſturzmänner und der durch ſie entfeſſelten Maſſen gegen das Königthum ſelbſt. Der König, ſchon längſt ſeines Volkes Gefangener, von den europäiſchen Mächten verlaſſen, von ſeinen Anhängern dem Feinde preisgegeben oder nur unzureichend vertheidigt, von den ſtreitenden Revolutionsparteien als ein lächerlicher Spielball behandelt, verlor in dem unwürdigen Ko-

mödienſpiel, das die „geſetzgebende Verſammlung“ und die raſch einander ablöſenden Parteiminiſterien mit ihm trieben, den letzten Reſt von Anſehen, Einfluß und Gewalt.

Deutſchland war nicht bloß durch die allgemeinen Intereſſen des Rechts und der Ordnung in dieſe ſchreckliche Kataſtrophe mitverwickelt: Kaiſer und Reich waren als Hauptſtütze der europäiſchen Staatenordnung den franzöſiſchen Aufrührern ein ganz beſonderer Gegenſtand des Haſſes; als „Deutſche“ und „Öſterreicherin“ ward die unglückliche Königin Marie Antoinette unaufhörlich des Verrathes angeklagt, um die Maſſen gegen ihren Gemahl und das Königthum zu verhetzen; bei den feierlichſten Triumphen der Umwälzung war ſchon der Plan ausgeſprochen worden, ganz Europa von ſeinen Königen zu erlöſen und eine allgemeine Weltrepublik herzuſtellen; die „Menſchenrechte von 1789“ ſelbſt waren eine ausgeſprochene Kriegserklärung gegen alle Rechtsbegriffe, welche von Conſtantin dem Großen an die chriſtliche Welt geleitet hatten. Auch in ſeinem materiellen Beſitzſtand ward Deutſchland durch die franzöſiſche Revolution ernſtlich bedroht. Die Abſchaffung ſämmtlicher Feudalrechte und Feudallaſten (Auguſt 1789), die Aufhebung des kirchlichen Zehntens, die Säculariſation ſämmtlichen Kirchenguts (November 1789), die Aufhebung aller fremden geiſtlichen Gerichtsbarkeit (Juni 1790) und der Umſturz der ganzen franzöſiſchen Kirchenverfaſſung (Juli 1790) ſchnitten tief in die Rechte und den Beſitzſtand Deutſchlands ein. Außer den geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Trier und Köln, den Biſchöfen von Straßburg, Speyer und Baſel und dem deutſchen Orden waren auch zahlreiche weltliche Fürſten, die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken und Württemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, die Fürſten von Naſſau, Leiningen und Löwenſtein, durch jene Beſchlüſſe der franzöſiſchen Nationalverſammlung in ihrem rechtlichen Beſitze angetaſtet. Ohne irgend welche Ausſicht auf Erſatz ſollten ſie auf das freche Machtgebot der franzöſiſchen Deputirten und auf die aberwitzigen Declamationen hin, welche dieſe über phantaſtiſche „Menſchenrechte“ hielten, wirkliche, jahrhundertealte, durch die heiligſten Verträge geſicherte Menſchenrechte opfern, Rechte, welche mit der ganzen beſtehenden Rechtsordnung auf's Innigſte verwachſen waren.

Was Kaiſer und Reich am meiſten verhinderte, die Sache des guten Rechts und der Menſchlichkeit gegen die tollen Anmaßungen der franzöſiſchen Aufwiegler ſofort und wirkſam zu vertheidigen, war Preußens egoiſtiſche Politik. Wie im Zeitalter der großen Glaubenstrennung Türken und

Franzoſen die rebelliſchen deutſchen Fürſten unterſtützten, um die Wehrkraft des Kaiſers gegen die deutſche Revolution möglichſt unwirkſam zu machen, ſo ſtanden Preußen und Türken in dieſer neuen entſcheidenden Weltkriſe zuſammen, um eine rechtzeitige Intervention des Kaiſers gegen die Frevel der franzöſiſchen Umſturzmänner an dem beſtehenden Völkerrecht zu verhindern. Anſtatt mit Öſterreich zur Rettung des bedrohten Europa ſich zu verbinden, nützte Preußen die Nothlage des Reiches dazu aus, Öſterreich in ſeinem erfolgreichen Türkenkriege aufzuhalten, ja bedrohte Öſterreich ſelbſt mit einem Bruderkriege, wenn es die errungenen Vortheile im Orient nicht preisgäbe. „Den revolutionären Vulkan in Frankreich" wollte der preußiſche Miniſter Hertzberg „in ſich ſelber austoben laſſen, unberührt und nicht genährt von fremder Einmiſchung", um die ganze Macht Mitteleuropas, die Seeſtaaten, Schweden, Polen und die Türken unter preußiſcher Leitung gegen das ſchon tief zerrüttete Öſterreich und gegen Rußland zu vereinigen und die Macht beider auf ein Jahrhundert „unſchädlich zu machen" [1].

Dieſe echt macchiavelliſtiſche Politik des Staatskanzlers Hertzberg war es, die im Jahr 1790 den preußiſchen Generalmajor Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar, nach Schleſien rief, um mit ſeinem Küraſſierregiment nöthigenfalls die Türken gegen Öſterreich zu unterſtützen. Nicht als ob er in der diplomatiſch-militäriſchen Welt irgend ein bedeutendes Wort mitzureden gehabt hätte; aber er ſchmeichelte ſich doch immer noch mit dem Gedanken, eine europäiſche Rolle zu ſpielen [2]. Wie früher bei den Unterhandlungen für den Fürſtenbund, wünſchte er auch Göthe bei ſich zu haben, und obwohl dieſer lieber bei Chriſtiane und bei ſeinen Freunden in Weimar geblieben wäre, mußte er doch nach einigen Zögerungen endlich dem Rufe ſeines Fürſten folgen.

Wie wenig Göthe ſich die gewaltige Weltbewegung in Frankreich zu Herzen nahm, hat er ſchon dadurch angedeutet, daß er ſeine Betrachtungen darüber in den leichten Flitterkranz ſeiner frivolen Epigramme einreihte, in welchen er ſein neues „Liebesglück" im Stile altheidniſcher Erotiker zu verherrlichen bemüht war, und worin er von ſich ſelbſt ſagt:

---

[1] Vgl. L. Häuſſer, Deutſche Geſchichte. Berlin 1869. I. 221 ff. 268 ff. — Ranke, Sämmtliche Werke. Leipzig 1875. XXXI. und XXXII. 403—440.

[2] „C'est immédiatement sur l'esprit du roi qu'il faut opérer, si l'on veut donner une tournure aux grandes affaires," ſchrieb er an den Herzog von Braunſchweig (14. Febr. 1790). Ranke a. a. O. S. 437.

„Wartet, ich finge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife wie jetzt.
Doch Bettinen fing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern." [1]

Offen geſteht er übrigens ſeinen Widerwillen gegen die Revolution ein:

„Alle Freiheitsapoſtel, ſie waren mir immer zuwider,
Willkür ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrein, ſo wag es, Vielen zu dienen!
Wie gefährlich das ſei, willſt du es wiſſen? Verſuch's!" [2]

Ebenſo wenig wie von dem Revolutionsſchlagwort der Freiheit, ließ er ſich von jenen der Gleichheit und Brüderlichkeit berücken:

„Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr!
Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann." [3]

Während er die Revolution als Störerin des friedlichen Erdengenuſſes verabſcheute, ſtieß er aber, im tollen Rauſche ſeiner Sinnlichkeit, nicht weniger verächtlich als ein Voltaire und Diderot, das Chriſtenthum und ſeinen göttlichen Stifter von ſich, von dem allein im trüben Taumel jener Zeit Heil und Rettung zu erwarten geweſen wäre:

„Viele folgten Dir gläubig und haben des irdiſchen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es Dir ſelber erging.
Folgen mag ich Dir nicht, ich möchte dem Ende der Tage
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nah'n.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Pfad in's Gebirge;
Dießmal ſchwärmſt du wohl nicht. König der Juden, leb' wohl!" [4]

Daß dieſer frech antichriſtliche Geiſt ihn auf der ſchleſiſchen Reiſe begleitete, iſt aus den Diſtichen erſichtlich, welche Zarncke erſt kürzlich aus ſeinem damaligen Notizbuch veröffentlicht hat [5]:

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 147. [2] Ebdſ. S. 148.
[3] Ebdſ. S. 148. [4] Göthe's Werke [Hempel]. V. 255.
[5] „Göthe's Notizbuch von der ſchleſiſchen Reiſe im Jahre 1790. Zur Begrüßung der deutſch-romaniſchen Section der 37. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Deſſau am 1. Oct. 1884 herausg. von Friedrich Zarncke. Leipzig." Eine herrliche Gabe für deutſche „Schulmänner", worin „unſer unvergleichlicher" Göthe die Päderaſtie beſingt und endlich ein Diſtichon aus dem Papierkorb hervorgezogen iſt, das ſogar L. Geiger (Göthe-Jahrbuch VI. 374) für „nicht gut mittheilbar" hält! Wie Göthe noch im höchſten Alter über dieſes Kapitel dachte, ſ. bei Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Stuttgart 1870. S. 138.

„Zum Erdulden iſt's gut, ein Kriſt zu ſein, nicht zu wanken:
Und ſo machte ſich auch dieſe Lehre zuerſt."

„Was vom Kriſtenthum gilt, gilt von den Stoikern; freyen
Menſchen geziemt es nicht, Kriſt oder Stoiker ſeyn."

„Thörig war es, ein Brod zu vergotten, wir beten ja Alle
Um das tägliche Brod, geben . . . ."

Wo aber dieſer Geiſt chriſtusfeindlicher Läſterung herrührte, beſagen zwei andere Epigramme, welche ſich ohne Verletzung der Sitte nicht mittheilen laſſen. In einem derſelben ſpricht Göthe ſogar ſein ſchamloſes Wohlbehagen an unnatürlichen Laſtern aus.

Gleich andern „Menſchenbeglückern" jener Zeit glaubte Göthe, die finſteren Mächte des Umſturzes mit den ſüßen Lockrufen der Freimaurerei „Redlichkeit" und „Humanität" bändigen zu können, denſelben Lockrufen, durch welche die franzöſiſche Geſellſchaft an den Rand des Verderbens gebracht worden war:

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betriegen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohe Betrog'nen;
Seid nur redlich und ſo führt ihn zum Menſchlichen an!" [1]

Wer dieſe Führung des Volkes zum „Menſchlichen" aber übernehmen ſollte, war ihm durchaus nicht klar. Schwankend zwiſchen der revolutionären Gleichheitslehre, welche den Fürſten jedem Andern gleichſtellt, und zwiſchen der Erfahrung, daß die autoritätsloſe Menge ſich ſelbſt nicht zu leiten verſteht, richtete er ſeine Hoffnung nicht auf göttliche und menſchliche Autorität, ſondern auf die zufällige Macht des Talents, die Ariſtokratie des Geiſtes, die — ob rechtlich oder unberechtigt, gleichviel — die Menge ihrem Willen dienſtbar zu machen verſteht:

„Was hat Joſeph gewollt, und was wird Leopold wollen?
Menſchen ſind ſie wie wir, Menſchen, wir ſind es wie ſie.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's.
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen, er zeig's!" [2]

Joſeph II., der im Februar (1790) geſtorben war, hatte Alles aufgeboten, um jenes Freimaurerideal eines „redlichen", „menſchlichen" Regenten zu verwirklichen, aber in dieſem Streben den inneren Verfall des Reiches nur beſchleunigt; was der neue Kaiſer Leopold für Wege einſchlagen würde, war noch nicht abzuſehen. Wer bis dahin am meiſten Geſchick gezeigt hatte, für Alle zu wollen, waren die preußiſchen Staats-

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 148. [2] Ebdſ. V. 257.

männer, für die jedoch Göthe nichts weniger als begeiſtert war. Er ſelbſt hatte alle Luſt verloren, ſich in die großen Welthändel zu miſchen; er wollte Dichter ſein und bleiben, und ſeine Stellung als Hofmann nur dazu benützen, um freier und ungehinderter Leben und Kunſt zu genießen.

„An meinem Büchlein Epigrammen ſchreibe ich ab," ſo meldete er am 1. Juli dem Herzog [1]. „Es ſind freilich viele ganz lokal und können nur in Venedig genoſſen werden. Das botaniſche Werkchen macht mir Freude; denn ich finde bei jedem Spaziergang neue Belege dazu. Was ich über die Bildung der Thiere gedacht habe, werde ich nun auch zuſammenſchreiben. Und die Reiſe, die ich zu Ihnen mache, gibt mir die ſchönſte Gelegenheit, in mehr als einem Fache meine Begriffe zu erweitern."

Am 26. Juli verließ er Weimar, am 28. erreichte er Dresden, wo er Beſuche machte, am 31. traf er in Grebiſchen bei Breslau ſeinen Herzog „wohl, ſtark und dick, auch der beſten Laune". Das Kriegsungewitter hatte ſich vorläufig verzogen [2]. Friedrich Wilhelm II. hatte zwar, auf Hertzbergs Drängen, ernſtlich einen Krieg im Sinne gehabt, war nach Schleſien gereist und hatte am 18. Juni in Schönwalde zwiſchen Reichenbach und Glatz ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Schon am 26. Juni trafen indeß die öſterreichiſchen Bevollmächtigten Fürſt Reuß und Baron Spielmann in Reichenbach ein, um Unterhandlungen zu eröffnen. Die Seemächte England und Holland, auf deren Mithilfe Hertzberg ſeine Annexions- und Kampfpläne gebaut hatte, verſagten. Polen wollte ſich zur Abtretung von Thorn und Danzig um keinen Preis herbeilaſſen. Der Preußenkönig gab deßhalb Hertzbergs Politik auf, verzichtete auf deſſen weitgehende Forderungen und ſchlug Öſterreich einen Frieden vor, welcher den Stand vor dem (türkiſchen) Kriege zur Grundlage hatte. Thatſächlich war ein ſolcher Friede im Intereſſe Öſterreichs, Friedrich Wilhelm aber ſuchte den Anſchein zu wahren, als ob er Öſterreich denſelben abtrotzte. Nachdem man einen Monat lang unterhandelt, ratificirten die beiden Mächte, unter Bürgſchaft der Seemächte, den Reichenbacher Vertrag am 27. Juli, gerade einen Tag, nachdem Göthe von Weimar abgereist war. Die preußiſche Aggreſſions- und Vergrößerungspolitik wurde in dieſem Frieden zum erſten Male wirkſam

[1] Briefwechſel Karl Auguſts. I. 165. Vgl. Guhrauer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Knebel. I. 96.

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 126 ff. — Wentzel, Göthe in Schleſien. Oppeln 1867. — Zarncke a. a. O. S. 8 ff.

zurückgedrängt, doch zu ſpät, um Ludwig XVI. aus den Händen der Revolution, das deutſche Reich aus dem allgemeinen Umſturz zu retten.

Weil noch die Erklärung Rußlands abzuwarten war, blieb die preußiſche Armee in Schleſien beiſammen, zog ſich jedoch langſam von der Grenze zurück. Göthe fand nur „Soldatenleben im Frieden".

„Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände
Und das Vögelchen ſingt über dem leinenen Dach.
Kriegeriſch reiten wir aus, beſteigen Schleſiens Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin! — O! bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Cupido, den Krieg!" [1]

So ſchrieb er den 21. Auguſt in Hexametern an Herder, von Breslau aus aber klagte er demſelben Freunde in Proſa:

„Nun ſind wir wieder in dem lärmenden, ſchmutzigen, ſtinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu ſein wünſche. Noch will nichts rücken, von der Abreiſe des Königs wird gar nichts geſprochen; indeſſen wünſcht ſich alles nach Hauſe, weil doch kein Anſchein iſt, daß es zum Krieg kommen könnte. Ob der Kourier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird ſich zeigen. Auch bei mir hat ſich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga gemehrt. Es iſt all und überall Lumperei und Lauferei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegeſſen und ..... Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, und mein großer Ofen gut heizt, ſo hab' ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen. Der Herzog iſt ſehr gut gegen mich und behagt ſich in ſeinem Element." [2]

Hiermit ſtimmt, was er in den Tag- und Jahresheften notirt hat:

„In Breslau, wo ein ſoldatiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreiches glänzte, wo man die ſchönſten Regimenter ununterbrochen marſchiren und manöveriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegteſten Welt ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte." [3]

---

[1] Aus Herders Nachlaß I. 129. Düntzer notirt hiezu: Auch dem Herzog wird es nicht an manchen weiblichen Bekanntſchaften gefehlt haben." Göthe und Karl Auguſt. II. 21. [3] Aus Herders Nachlaß I. 129. 130.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 10. Es wiederholt ſich öfter im Leben Göthe's, daß er im Verkehr mit der hohen diplomatiſchen Welt plötzlich die Rolle des Gelehrten hervorkehrt. Da er ſich ſonſt von dem lebendigen Welttreiben als ſolchem nicht abgeſtoßen fühlte, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß er durch Superiorität in einem andern Gebiete ſich für ſeine offenbare Inferiorität auf politiſchem Gebiet zu tröſten ſuchte.

Nachdem er ſich einige Zeit im Lager zu Grebiſchen und dann in den höfiſchen und diplomatiſchen Kreiſen zu Breslau aufgehalten hatte, bereiste er (Ende Auguſt) die Grafſchaft Glatz und begleitete den Herzog auf einem längeren Ausfluge nach „Tarnowitz, Cracau, Cenſtochowa und Wielitzka“ [1]. Den Tarnowitzer Bergknappen empfahl er ſtatt des guten alten chriſtlichen Gottvertrauens und der treuen Arbeit „Verſtand und (Freimaurer-) Redlichkeit“ als Panacee alles menſchlichen Strebens:

„Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verſtand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“ [2]

Die Schwierigkeiten, welche die Tarnowitzer Bergleute an dem Waſſer fanden, tröſteten ihn über das viele Mißgeſchick in Ilmenau. Über den Wallfahrtsort Czenſtochau hat er keine Bemerkungen hinterlaſſen. Dagegen intereſſirten ihn die Bergwerke von Wielitzka ſehr, wie auch der ſchleſiſche Bergbau.

„Wir haben ſehr angenehme und nützliche Tage verlebt,“ ſchreibt er (12. September) an Voigt [3], „wenn gleich die meiſten Gegenſtände unterwegs wenig Reiz und Intereſſe haben .... Nun wünſcht ich aber auch, daß wir aus Breslau erlöst würden; denn es iſt bey manchem Guten hier doch immer ein traurig Leben. Das ganze Militär das hier nicht zu Hauſe iſt, ſehnt ſich, da es doch nicht vorwärts geht, nach ſeinen Hütten.“

Auch dem Herzog Karl Auguſt war das Soldatenleben im Frieden verleidet. Er ſchrieb am ſelben Tag an Einſiedel:

„Die Unruhen in Sachſen machen mir Sorge, und wenn auch mein Wunſch, die Meinigen wiederzuſehen, mich nicht triebe, ſo wäre die Gefahr, welche ſich uns nähert, ſchon dazu hinreichend genug. Der hieſige Aufenthalt gewährt mir wenig Heil und Freude, die Geſellſchaften ſind ſteif und ängſtlich in engen Stuben. Neugierig bin ich die Engländerin zu ſehen, die Dir ein Jucken der Tanzluſt in die Füße gebracht hat. Gehab Dich wohl damit.“ [4]

Ganz mißvergnügt war der Herzog übrigens über ſeinen Aufenthalt in Schleſien nicht. Erſtlich faßte er denſelben als eine nothwendige Folge ſeines Dienſtverhältniſſes auf und dann glaubte er auch an nützlicher Erfahrung gewonnen zu haben:

---

[1] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 142.
[2] Schummels Reiſe durch Schleſien. Breslau 1792. S. 80.
[3] O. Jahn a. a. O. [4] Schöll, Karl-Auguſtbüchlein. S. 78.

„Der lange Aufenthalt in Schleſien gab mir Gelegenheit menſchliche und ſtaatswirthſchaftliche Verhältniſſe kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir verpflanzen zu können glaube.“ [1]

Am 6. October traf er mit Göthe wieder bei dem in Jena verſammelten Hofe von Weimar ein und es beginnt nun im Leben des Dichters eine ziemlich flaue Periode von faſt zwei Jahren, welche mit den letzten Jahren vor der italieniſchen Reiſe manche Ähnlichkeit aufweist, nur daß er jetzt beſſer geſtimmt, geſetzter und ruhiger geworden war. Über lauter Kleinigkeiten kam er zu keiner größern Arbeit und die künſtliche Rolle des Gelehrten drängte entſchieden das angeborne Dichtertalent zurück.

Epochemachend für ihn, aber nicht für die Wiſſenſchaft, war eine „Entdeckung“, welche noch in die letzte Zeit des Jahres 1790 oder in den Anfang des folgenden fällt. Er hatte ſich von dem Hofrath Büttner in Jena Prismen und andere optiſche Apparate geliehen, um die Experimente zur Farbenlehre, die er eben in einem Compendium geleſen, ſelbſt anzuſtellen.

„Eben zu dieſer Zeit,“ ſo erzählt er [2], „kam ich in den Fall, meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen früheren Vorſatz (die Experimente der Farbenlehre ſelbſt anzuſtellen) vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes, ſchmales Zimmer mit einem Fenſter gegen Südweſt; was hätte mir erwünſchter ſein können! Indeſſen fand ſich bei meiner neuen Einrichtung ſo viel zu thun, ſo manche Hinderniſſe traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen ſtanden eingepackt, wie ſie gekommen waren, in einem Kaſten unter dem Tiſche, und ohne die Ungeduld des Jenaiſchen Beſitzers hätten ſie noch lange da ſtehen können.

„Hofrath Büttner, der Alles, was er von Büchern und Inſtrumenten beſaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorſichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzulange behalten, daß man ſie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder aufs Neue borgen ſollte. Er war in ſolchen Dingen unvergeſſen, und ließ es, wenn eine gewiſſe Zeit verfloſſen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit ſolchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena, der gute Mann ſei ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugeſendet werde. Ich ließ ihn dringend um einige Friſt bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht beſſer anwendete; denn ich war von ganz anderem Intereſſe feſtgehalten. Die Farbe, ſowie die bildende Kunſt überhaupt hatte wenig Theil an meiner Aufmerkſamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieſer

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. II. 24.
[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXVI. 414 ff.

Epoche bei Gelegenheit der Sauſſuriſchen Reiſen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Kyanometers die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. ſ. w. zuſammenſchrieb, um mich und Andere zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finſtern verſchieden ſei.

„So verſtrich abermals eine geraume Zeit; die leichte Vorrichtung des Fenſterladens und der kleinen Öffnung ward vernachläſſigt, als ich von meinem Jenaiſchen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs Lebhafteſte bat, die Prismen zurückzuſenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Beſitzer ſich von ihrem Daſein überzeugte, daß er ſie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich ſollte ſie alsdann zu längerem Gebrauch wieder zurückerhalten. Die Abſendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkſtelligen. Da ich mich mit dieſen Unterſuchungen ſo bald nicht abzugeben hoffte, entſchloß ich mich, das gerechte Verlangen ſogleich zu erfüllen, ſchon hatte ich den Kaſten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geſchwind durch ein Prisma ſehen, was ich ſeit meiner früheſten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß Alles bunt erſchien, auf welche Weiſe jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor Augen nahm, eingedenk der Newtoniſchen Theorie, die ganze weiße Wand nach verſchiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in ſo viel farbige Lichter zerſplittert zu ſehen.

„Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeſchaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran ſtieß, ſich eine mehr oder weniger entſchiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fenſterſtäbe am Allerlebhafteſten farbig erſchienen, indeſſen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu ſehen war. Es bedurfte keiner langen Überlegung, ſo erkannte ich, daß eine Grenze nothwendig ſei, um Farben hervorzubringen, und ich ſprach wie durch einen Inſtinkt ſogleich vor mich laut aus, daß die Newtoniſche Lehre falſch ſei. Nun war an keine Zurückſendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Überredungen und Gefälligkeiten ſuchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene und erhob ſie, indem ich mich bloß ſchwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Verſuchen . . . . . .

„Da ich in ſolchen Dingen gar keine Erfahrung hatte, und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte ſicher fortwandeln können, ſo erſuchte ich einen benachbarten Phyſiker, die Reſultate dieſer Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken laſſen, daß ſie mir Zweifel in Abſicht auf die Newtoniſche Theorie erregt hätten, und hoffte ſicher, daß der erſte Blick auch in ihm die Überzeugung, von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erſcheinungen in der Ordnung, wie ſie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich verſicherte, daß dieſe Phänomene bekannt und aus der Newtoniſchen Theorie vollkommen

erklärt ſeien. Dieſe Farben gehörten keineswegs der Grenze, ſondern dem Licht allein an; die Grenze ſei nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorſchein kämen. Das Weiße in der Mitte ſei aber noch ein zuſammengeſetztes, durch Brechung nicht ſeparirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber ſtufenweiſe übereinander geſchobener Lichter entſpringe, welches Alles bei Newton ſelbſt und in den nach ſeinem Sinn verfaßten Büchern umſtändlich zu leſen ſei."

Anſtatt Newton und die ſich ihm anſchließenden Phyſiker nun gründlich zu ſtudiren, fing Göthe von ſeiner vorgefaßten Idee aus zu disputiren an, experimentirte fröhlich weiter und ſchrieb es ſchließlich der franzöſiſchen Revolution zu, daß Niemand auf ſeine Entdeckung Acht geben wollte:

„All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der franzöſiſchen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Phyſiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beſchäftigt. Überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieſer Sache, überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die ſich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte."[1]

Der Widerſtand der Fachmänner beſtärkte Göthe nur in ſeiner Meinung. Ohne je einen vollſtändigen Curs der Mathematik durchgearbeitet zu haben (er war in den vier Species der Algebra ſtecken geblieben), ohne Newtons Werke geleſen, geprüft und unterſucht zu haben, auf die kaum eben aufgeſchnappten Notizen eines Schulcompendiums hin und einige zufällig in Haſt und Eile gemachte Experimente vermaß ſich der ſonſt in zeitlichen Dingen ſo vernünftige, beſonnene und praktiſche Mann wirklich, Newtons Farbentheorie und mit ihr die ganze bisherige Optik, ja die ganze Phyſik über den Haufen werfen und ihr eine neue Grundlage geben zu wollen. Anſtatt endlich ernſtlich Mathematik, Phyſik und deren Hilfswiſſenſchaften zu ſtudiren, wie es ihm doch der geſunde Menſchenverſtand eingeben mußte, wandte er ſich an „Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philoſophen"[2], wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forſter, Schelling, um gegen die geſammte Phyſik Partei zu machen, ſtellte unaufhörlich Beobachtungen und Verſuche an, ſchrieb Aufſätze und ganze Abhandlungen gegen die exacte Wiſſenſchaft, verfolgte ſie

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXVI. 418. [2] Ebdſ. S. 419.

mit ſatiriſchen Epigrammen, verwandte Tage, Wochen, Monate auf ihre Bekämpfung, kurz er rannte mit unbeſieglicher Halsſtarrigkeit vierzig Jahre lang der unhaltbaren Chimäre jener vermeintlichen „Entdeckung“ nach, um endlich bei dem halbverblümten, troſtloſen Geſtändniß anzulangen, daß es eigentlich eine Chimäre geweſen:

„Und ſo war ich, ohne es beinahe ſelbſt bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poeſie zur bildenden Kunſt, von dieſer zur Naturforſchung überging und dasjenige, was nur Hilfsmittel ſein ſollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in dieſen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg durch die phyſiologiſchen Farben und durch die ſittliche (!!) und äſthetiſche Wirkung derſelben überhaupt.“ [1]

Ganz richtig iſt dieſe Darſtellung nicht, da er an ſeiner optiſchen Theorie bis zum Ende ſeines Lebens feſthielt, wohl aber dieſelbe nie ausſchließlich oder hauptſächlich betrieb, ſondern Jahr für Jahr, ja beſtändig in bunteſtem Wechſel von der Naturwiſſenſchaft zur Äſthetik, von der Äſthetik zum Theater und vom Theater zur dichteriſchen Production überging, nach Laune und Gelegenheit Alles verband, Alles wieder trennte, bald dieſes bald jenes zur Hauptbeſchäftigung erkor. Nachdem er kaum die Entdeckung gemacht, mittelſt welcher er Newtons Farbentheorie zu ſtürzen hoffte, wurde er im Anfang des Jahres 1791 mit der Gründung eines Weimarer Hoftheaters betraut, und ehe noch dieſe gelungen, brach im Bergwerk zu Ilmenau wieder eine neue Geld- und Waſſersnoth aus.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. S. 422. 423.

6. Das Hoftheater.

1791—1795.

„Daß sein Sinn und Wirken ganz im Theater aufgehe, war freilich zu fordern unmöglich von einem Mann so umfassenden Berufs.“ Adolf Schöll, Göthe 284.

„Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen. ... Allein es fehlten die Schauspieler ... und es fehlte das Publikum.“ Göthe, Gespräche mit Eckermann III. 55.

Das Liebhabertheater, das im November 1775 hauptsächlich unter Göthe's Leitung in Weimar zu Stande kam, war nicht, wie manchmal declamirt wird, auf eine von unscheinbaren Anfängen „zu der idealen Höhe einer Iphigenie“ sich entwickelnde Kunstschule angelegt, es war vor Allem auf leichte, angenehme Unterhaltung berechnet. Schon im Anfang wurde neben „Adelaide“, „Milchmädchen“ und verschiedenen Balletten auch „Minna von Barnhelm“ gegeben, und vor und nach der Iphigenie erheiterte sich die fröhliche Gesellschaft an den tollsten Faschingsscherzen, bis sie endlich das Rollenauswendiglernen und die Proben satt bekam, Maskeraden und Festzüge angenehmer fand und es der Schauspielertruppe Bellomo's überließ, das dramatische Fach in Weimar weiter auszubilden.

Nachdem das Hauptmann'sche Haus an der Ilm in andere Hände übergegangen war, hatte man zeitweilig nicht einmal ein festes Theaterlocal. Erst gegen Pfingsten 1779 erbarmte sich die Herzogin-Mutter Amalia der obdachlosen Musen und Masken und ließ ihnen hinter ihrem Palais, ungefähr an dem Platze, wo heute noch das Theater von Weimar steht, einen Bau herrichten, der sowohl zum Tanzsaal als zum Theater dienen konnte, indem der eigentliche Tanzsaal bei dramatischen Aufführungen als Parterre hergerichtet wurde. Der Bau war nur einstöckig, aber so hoch als sonst zwei Geschosse. Im Hintergrunde der sehr geräumigen Bühne gingen zwei große Flügelthüren dem Garten zu, welche es ermöglichten, nicht nur den Prospect bedeutend zu erweitern, sondern auch Feuerwerke und Beleuchtung in größerem Stile vorzunehmen. Am andern

Ende des Saales, der Bühne gegenüber, war eine Küche und mehrere Zimmer zur Bequemlichkeit der Masken. Für Aus- und Eingang waren acht Thüren angebracht. Eröffnet wurde dieses neue Theater- und Balllocal am 7. Januar 1780. Im Winter 1783—84 gaben die Herren und Damen vom Hofe ihre letzten Liebhabervorstellungen, dann ging das Theater an Bellomo über. Da man mit ihm nicht zufrieden war, der Schauspieler Beck die Direction ablehnte, tauchte Anfangs des Jahres 1791 der Gedanke auf, das Theater zum Hoftheater zu erheben und eine herzogliche Theatercommission zu bilden, welche fürder, unter Oberaufsicht des Hofmarschallsamtes, die Direction desselben führen sollte.

Zur Oberleitung der Commission und des neuen Hoftheaters wurde Göthe berufen; für die Besorgung der ökonomischen und materiellen Verwaltung wurde ihm der Landkammerrath und Assessor des Hofmarschallamts Franz Kirms zur Seite gegeben, ein gewandter Beamter, der bald auch auf die künstlerischen Aufgaben des Theaters Einfluß gewann und erst zum „Hofkammerrath", später zum „Geheimen Hofrath" avancirte [1].

So ward denn Göthe am Vorabend der Pariser Schreckenstage — Theaterintendant von Weimar und übernahm es, während der nun folgenden Revolutionsperiode Hof und Stadt den gewaltigen Ernst der Zeit in angenehmem Bühnenspiel vergessen zu lassen.

Die erste Sorge war jetzt, eine Bühnengesellschaft anzuwerben, dann sie künstlerisch heranzuschulen und endlich durch die Wahl und Bedeutung der Stücke die Bühne selbst zu höheren Kunstleistungen zu erheben. Die Anwerbungen begannen schon im Januar; am 7. Mai (1791) konnte das neue Hoftheater eröffnet werden. Von der Truppe Bellomo's wurden die Schauspieler Malcolmi, Neumann, Domaratius und Krako beibehalten, von Düsseldorf kam ein Herr Demmer mit Frau, von Pesth ein Herr Mattstedt mit Frau, von Olmütz Herr und Frau Amor, vom Prager Nationaltheater der Schauspieler Genast, und als Regisseur ein Herr Fischer mit seiner Frau. Bald traten auch Gastspieler und Gastspielerinnen hinzu und im Laufe der Jahre veränderte sich das Personal beständig, wie das an allen Bühnen der Fall zu sein pflegt.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 11—13; 307. 308. — Ernst Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipz. 1863. I. 31 ff. 44 ff. — Ed. Devrient, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst. Leipz. 1848. III. 239 ff. — Ed. Genast, Aus dem Leben eines alten Schauspielers. 2 Bde. Leipz. 1862. — W. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder. 2 Bde. Leipz. 1865.

Je enthusiastischer erst Lessing[1], dann Schiller[2] das Theater — weit über seinen nächsten, natürlichen Zweck hinaus[3] — als nationale und sittliche Bildungsschule, gewissermaßen als einen Ersatz des religiösen Unterrichts, gefeiert und empfohlen hatten, desto weniger entsprach im Allgemeinen der Zustand der deutschen Bühne diesem hochgesteckten Ziele. Neben Liebschaften, Mord und Todtschlag aller Art wurde zwar unendlich viel Tugend auf die Bühne gebracht, rührend tragirt und declamirt; aber hinter den Coulissen und im Leben waren die Schauspieler durchweg ein leichtlebiges Völkchen, das es — ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet — mit Sitte und Pflicht nicht allzu ernst nahm, noch weniger ernst als mit den Regeln der Kunst und des Vortrages. Auf der Bühne Liebhaber und Liebhaberinnen, Tyrannen und Rebellen, überzärtliche Mütter und schulmeisterliche Tanten, leichtsinnige Weiber und mürrische Alte, künstliche Landmädchen und leichtfertige Chevaliers, Soubretten und verliebte Greise, Intriguanten, Abenteurer, Militärs, Helden, Gecken und Bediente, Verschwender und Pedanten, Strauchdiebe und Juden, Spaßmacher und Verzweifelte, Typen aller Verirrungen, Leidenschaften und Thorheiten des Menschengeschlechts, nahmen sie aus der eingebildeten Welt ihrer Rollen, aus dem ewig sich wiederholenden Liebesroman der Bühne nothwendig Vieles mit hinüber in das wirkliche Leben. Schulden und Noth, Eifersüchteleien und Streit waren ebenso häufig, als allerlei Liebeshändel und kleine wie größere Skandale[4]. Schauspieler zu Haupterziehern der Menschheit zu machen, die Bühne zum Hauptbildungsinstitut einer Nation

---

[1] Hamburgische Dramaturgie. — Lessings Werke [Hempel]. VII. 69. Er nennt daselbst das Theater einfach „die Schule der moralischen Welt".

[2] Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. Rhein. Thalia. 1785. I. Heft. — Schillers Werke [Hempel]. XIV. 229—243. „Die Schaubühne ist mehr als jede (!!) andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele."

[3] Solchen, welche die scholastische Theologie nur aus Schaudermärchen kennen, wird es vielleicht nicht uninteressant sein, zu vernehmen, daß der hl. Thomas von Aquin das weltliche Schauspiel an sich, wofern es weder durch Wort noch That die Sitten verletzt, als eine durchaus erlaubte Erholung bezeichnet und demgemäß auch für die Statthaftigkeit eines eigentlichen professionellen Schauspielerberufs eintritt, wenn diejenigen, die sich ihm widmen, nur anderweitig ihre Christenpflichten erfüllen. Summa theol. 2. 2ae. q. 168. a. 3. ad 3m. Als Zweck bezeichnet er aber nicht Bildung, sondern Erholung, solatium hominibus exhibendum — natürlich eine vernünftige Erholung, wie sie Schiller a. a. O. XIV. 242 sehr schön beschreibt. [4] Ed. Devrient, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst. III. 208 ff.

zu erheben, daran wird jeder Besonnene verzweifeln, der die Annalen dieses Theaterlebens sich näher ansieht.

Krako war ursprünglich ein Jurist, dem aber das Recht zu langweilig geworden war und der deßhalb 1786 unter dem Namen Einer zum Theater ging. Wegen Händeln mit Bellomo floh er Ende 1790 heimlich von Weimar, ward von Bellomo gerichtlich belangt, aber freigesprochen und ging dann zu dem neuen Hoftheater über, bis ihn 13. März 1792 Nervenschwäche nöthigte, seine Entlassung zu nehmen [1]. — August Leißring, mit dem Beinamen „der lange Peter von Itzehoe", der 1795 nach Weimar kam, war ein der Thomasschule in Leipzig entlaufener Student von außerordentlicher Leibesläuge. Er wollte nach Mannheim, hatte aber, als er zu Jena aus der Post stieg, nur noch einen Dreier und einen Empfehlungsbrief, den zwei Schauspielerinnen in Freiberg ihm ausgestellt hatten. Er bestellte sich Chocolade und einen Friseur und stellte sich dem Schauspieler Malcolmi vor, der ihn zu Göthe brachte. Diesem gefiel er und wurde am Hoftheater angestellt; 1797 aber kam sein Vater und verlangte, daß sein erst 19jähriger Sohn unter Vormundschaft gestellt würde. Denn dieser stak bis über die Ohren in Schulden und willigte nur mit Mühe ein, daß ihm wöchentlich ein Thaler von seiner Gage abgezogen würde, um die Gläubiger zu befriedigen. Für ihn machte Schiller die Verse in Wallensteins Lager:

„Heute die Johanna
Und morgen die Susanna,
Der Lieb ist Alles neu,
Das ist Soldatentreu,
Lalalalala, Juchhe!"

Seine Schulden wuchsen ihm aber so über den Kopf, daß er es im Februar 1799 für gerathen fand, mit einem Studenten Redlich nach Leipzig durchzubrennen. Von Breslau und Frankfurt aus zahlte er später seine Schulden ab; in Breslau lernte er eine junge Gräfin kennen, entführte sie, ließ sich heimlich mit ihr trauen, kam in den Besitz eines großen Vermögens, verlor es wieder, trennte sich von seiner Frau, ward wieder Schauspieler und blieb es, bis er nach 31jähriger Dienstzeit quiescirt ward. Bei seiner Flucht aus Weimar schrieb er noch einen Brief an Göthe, schob alle Schuld auf den Kammerrath Kirms und bat Göthe um Verzeihung, dessen väterlicher Sorge er alle seine Fortschritte im Bühnenfache zu verdanken anerkannte [2].

[1] Pasqué a. a. O. II. 1—13.

[2] Ebds. II. 41—55. — Unsere Zeit. Neue Folge. 1866. II. 568. 569.

Wie Corona Schröter nur kurze Zeit an dem Bühnenhimmel Weimars leuchtete, um dann verlassen und vergessen als alte Jungfer zu sterben, wurde schon früher erwähnt. Sophie Ackermann, welche 1783 als 23jährige Schönheit mit ihrem Mann nach Weimar kam, wurde gleich Corona eine Zeitlang angebetet. Wieland sang von ihr, als sie seine Alceste gab:

„Ich sah die Grazien dir gegenüber schweben;
Sie kamen nicht, dir neuen Reiz zu geben,
Dich zu copiren kamen sie."

Die Ephemeriden der Literatur und des Theaters begnügten sich nicht, sie eine gute Schauspielerin zu nennen. „Ihr Spiel bezaubert, reißt hin. Man brauchte sie nur als Ophelia im Hamlet zu sehen, um ihr sogleich einen Platz unter den bessern Schauspielerinnen Deutschlands einzuräumen." Wegen Leichtfertigkeit wurde ihr Mann jedoch schon vor der Gründung des neuen Hoftheaters entlassen. Sie folgte ihm an Ostern 1791 mit zwei Knaben und zwei Mädchen. Er trennte sich von ihr. Trotz großen Erfolgen auf andern Bühnen kam sie in's Elend; die beiden Mädchen starben ihr weg, für die beiden Knaben wußte sie kaum die nöthigen Subsistenzmittel aufzutreiben und wandte sich 1799 an Kirms um Hilfe:

„Ich schicke sie (die beiden Knaben) hier in's Knabeninstitut, wo ich für jeden siebzig Gulden jährlich bezahlen muß. O es ist grausam, wie man mit mir umgeht. Doch was will, was kann ich mit gefühllosen Menschen anfangen? Der Vater lebt im Wohlleben, und mich werden, der Kinder wegen, bald Nahrungssorgen drücken und doch bin ich zu delikat und fühle zu fein, als daß ich diesem Unmenschen, der seit zwei Jahren nichts mehr von sich hören lassen will, auch nur ein gutes Wort geben möchte. So lange ich lebe und für die armen Kinder arbeiten kann, will ich als rechtschaffene Mutter ferner für sie sorgen, wie ich es bisher gethan, und wenn ich einmal nicht mehr bin, so mag der Vater unser Aller sich ihrer erbarmen." Sie fand keine Aufnahme. Erst zwölf Jahre später ließ man die bereits völlig gebrochene, hilflose Frau, auf Empfehlung des Herzogs, noch einmal in Weimar debutiren; sie kränkelte aber und erholte sich nicht mehr, nachdem der eine ihrer Knaben schon früher, der andere zu Weimar in ihren Armen gestorben war[1].

Eine glücklichere Laufbahn hatte der aus Köln gebürtige Schauspieler Johann Jacob Graff, der erst Theologie studirt hatte, mit 20 Jahren aber zur Bühne überging und von 1793 bis 1840 in Weimar aushielt, dann pensionirt wurde und im Mai 1842 (73 Jahre alt) zum letzten

[1] Pasqué. II. 59—68.

Male auftrat. Friedrich Haide, ein mißglückter Mediciner, dagegen (der erſte „Wilhelm Tell") gerieth, weil er ſtecken geblieben, mit Göthe in Streit und kehrte dreimal dem berühmten Muſenſitze den Rücken, kam indeß immer wieder zurück, weil er es anderswo auch nicht beſſer fand[1].

Vohs, der im Mai 1792 nach Weimar kam, daſelbſt 1793 die 16jährige Friedrike Margarethe Porth heirathete und als „Piccolomini" und „Mortimer" glänzte, reichte bei Kirms ſchon den 23. October 1800 folgendes Promemoria ein:

„Ich bin nun bereits acht Jahre und fünf Monate hier. Geſund und ohne eine Krankheit zu kennen, kam ich her; jetzt bin ich mit allen Geſundheit zerſtörenden Übeln vertraut. Mein Geiſt iſt von Schulden und Nahrungsſorgen gebeugt und noch mehr durch die Ausſicht, meine Familie nach meinem Tode der barmherzigen Wohlthätigkeit überlaſſen zu müſſen. Kein leiſer Vorwurf trifft mich, daß ich ſelbſt Schöpfer meines Schickſals ſey. Ich habe ſo frugal gelebt und drey und ein halbes Jahr des Abends nichts Warmes gegeſſen; ich habe die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit in allen meinen Ausgaben außer dem Theater beobachtet; habe meine Geſundheit weder durch Schwärmen noch Schwelgen vergeudet und ſtehe, in meinen beſten Jahren, ein ſiecher, entnervter und von Schulden gebeugter Menſch da, ohne die tröſtende Ausſicht, meine Lage je verbeſſern zu können."[2]

Während der arme Mann, vollſtändig gebrochen, 1804 zu Stuttgart ſtarb, reichte der luſtige Baſſiſt und Buffo J. B. Spitzeder dem Kammerrath Kirms folgenden Jammerbrief ein:

„Noch immer brauſen die Winde, toben die Wellen und drohen mich zu verſchlingen, kein Anker faßt, alle Segel ſind zerriſſen, ſo hören Sie alſo mein Angſtgeſchrey, ich bitte, retten Sie mich! — Bey vierhundert Thaler, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſind Beweiſe meiner Noth und Ihrer Güte, nur war es der Fall, daß die Rettung immer nur im äußerſten Falle der Noth kam und alſo bei aller Hilfe von Ihrer Seite mir kein anderer Troſt übrig blieb, als den Zeitpunkt abzuwarten, wo ich meinen Schaden ganz ausbeſſern, und zugleich das mir von Ihnen erborgte mit vielem Dank wieder erſtatten werde können."[3]

Er wollte 100 Thaler Vorſchuß haben, wurde aber von Göthe in Gnaden entlaſſen. Die ſtete Geldnoth und der Schuldenjammer der Weimarer Schauſpieler hatte übrigens ſeinen Grund nicht bloß in der Leichtlebigkeit und dem Mangel an haushälteriſchem Sinn ſeitens der Schauſpieler, ſondern auch zum Theil in ihrer knappen Beſoldung. Wie Genaſt der Ältere erzählt, war zwar damals in Weimar noch Alles ſehr

[1] Pasqué. II. 189—194. 123—132. [2] Ebdſ. II. 108.
[3] Billet vom 31. Oct. 1803. Ebdſ. II. 135 ff.

wohlfeil [1]. Als Koſtgänger bei einer Familie zahlte er für Logis, Frühſtück, Mittageſſen und Bedienung wöchentlich $1^1/_2$ Thaler. Die Gage war aber auch nicht hoch. Die jüngere Malcolmi (ſpätere Mad. Wolff) erhielt wöchentlich zwei Thaler, ſo daß alſo ein halber Thaler für Kleidung, Schmuck, Koſtüm und alle übrigen Lebensbedürfniſſe übrig blieb — für Leute, die durch ihren Beruf mit den höchſten Ständen in Verkehr kamen, ſich an etwas Luxus und Genuß nothwendig gewöhnen mußten, eine durchaus unzureichende Bezahlung [2]. Dabei knickerte die Theatercommiſſion (unter Göthe's perſönlichem Einfluß) auch noch an der Garderobe herum. So verordnete ſie z. B., daß für den „Eſſex" kein Aufwand gemacht werden ſollte, die Frau Vohs möge ſich mit dem weißatlaſſenen Kleide von Maria Stuart behelfen oder allenfalls könne man „das in der Garderobe befindliche weißatlaſſene Kleid, wovon Dem. Jagemann neulich als Eliſabeth den Rock angehabt, zu rechte machen laſſen" [3].

Die hervorragendſten Schauſpieler mußten oft in demſelben Stücke mehrere Rollen übernehmen, ſtumme Perſonen ſpielen und dann wieder in der Oper ſingen [4]. Auch den Theaterdienern, Schneidern und Maſchiniſten wurden Rollen angehängt. Als Statiſten und Chor nahm man, gewiß nicht zu deren ſittlichem Vortheil, die Studenten vom Gymnaſium, weil dieſe am wohlfeilſten zu haben waren. Es war eine wahre Bettelei.

Selbſt Göthe's „Schwager" Vulpius ſah ſich genöthigt, die Theatercommiſſion, d. h. Göthe und ſeinen Schattenmann Kirms, in einem „unterthänigen Promemoria" um beſſere Bezahlung anzugehen. Göthe hatte ihn, nachdem er Chriſtiane zu ſich genommen, nach Leipzig empfohlen, wo er ſich mit Schreiben ſein Brod verdienen ſollte. Er hat das redlich gethan und die deutſche Literatur nicht nur um allerlei archivaliſche Arbeiten, Überſetzungen, Singſpieltexte und Theaterprologe, ſondern auch um etwa fünfzig Ritter-, Räuber-, Geiſter-, Kloſter- und Zigeuner-Romane bereichert. Er war ein wirklich fleißiger Mann. In Weimar geboren und ſeiner Geburtsſtadt herzlich zugethan, kehrte er jedoch nach kurzem Leipziger Aufenthalte dahin zurück, trieb hier ſein Literatenthum weiter

[1] Blätter für Literar. Unterhaltung. 1862. II. 636.

[2] Pasqué. II. 234. [3] Ebdſ. II. 111.

[4] Göthe's Theaterintendantur. Unſere Zeit. 1866. II. 578. Anfänglich waren für Oper und Schauſpiel zuſammen nur 11 Schauſpieler und 10 Schauſpielerinnen vorhanden. — Vgl. Düntzer, Göthe's Leben. S. 444.

und übernahm an dem neuen Hoftheater die Aufgabe, die nöthigen Texte für Opern und Singspiele zu liefern, bis er 1797 zum Registrator der Hofbibliothek, 1803 zum Doctor philosophiae und 1805 sogar zum Oberbibliothekar erhoben ward [1].

Im Jahre 1794 bearbeitete er die „Zauberflöte", 1795 „Die neuen Arkadier", „Die Zauberzither", „Das neue Sonntagskind" (von Wenzel Müller), „Oberon" (von Wranitzky), welche alle in diesem Jahre aufgeführt wurden, in den zwei folgenden Jahren acht neue Opern. Seine Klage lautet:

„Sechs Jahre hindurch erhielt ich für die Bearbeitung jeder Oper nur 2 Karolin. Das zweite Jahr schon beanspruchte, so nach und nach, ganz gegen den Sinn der mir gemachten Bedingungen, ich weiß nicht auf welche Erlaubniß, der Koncert-Meister Kranz die Hälfte des Geldes, welches ich von einer an andere Theater abgelassenen Oper erhielt. So ging mein bestes Verdienst verloren und ich bemühe mich gar nicht mehr Opern an andere Theater unterzubringen; auch ist wirklich seit März vorigen Jahres nicht Eine verkauft worden. Nach Abzug der Abschreibegebühren, der Musik, des Textes, des Postgeldes und der Hälfte an den Koncert-Meister Kranz blieb mir gewöhnlich die Summe von 5, wenn's hoch kam, 7 Thalern. Dieß war der große Ertrag dieses Privilegiums.

„Darauf wurde vom Durchlauchtigsten Herzog resolvirt und von der Oberdirection bestätigt, daß ich mehr für die Bearbeitung der Opern erhalten sollte. Darauf bekam ich für jede (wie meine Zeddel ausweisen können) 4 Karolin. — Dabei beruhigte ich mich, und hatte keinen Gedanken, meine Arbeiten für einen Preis anzuschlagen, den anderswo der geringste Dichter bekömmt, der für ein Theater arbeitet. 3 Rthlr. wöchentlicher Gage bot mir schon im Jahre 1788 der gewiß nicht überaus genereuse Bellomo."

So klagte und jammerte Alles um Göthe; er allein schwamm in der Behaglichkeit eines gesicherten Daseins und herzoglicher Gunst, brauchte sich kaum anzustrengen und waltete über Allem wie ein Gott. Die eigentliche Plage hatten Regisseur und Schauspieler.

Das Repertorium der Weimarer Hofbühne erhob sich in der ersten Zeit seiner Direction kaum über das einer beliebigen andern deutschen Bühne. Im Jahre 1791 wurden im Ganzen 112 Vorstellungen gegeben, 55 in Weimar, die übrigen in Lauchstädt und Erfurt, lauter gewöhnliche gangbare Stücke von Iffland und Kotzebue, zwei von Babo, Paesiello's „Eingebildeter Philosoph" und Dittersdorfs „Rothes Käppchen"; erst in der Herbstsaison (October—December) tauchen ein paar Novitäten auf:

[1] Pasqué. II. 89—98. Düntzer, Göthe und Karl August. II. 214. 215.

Mozarts „Entführung aus dem Serail", Göthe's „Großkophta", Schillers „Don Karlos" und Shakespeare's „König Johann" [1].

Hiervon war der Großkophta entschieden eine Niete, Don Karlos litt an mancherlei Gebrechen; König Johann war das einzige Stück von wirklich höherer, dramatischer Vollendung. Göthe war indeß mit sich und seinen Leuten zufrieden und stellte sich am 1. August das Zeugniß aus:

„Wir dürfen behaupten, daß wir in mehr als einem Sinn gewonnen haben, daß die gebildeten Schauspieler den Fleiß fortgesetzt und ihre Talente vermannigfaltigt, daß die jüngeren bei jeder neuen Rolle sich hervorzuthun und in ihrer Kunst mehr zu leisten bestrebt waren, daß das Ganze an Ton und Spiel mehr in Verbindung gekommen ist, und daß wir durch neue und gute ältere Stücke vielfach unterhalten worden sind, so daß bei einem fortgesetzten Antheile des Publikums unser Schauspiel unter den deutschen Bühnen gewiß nicht zurückbleiben wird." [2]

Der Liebling Göthe's, sowie der Theatergesellschaft und des Publikums, war nicht ein Schauspieler, sondern eine Schauspielerin, eigentlich noch fast ein Kind, Christiane Neumann, ein Töchterchen des Schauspielers, welcher nach Bellomo's Abgang die Leitung des Theaters hätte übernehmen sollen, aber in Folge übermäßiger Anstrengungen schon den 25. Febr. 1791 gestorben war [3].

Das arme verwaiste Kind war den 15. December 1778 geboren, hatte schon mit 5 Jahren auf dem Theater mitspielen müssen und wurde dann weiter auch zum Singen und Tanzen dressirt, ein allerliebstes, zierliches Ding, das Aller Leute Herzen gewann. Etwas mehr künstlerische Erziehung bekam es von Corona Schröter, der ersten Iphigenie, und spielte dann zum ersten Mal in Weimar — kaum 9 Jahre alt — den Edelknaben in Engels gleichnamigem rührendem Stücke (2. Febr. 1787). Ganz Weimar schwärmte nun für das Mädchen. Als Göthe die Theaterdirection übernahm, war es 13 Jahre, nahezu erwachsen. Er empfand für die anmuthige Waise nicht nur künstlerische Sympathie und eine Art väterliche Liebe, er war ganz vernarrt in sie und widmete ihrer Heranbildung mehr Sorgfalt als der gesammten übrigen Gesellschaft. Bezahlt war sie nicht gut; sie erhielt mit ihrer Mutter zusammen nur 5 Thaler wöchentliche Gage. Aber sie mußte seine Prologe vortragen, die sichtlich schon von Liebe zu ihr eingegeben und auf sie berechnet sind. Er ließ sie

[1] A. Schöll, Göthe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Berlin 1882. S. 288. 289. [2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 307.

[3] S. Christiane Neumann, Göthe's Euphrosyne. Bei Dr. E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar 1865. S. 277—308.

erst in Kinderrollen, dann als Landmädchen, Amtmanns- und Försterstöchterchen, endlich aber auch in Knabenrollen auftreten: wie das auf der Bühne schon allgemein gang und gäbe war. In Shakespeare's König Johann wurde sie zu jenem Prinzen Arthur ausersehen, der erst durch seine rührenden Bittworte die ihm drohende Blendung abwendet, dann sich durch einen Sprung von der Mauer zu retten sucht und dabei stirbt.

Es ist recht charakteristisch für Göthe, daß er bei diesem Stück sich wenig für dessen große politische, kirchenpolitische und patriotische Motive[1] interessirte, nicht für die leidenschaftlich gewaltigen Männerrollen, nicht für die ergreifenden Rollen der Königinnen Eleonore und Constanze, sondern vorwiegend nur für die zwei rührenden Scenen des Prinzen Arthur, und zwar nicht als Rolle eines harmlosen, unglücklichen Königssohnes gedacht, wie ihn Shakespeare dachte, sondern — für ein Mädchen in Knabenkleidern — Christiane Neumann. Auf sie kam jetzt Alles in dem Stück an. Sie spielte gut. Als „Hubert" in der Probe indeß mit der Zange herankam, um sie — den Prinzen — zu blenden, zeigte sie nicht genug Angst. Da riß der Director Göthe dem „Hubert" die Zange aus der Hand, stürzte auf Christiane los und machte dabei so schreckliche Augen, daß diese in Ohnmacht fiel. Nun erschrak Göthe selbst, kniete bei ihr nieder, und als sie wieder zu sich kam, gab es einen Kuß.

Das ist die Hauptscene aus Göthe's fast vierzigjähriger Theaterdirection, wie sie in allen Göthebüchern und selbst in den Literaturgeschichten im Lichte der Verklärung geschildert wird. Sie beweist schlagend den tiefgreifenden Gegensatz zwischen dem männlich-universellen, echten Dramatiker William Shakespeare und dem lyrischen Mädchenverehrer Wolfgang Göthe, den dieser Kuß mehr interessirte als König Johann und alle übrigen Könige von England, Irland und Schottland zusammen[2].

Neben dieser Arthur-Rolle und andern Knaben- und Jünglingsrollen spielte Christiane in den nächsten Jahren die hervorragendsten Lieb-

---

[1] Vgl. darüber Dr. J. M. Raich, Shakespeare's Stellung zum Katholicismus. Mainz 1884. S. 151—173.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. II. 48—52. „Er spiegelt darin am rührenden Vorgang seiner Probe mit ihr als Arthur die entzückende Entfaltung (!) der kindlichen Künstlerin an seiner Vaterbrust, vergegenwärtigt die edle und schöpferische Humanität (!), die der Maihauch der ganzen Kunstpflanzung war, und hat das lieblichste Geschöpf dieses vergangenen Mai mit diesem lebenswahren Zeugniß unsterblich gemacht." Schöll, a. a. O. S. 295. Weber S. 285 ff. „Mit welcher leidenschaftlichen Künstlerneigung," sagt Düntzer (Göthe's Leben S. 447), „Göthe dieses ‚liebliche Talent' auszubilden suchte, ist ... bekannt."

haberinnenrollen, wie die Marianne in Göthe's Geschwistern, die „Nichte" in seinem Großkophta, die Gurli in Kotzebue's Indianern, dann Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, die Amalie in Schillers Räubern, die Rosamunde im Alböllino, die Luise in Kabale und Liebe, die Eboli in Don Karlos, Klärchen in Egmont, Ophelia im Hamlet. Sie wurde die erste Schauspielerin, half aber dabei auch in allen erdenklichen, selbst den unbedeutendsten Rollen aus.

Mit 15 Jahren heirathete sie den Schauspieler Becker, mit 16 war sie schon Mutter eines Töchterchens. Auch dann noch ließ sie Göthe, 7. October 1794, wieder als Knaben auftreten — als den studireifrigen Knaben Jakob in Ifflands „Alte und Neue Zeit", ja er machte einen Extra-Prolog für sie, um sie — die Mutter — in Knabentracht dem Publikum vorzuführen:

„Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll." [1]

Ein zweites Töchterchen starb ihr 1796, sie selbst unterlag schon 1797 — noch keine 20 Jahre alt — einer Brustkrankheit, die sie sich in ihrem anstrengenden und aufregenden Beruf zugezogen hatte. Weit entfernt, sich das Loos seiner Schülerin zu Herzen zu nehmen, besang Göthe, der damals in der Schweiz war, in einer Elegie „Euphrosyne" jenen Kuß, den er in der Probe von ihr erhalten hatte.

Wie die Sessenheimer Friederike wurde sie für ihr frühgeknicktes Leben durch eine „Unsterblichkeit" entschädigt, die nur bei Heiden von Werth sein kann.

Während die Schauspieler bei hartem Dienst und großer Anstrengung karg gehalten wurden, nahm das Repertorium der Weimarer Bühne bis zu Christianens Tod (1797) eigentlich keinen bedeutenderen Aufschwung über dasjenige anderer Bühnen. Wie anderswo, waren darin Iffland und Kotzebue [2] am stärksten vertreten: zwei Dramatiker, über welche heute die meisten Kritiker den Stab zu brechen pflegen, welche aber damals

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XI. 231.

[2] „Diese Beiden also, mit dem Geleit ihrer Nachahmer, beherrschten seit Anfang der achtziger Jahre die Bühne: Iffland und Kotzebue." So R. E. Prutz (Vorlesungen über die Geschichte des Theaters. Berlin 1847). Er entwickelt mit richtigem psychologischem Blick, wie Göthe weder Muth noch Lust gehabt, diese Herrschaft zu brechen: „Er wollte nicht mehr kämpfen, nur noch genießen, nicht mehr Fremdes gestalten, nur noch sich selbst entfalten." S. 377. 378.

nicht nur durch ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch ihre technische Bühnenkenntniß und die allgemeine Beliebtheit ihrer Stücke das deutsche Theater einfachhin beherrschten. Jener, selbst einer der ersten Schauspieler Deutschlands, wußte die einfachsten Vorwürfe des Bürger- und Beamtenlebens so spannend und rührend, charakteristisch und gemüthlich zum bürgerlichen Schauspiel zu gestalten, daß seine Stücke für Jahrzehnte allüberall volksthümlich geblieben sind; dieser, schon frühzeitig Theaterregisseur, erlangte sowohl durch ähnliche bürgerliche Dramen als auch durch höhergehaltene Tragödien eine fast allgemeine Gunst, im eigentlichen Lustspiel aber übertraf er Iffland entschieden an Witz und Gewandtheit [1]. Göthe selbst anerkannte in Kotzebue ein „ausgezeichnetes Talent", brachte seine Stücke unaufhörlich auf die Bühne, gestand, daß sie die Zuschauer unterhielten und die Kasse füllten, und bedauerte nur „eine gewisse Nullität", d. h. daß er „das Treffliche" (Göthe natürlich!) heruntersetze, um selber trefflich zu scheinen [2].

Neben den Stücken Ifflands und Kotzebue's figurirten meist Dramen von ähnlichem Tone und Charakter, wie Beils „Schauspielerschule", Bretzners „Räuschchen", Zschokke's „Abällino", Gotters „Argwöhnischer Ehemann", Hagemanns „Otto der Schütze". Etwas höher standen Gozzi's „Glückliche Bettler" und Leisewitz' „Julius von Tarent". Von Lessing wurde „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" gegeben, von Schiller die „Räuber", „Kabale und Liebe" und „Don Karlos". Göthe selbst war nur mit „Egmont" vertreten, mit den armseligen „Geschwistern" und dem noch armseligeren „Großkophta" [3]. Bei weitem das größte Verdienst Göthe's ist, daß doch wenigstens vier Stücke von Shakespeare zur Aufführung kamen; aber auch hier zeigt sich sowohl Beschränktheit der Kräfte als des Geschmacks. Von den Königsdramen wurden nur „König Johann" und die zwei Theile „Heinrich IV." gegeben, von den großen Tragödien nur „Hamlet". Wer Shakespeare also nach seiner ganzen Fülle, Großartigkeit und Tiefe kennen lernen wollte, blieb an's Lesen gewiesen. Göthe selbst gesteht vom Jahre 1795, daß sich das Theater eigentlich noch gar nicht gehoben hatte:

[1] „Was zwanzig Jahre sich erhält, und die Neigung des Volkes hat," sagte Göthe später mit Bezug auf Kotzebue, „das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes." Eckermann, Gespräche. I. 47.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 331—333.

[3] C. A. H. Burkhardt, Göthe's Werke auf der Weimarer Bühne. 1775 bis 1817. Göthe-Jahrb. IV. 107—126.

„Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Übrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa Rara, das Sonnenfest der Braminen befriedigten das Publikum. Lessings Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröderische, Ifflandische, Kotzebue'sche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann galten etwas. Abällino ward den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt; unsere Bemühung aber, Alles und Jedes zur Erscheinung zu bringen, zeigte sich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Bocksberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück." [1]

Um so zu dirigiren, brauchte man nicht eben ein Göthe zu sein. Schwager Vulpius, der unermüdliche und schlechtbezahlte Operntext-Lieferant, hätte das allenfalls ebenso gut leisten können.

„Ein unermüdlicher Konzertmeister, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Unzahl italiänischer und französischer Opern eilte man deutschen Text unterzulegen, auch gar manche schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt." [2]

Der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, E. Devrient, dürfte wohl Recht behalten, wenn er Göthe's Dirigiren in dieser ersten Periode des Hoftheaters „wenig angestrengt" findet. Dagegen ist anzuerkennen — und das thut Devrient auch —, daß Göthe eine künstlerische Hebung der Bühne wirklich im Sinne hatte und das Princip derselben — harmonisches Zusammenspielen Aller anstatt der flachen Effecthascherei der Einzelrollen — schon in dem Prolog aussprach, womit am 7. Mai 1791 die neue Hofbühne eröffnet wurde [3].

Was seiner Thätigkeit als Dramatiker wie als Dramaturge am hinderlichsten in den Weg trat, war, wie Prutz richtig bemerkt, jene olympische Ruhe und Künstlerbehaglichkeit, mit welcher er aus Italien zurückgekehrt war. Das mochte dem Lyriker und Epiker zu gute kommen; den Dramatiker drängte es aus seinem eigensten Gebiete, dem Gebiete kraftvoller Leidenschaft und entschiedenen Handelns, aus Welt und Geschichte in die zarte Empfindungswelt seiner eigenen Seelenzustände zurück. Er ging dem Kampf auf der Bühne, wie im Leben, aus dem Wege. Daher sind seine eigenen dramatischen Gedichte in dieser Periode „mehr lyrischer, mehr epischer", als wahrhaft dramatischer Natur; es sind Gemälde und Spiegelbilder des eigenen Lebens, nicht, was das Wesen des Drama's ist,

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 31. [2] Ebds. XXVII. 12.
[3] Devrient a. a. O. III. 240 ff. — Göthe's Werke [Hempel]. XI. 221.

Gemälde der Welt und der Geſchichte; es ſind Zuſtände, nicht Handlungen[1]. Als Dramaturge aber vernachläſſigte er das Studium der ſchon vorhandenen beſten Leiſtungen auf dieſem Gebiet, Ariſtoteles wie Leſſing. Er wollte vergnüglich Alles ſelbſt experimentiren.

Dazu hatte er ſich ſo gewöhnt, alle ſeine Kräfte zu zerſplittern, daß er ſie nach keiner Richtung hin, nicht einmal nach der theatraliſchen mehr zuſammenzuhalten wußte. Noch im Sommer 1791 gründete er zu dem andern Vielerlei die ſog. Freitagsgeſellſchaft[2], d. h. ein gelehrtes Kränzchen, worin ſich die Weimariſchen Koryphäen jeweilen am erſten Freitag des Monats zuſammenfinden ſollten. Da las er über Optik und den Stammbaum des Caglioſtro, Herder über Unſterblichkeit, Böttiger über alte Vaſen, Hufeland über die Kunſt, das Leben zu verlängern[3]. Nachher wurden Kupferſtiche und literariſche Novitäten herumgeboten und die akademiſche Vorleſung verwandelte ſich in ein literariſches Salongeplauder.

---

[1] Prutz, a. a. O. S. 378.

[2] Statuten und Protokolle derſelben bei O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 443—452.

[3] Andere Mitglieder waren Bertuch, Bode, Buchholz, von Einſiedel, von Knebel, Voigt, Wieland, Keſtner.

7. Die Campagne in Frankreich.

1792.

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."
Göthe, Campagne, 19. September.

„Es ist bezeichnend genug für den ganzen Feldzug, daß das einzige, wirklich bedeutende Ereigniß in einer Kanonade bestand, welche keinen von beiden Theilen zum Sieger machte. ... Im Ganzen schildert Göthe die Lage etwas zu verzweifelt."
Hermann Hüffer.

Eine größere Störung erlitt Göthe's Theaterleitung, als die französische Revolutionsbewegung Deutschland ernstlicher bedrohte und gemäß dem im Februar 1792 zwischen Preußen und Österreich eingegangenen Bundesvertrage ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte beschlossen wurde. Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig, der Oberfeldherr der verbündeten Armeen, sein Kriegsmanifest. Die Lage Ludwig' XVI. wurde dadurch wesentlich verschlimmert. Die Rettung Frankreichs wie das Heil Europa's stand jetzt auf dem Spiele. Nur eine energische und wohlberechnete Führung des Krieges konnte der zur Weltmacht herangewachsenen Revolution Einhalt gebieten.

Schon Anfangs Mai hatte das Regiment des Herzogs Karl August Befehl erhalten, sich marschfertig zu machen. Mitte Juni begann es in Weimar unruhig zu werden. Die durchziehenden Regimenter riefen eine fieberhafte Aufregung hervor. Am 28. Juni reiste der Herzog zu seinem Regiment ab und marschirte mit demselben nach Melsungen. Wie die Generale jener Zeit führte er einen ganzen Troß mit sich, seinen Geheimsecretär und seinen Kämmerer Wagner, neun Bediente, sechzehn Stallleute und Leibhusaren, Jagdlakaien, Mundkoch, Küchenbursch, Küchenmagd, Boten, Stallmeister, Mohr, vier Windhunde, zwei Wasserhunde und einen Hühnerhund, Offizierstafel und Kammertisch. Er hoffte immer noch, die Kriegsgefahr würde sich verziehen[1]. In Koblenz mußte man

[1] C. A. H. Burkhardt, Im Kampfe gegen Frankreich. 1792—1793. — Grenzboten 1873. IV. 281—302.

bis Ende Juli auf das Eintreffen der ſchleſiſchen Regimenter warten. Am 23. Juli begrüßten 150 Kanonenſchüſſe vom Ehrenbreitſtein den König Friedrich Wilhelm II. Abends war glänzende Beleuchtung. Großartige Revuen und Feſtmahle folgten in den nächſten Tagen. Eigenes Selbſtgefühl und die Verſicherungen der Emigranten weckten unter den Deutſchen die Zuverſicht, im September wohl ſchon ſiegreich vor Paris zu ſtehen. Erſt als man endlich aufbrach und der Grenze näher kam, ward die Stimmung etwas trüber, aber nicht kriegeriſch. Die Macht der Revolution wurde unterſchätzt, und noch am 17. Auguſt, als es ſchon auf Thionville losging, meinte Karl Auguſt, die ausſchweifende Freiheitswuth bald gedämpft zu ſehen und wieder in ſein Weimar zurückkehren zu können [1].

Göthe war indeſſen zu einem Beſuch ſeiner Mutter nach Frankfurt gereist, am 12. Auguſt daſelbſt eingetroffen und gedachte, ſich in ſeiner Vaterſtadt und deren Umgegend noch länger zu vergnügen, als ihn am 16. der Herzog zu ſich in's Feldlager beſchied. Er mußte deßhalb ſchon am 20. von Frankfurt Abſchied nehmen, brachte ein paar Abende in Mainz bei ſeinen Freunden Forſter und Sömmering zu und traf auf „guten und böſen Wegen“ am 27. in Longwy ein, das ſich ſoeben nach einer zweitägigen Beſchießung ergeben hatte. Obwohl das Wetter ſehr ungünſtig geworden, wurde ſchon am 29. weiter vorgerückt. Göthe bekam beim Aufbruch den König und den Herzog von Braunſchweig zu Geſicht. Am folgenden Tage ſtand man vor Verdun und eröffnete die Beſchießung. Die Feſtung ergab ſich nach tapferer Gegenwehr am 2. September, und am nächſten Tage konnte der Herzog an Einſiedel in Weimar ſchreiben:

„Die Merkwürdigkeiten Quedlinburgs hab' ich geſtern gleich mit denen von Verdun vergleichen wollen, wo ich den geſtrigen Abend zubrachte; indeſſen zogen aufgeriſſenes Pflaſter, der Auszug einer halbbeſoffenen und halbtollen Nationalgarde, eine Boutique von Dragées, Bonbons, Liqueurs und dazu gehörigen Mädchens [2], der Leichenconduct des ſich ſelbſt entleibten Commandanten

[1] Vgl. für das Folgende Burkhardt, a. a. O. — Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 1—225. Häuſſer, Deutſche Geſchichte. I. 347—400. — J. B. Weiß, Weltgeſchichte. Wien 1881. VII. 1081—1108. — Dumouriez, Mémoires. — Minutoli, Geſchichte des Feldzugs von 1792. — (Valentini) Erinnerungen eines alten preußiſchen Offiziers. Glogau 1833. — Girtanner, Hiſtoriſche Nachrichten über die franzöſiſche Revolution. — Hermann Hüffer, Zu Göthe's Campagne in Frankreich. Göthe-Jahrbuch IV. 79—106. — Weyland (Faſelius), Lebens- und Regentengeſchichte Karl Auguſts. Weimar 1857. S. 17—20. — Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein. S. 86—90.

[2] Von dieſen wichtigen Artikeln erzählt auch Göthe (Werke. XXV. 38), und

der Stadt und ein demokratisches Frauenzimmer, welches bei diesem Anblick die gravis angustia bekam, dergestalt meine Aufmerksamkeit auf sich, daß ich darüber alle Alterthümer und die Nachfrage ihrer Entstehung vergaß. . . . Wir sind nun Meister der letzten Vestung, welche unsern Lauf nach Paris aufhalten konnte. Stellen sie uns Nichts im freien Felde entgegen, so sind sie verloren, und thun sie dieses, so wird es ihnen darum nicht besser gehen." [1]

Mitten in diesen rosigen Siegeshoffnungen machte dem Herzog der Professor Gottlieb Hufeland in Jena zu schaffen, welcher im Frühjahr Vorlesungen über die französische Revolution eröffnet hatte und sehr freisinnig darüber in die Allgemeine Literaturzeitung schrieb. Die Jenaische Jugend nahm dieß mit Begeisterung auf, der Herzog billigte „Zweck und Manier" der „Revolutionsbogen"; aber die preußische Regierung war darüber ungehalten und verbot die Zeitung. Als preußischer General zwischen Stuhl und Bank gerathen, hielt es Karl August für das Beste, wenn Hufeland seine Vorlesungen drucken ließe: das würde die üblen Gerüchte darüber am ehesten verscheuchen.

„Übrigens," schrieb er an Voigt [2], „haben Sie nur keine Sorge, daß unsere faits den Despotismus erheben oder die Denkfreiheit hindern werden. Die Einschränkung aber, die entstehen wird, ist diese, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Administration von Ländern, ja eines Bauerngutes Nichts zu thun gehabt, Nichts davon praktisch verstehen, weil die Administration nur durch die Erfahrung erlernt werden muß, mithin dergleichen Gelehrte nicht auf leere Abstraktionen hin Grundsätze in die Welt bringen mögen, die nur wahr scheinen, weil sie so wenig wie Gespenster widerlegt werden können, und daß also dergleichen Gelehrte sich nicht wie N. N. künftig für Lehrer des Volks und der Regenten ansehen mögen, und (nicht) jeden Gedanken, den eine Indigestion supponirt, für einen innern Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückungen aufzurufen, und Regenten neuerfundene Pflichten einzuschärfen."

Den nächsten Tag (5. September) wurde das Lager jenseits Verdun verlegt. Göthe blieb mit dem weimarischen Regiment bis zum 10. September in Jardin-Fontaine. Dann erfolgte der Marsch nach dem Argonnerwald, über Malancourt, Landres in die Nähe von Grandpré [3]. Nachdem General Clairfayt mit den Österreichern den Paß Le Chêne

der Kronprinz von Preußen meldet in seinem Tagebuch (2. Sept.): „Der Herzog von Weimar, dem der Ruf der Verduner Liqueurs und Dragées sehr wohl bekannt war, zieht Erkundigungen ein, wo die besten zu haben. Man führt uns zu einem Kaufmann Namens Leroux, an der Ecke eines kleinen Platzes wohnhaft, der uns sehr höflich empfängt und nicht verfehlt, uns auf das Beste zu bedienen."

[1] 3. Sept. 1792. A. Schöll, Karl-August-Büchlein. 87.

[2] 4. Sept. 1792. Ebdf. S. 88.

[3] Die Marschroute f. in Göthe's Werken [Hempel]. XXV. 223—225.

le populeux gestürmt hatte, zogen die Preußen durch Grandpré, überschritten die Aisne und marschirten, nach eintägiger Rast bei Vaux les Mourons, weiter nach Massiges, Somme-Tourbe, in die Nähe von Valmy. Die Langsamkeit ihrer Bewegungen ermöglichte es Dumouriez, Grandpré noch rechtzeitig zu verlassen, sich nach Saint-Menehould zurückzuziehen, sich mit Kellermann, Beurnonville und Chasot zu vereinigen und so bei der Mühle von Valmy — auf einer Anhöhe bei St.-Menehould — 40 000 Mann in günstigster Stellung und wohlverschanzt aufzustellen[1]. Den Preußen, welche am 15. leichter Mühe den General Dubouquet in Chêne le populeux hätten einschließen, Dumouriez in den Rücken fallen und sich offenen Weg nach Paris bahnen können, blieb jetzt nichts übrig, als die gerettete, vereinigte und verstärkte französische Armee in ihrer nunmehrigen festen Stellung anzugreifen. Von den Valmy gegenüberliegenden Höhen von La Lune begannen sie am 20. September ihre Geschütze gegen dieselbe spielen zu lassen. Die Franzosen antworteten mit nicht minder heftigem Feuer. Nach Göthe's Bericht wären von deutscher Seite 10 000 Schüsse gefallen, von der deutschen Armee 1200 Mann[2] einem vergeblichen Sturm auf die Höhen von Valmy geopfert worden. Der Herzog von Braunschweig ließ nämlich gegen Mittag, während die Kanonade am heftigsten wüthete, einen Theil seiner Truppen vorrücken, hinab in's Thal und dann die Hügel von Valmy hinan. Kellermann wurde das Pferd unter dem Leibe zusammengeschossen. Beide Heere waren zum blutigsten Zusammenstoß gerüstet. Da indeß die französische Schlachtlinie der Kanonade ungebeugt trotzte, verzweifelte Braunschweig an einem Erfolg. Zum zweiten Male commandirte er seine Leute zurück, ließ gegen 7 Uhr Abends die Geschütze schweigen, verschanzte sich in La Lune und knüpfte am 22. Unterhandlungen an. Das Hauptquartier blieb sieben Tage lang in Hans, etwas nördlich von Valmy. Es regnete die ganze Zeit.

Den Zug bis Valmy, die Kanonade, das Kanonenfieber, das harte Leben im Zelt und den jämmerlichen Rückzug hat Göthe dreißig Jahre später (1822) ausführlich und mit dem Behagen eines Greises erzählt, der vergnüglich auf glücklich überstandene Abenteuer zurückblickt. Ein kurzes, aber ziemlich vollständiges Bild der ganzen Lage wie seiner Betheiligung

[1] Weiß, Weltgeschichte. VII. 1088 ff. Dumouriez, Mémoires. II. u. III.

[2] In Wirklichkeit betrug der Verlust nur 200. H. Hüffer (Göthe-Jahrbuch. IV. 96) hält Göthe's Zahl für einen bloßen Schreibfehler. Nach Valentini wurden beiderseits je etwa 20 000 Kugeln verschossen. (Häusser, Deutsche Geschichte. I. 379.)

bei dem Abenteuer gibt der Brief, den er „im Lager bey Hans den 27. September 1792“ an Knebel schrieb[1]:

„In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug gibt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann:

et quorum pars minima fui.

Wir sind in einer sonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man, daß die Franzosen die Forêt d'Argonne besetzt und den Paß von Clermont auf Ste. Menehould verrannt hatten. Man suchte sie zu tournieren und mit Hilfe des Generals Clairfait vertrieb man sie von dem Posten von Grandprée, die ganze Armee ging über diesen Ort und setzte sich zwischen S. Menehould und Chalons. Als man den Feind zu Gesichte bekam, ging eine gewaltige Canonade los, es war am 20ten, und da man endlich genug hatte, war alles still und ist nun schon 7 Tage still. Sogar die Vorposten schießen nicht mehr. Die Franzosen stehen ohngefähr wie vorher, und von uns kann man nur über Grandprée nach Verdun gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete und (wie es zu gehen pflegt bei solchen Übergängen) für mehr zu halten als recht ist.

Der Herzog ist wohl, ich bin es auch, ob ich gleich täglich etwas von meinem Fette zusetze, wie meine Westen und Röcke zeugen. Ich bin nach meiner Art im Stillen fleißig und denke mir manches aus; in Opticis habe ich einige schöne Vorschritte gethan.

Ich lese französische Schriftsteller, die ich sonst nie würde gesehen haben, und so nütze ich die Zeit so gut ich kann. Wäre es gut Wetter, so wäre alles anders und man könnte manches versuchen und mehr Menschen sehen, so aber mag man Tage lang nicht aus dem Zelte. Die Gegend ist abscheulich.

Behalte mich lieb. Empfiehl mich den Durchl. Herzoginnen und allen Freunden. Es freut mich sehr zu hören, daß Herder wohl ist, um wenige Tage hätte ich ihn in Frankfurt gesehen. Ich wünsche sehr bald wieder bei euch zu seyn, da aber unser Weg sehr paraboliſch ist, läßt sich die Bahn schwer berechnen.

Indessen wird meine Wohnung fertig werden und, wie Meyer sie einrichtet, ein Plätzchen werden, wo meine Freunde gern zusammenkommen. Lebe wohl. Liebe mich!“

Es waren harte Tage. „Der Herzog,“ so berichtet Karl Augusts Kabinetssecretär Weyland[2], „setzte sich selbst dem Mangel aus, um für

[1] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 105.

[2] Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 89.

die Gesundheit seines Gefolges zu sorgen." Der Kronprinz von Preußen aber schreibt unter demselben Datum (27. und 28. September):

„Die Ruhr, die seit Verdun in der Armee immer zunahm, erreichte hier ihren Gipfel. Wenig Dörfer in der Nähe, keine Einwohner darin, also auch keine Lebensmittel zu haben; unsere Communication mit Grandpré äußerst unsicher durch französische Streifpartien, die öfter unsere Convois beunruhigten, plünderten, Gefangene machten, die Wege dorthin fast ganz impracticabel durch den Regen. Alles dies war Schuld, daß wir kein Brod von der Bäckerei erhalten konnten, und wenn je etwas herankam, so war es gewöhnlich ungenießbar, so daß unsere Noth täglich wuchs und den höchsten Grad erreichte." [1]

Unterdessen wurden Unterhandlungen geführt, ein höchst verschlungenes Ränkespiel, das noch vollständiger Aufklärung harrt. Johann Wilhelm Lombard, der Kabinetssecretär des Preußenkönigs, fiel am 20. einer französischen Streifpatrouille in die Hände. Dumouriez, dem an nichts so sehr gelegen war, als die Verbündeten so lange unthätig hinzuhalten, bis er seine Armee noch mehr verstärkt hätte, benützte die Auswechslung dieses Gefangenen, um Verhandlungen anzuknüpfen, und gab ihm eine Denkschrift mit, in welcher er den König von Preußen sehr keck von weiterem Vorbringen abmahnte, die Wiedereinsetzung Ludwig' XVI. für unmöglich erklärte und auf Kosten der Österreicher eine französisch-preußische Allianz anzubahnen suchte. Friedrich Wilhelm II. soll über letztere Zumuthung ungehalten gewesen sein; doch ließ er sich auf Verhandlungen ein. Sein Adjutant Manstein und der Generalmajor Heymann hatten am 22. eine Besprechung mit Kellermann, welche in den folgenden Tagen wenigstens schriftlich fortgesetzt wurde. Dumouriez erreichte seinen Zweck: er gewann fünf Tage, um sich besser zu befestigen und noch mehr Truppen an sich zu ziehen.

Als Lucchesini am 27. von Verdun wieder im Hauptquartier eintraf, fand er hier Dumouriez' Adjutanten, Thouvenot, mit 12 Broden, 12 Pfund Kaffee und Zucker für den König, dem Auftrag, einige Gefangene auszuwechseln, und einer nunmehr offenen Einladung zu einem Bündniß mit den Franzosen. Das war dem König zu stark. Lucchesini durchschaute die Absichten des französischen Generals. Im Auftrag des Königs mußte Manstein den Unterhändler zurückweisen, der Herzog von Braunschweig aber des folgenden Tags ein neues Manifest erlassen, in welchem derselbe scharfe und herausfordernde Ton gegen die Revolution angeschlagen wurde, wie in seinem ersten. Nachdem man zum Vortheil

[1] Häusser, Deutsche Geschichte. I. 387.

der Franzoſen acht Tage verloren hatte, wollte man jetzt wieder zu den Waffen greifen. Es wurde Kriegsrath gehalten, aber bloß, um in Anbetracht des ſchlechten Wetters, der graſſirenden Krankheiten und des üblen Zuſtandes der Armee endlich den Rückzug zu beſchließen. Am 28. drohte Braunſchweig, die alte Ordnung der Dinge in Paris wieder herzuſtellen, und am 29. begann er den Rückzug durch die Argonnen.

So ſtellt ſich der Verlauf ungefähr nach den preußiſchen Berichten dar. Alle Schuld wird auf Manſtein geſchoben, der ſich von Dumouriez habe hinter's Licht führen laſſen. Die Politik des franzöſiſchen Heerführers war jedoch ſo leicht zu durchſchauen, die ganze Armee litt ſo ſehr unter den acht Tage lang ſich hinſchleppenden Verhandlungen, das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig und der ſofortige Rückzug ſtehen in ſo ſeltſamem Widerſpruche, daß es ſchwierig iſt, in Manſteins Leichtgläubigkeit die einzige Schuld an dem ſo jämmerlichen und ſchmählichen Ende des Feldzuges zu ſuchen. Nach franzöſiſchen Berichten[1] haben die officiellen Unterhandlungen nur als Deckmantel für geheime Abmachungen gedient, welche Dumouriez im Einverſtändniß mit Danton führte und welche darauf hinausliefen, daß die Preußen verſprachen, binnen 20 Tagen das franzöſiſche Gebiet zu räumen, Verdun und Longwy zurückzugeben, wofür dann Dumouriez ſich verbindlich machte, ihren Rückzug nicht zu ſtören[2].

Ganz unwahrſcheinlich iſt das nicht, da der ſonſt überall raſch zugreifende Dumouriez die preußiſche Armee ruhig durch die Mäuſefalle der Argonnenpäſſe hinausziehen ließ, in welchen er ſie leicht hätte vernichten oder wenigſtens bedeutend ſchädigen können. „Bei dem phyſiſchen Zuſtand der Armee, den ſchlechten Wegen und Defileen, die man zu paſſiren hatte, dem wiederholten Verſtopfen der Straße durch Truppen und Gepäck, das einmal (4. October) für einen Weg von wenig Meilen einen Marſch von 30 Stunden nothwendig machte, war jeder feindliche Angriff bedenklich und konnte dem Heere die peinlichſten Verlegenheiten bereiten.“[3]

---

[1] Mémoires d'un homme d'état. I. 460. Darnach hätte ſich Lombard von den Franzoſen fangen laſſen, um Unterhandlungen anzuknüpfen. „Par un arrangement concerté d'avance, Lombard feignit de tomber dans une patrouille française ... Il eut la nuit même, avec Dumouriez, une conférence où les points essentiels de la négociation furent discutés.“ Daß Lombard, wenn er einen ſolchen Streich beging, ihn nicht gleich am 24. ſeiner Frau ausplauderte, verſteht ſich von ſelbſt. (S. Göthe-Jahrbuch. IV. 100.)

[2] Vgl. Bruno Bauer. Zur Orientirung über die Bismarckiſche Ära. Chemnitz 1880. S. 198 ff. [3] Häuſſer. I. 387.

Und doch wurde es nur durch einige unbedeutende Streifzüge gestört. General Kalkreuth erreichte schon am 6. October die Gegend von Verdun, und Göthe befand sich mit dem Lager bereits am 7. jenseits der Maas bei Consanvoye.

Daß sich in der vertraulichen Correspondenz jener Tage keine Andeutung eines solchen Geheimvertrags und ebenso wenig der Vorschlag einer französisch-preußischen Allianz auf Kosten Österreichs findet, ist kein völlig durchschlagender Beweis, daß ein solcher Geheimvertrag nicht bestand[1]. Denn ein solcher legte sowohl Dumouriez als den Preußen nothwendig das strengste Geheimniß auf. Diese durften sich den Österreichern gegenüber nicht den Schein des Abfalls geben, jener mußte sich eventuell vor den ertremsten Jakobinern verantworten können, daß er nicht den Kopf des Königs von Preußen als Siegestrophäe vor den Convent bringe.

Es ist indeß hier nicht der Ort, diese Frage zu entscheiden. Im deutschen Heer waltete Schmerz, Beschämung und Unwille vor, daß man, anstatt siegreich in Paris einzuziehen, so elend wieder an den Rhein zurückmarschiren mußte. Wie Göthe schon den Waffenstillstand vom 24. September als unzureichend beklagt hatte, so stimmte er auch jetzt in die allgemeine Klage ein. „Hunger, Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt; es hieß, der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüstet, sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe.“ [2]

„Wo man sich auch umsah,“ so erzählt er von dem Anfang des Rückzuges[3], „einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sei keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte, uns anzugreifen; da dies aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her, und der Menschengeist, der Allem, was geschieht, Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und St. Menehould seien glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden.“

[1] Göthe scheint an einen solchen geglaubt zu haben: „Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Übereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht Jemand dem Andern.“ Werke [Hempel]. XXV. 74.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 70. [3] Ebdſ. XXV. 72.

Nach acht Tagen harter Strapazen erreichte er die Maas, am 9. October trennte er sich von der Armee, um nach Verdun zu fahren und dort einen Tag zuzubringen; am 13. October erreichte er Arlon, am 14. Luxemburg. Von hier sandte er Herder eine leichte Federskizze zu — ein Freiheitsbaum in der Mitte mit der Inschrift: cette terre est libre, zugleich als Wegweiser dienend: chemin de Paris. Nach Paris hin geht über einem Hügel die Sonne auf, nach der deutschen Seite hin Wolken und strömender Regen. Der Text dazu heißt:

„Aus der mehr historischen und topographischen, als allegorischen Rückseite werden Ew. Liebden zu erkennen geruhen, was für Aspecten am Himmel und für Conjuncturen auf der Erde gegenwärtig merkwürdig sind. Ich wünsche, daß diese Effigiation zu heilsamen Betrachtungen Anlaß geben möge. Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging.

Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannten Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen.

Ich wünsche gute Folgen des Bades auf den Winter. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traume zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Äsern und Scherbhaufen gefangen hielt.“ [1]

Während sein Reisebericht wiederholt auf Unterhandlungen hindeutet, läßt er den Gegenstand derselben unerörtert. „Daß Göthe von dem eigentlichen Getriebe derselben,“ meint Herm. Hüffer, „nichts Genaues erfahren, also auch nicht mitgetheilt hat, wird man nicht befremdlich finden und noch weniger ihm verübeln. Der Herzog von Weimar hat nicht mehr davon erfahren; selbst der preußische Kronprinz befand sich, wie er ausdrücklich anmerkt, in gleichem Falle.“ [2]

Merkwürdig bleibt immerhin, daß man in den Kreisen der Emigranten, welche bei den Unterhandlungen in schmählichster Weise preisgegeben wurden, Göthe eine politische Bedeutung beimaß. Der Rheinische Antiquarius (Chr. v. Stramberg) berichtet nach ihren Aussagen folgendermaßen:

„Die von dem Pariser Stadtrath angeordnete Beraubung des Garde-meuble der Krone, wo ein Schatz von 40 Millionen aufgehäuft gewesen, lieferte die Mittel zu einer Verständigung; sie zur Anwendung zu bringen, ließ Lombard sich mit seinen Akolythen Göthe und Lafontaine fangen. Die beiden Schreiber

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 135. [2] Göthe-Jahrbuch IV. 97.

hatte er ſich zugelegt, ohne Zweifel, damit ſie in den Augen der Welt ein nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten. In der Wahl von Lafontaine, dem Sudler, verrieth er wenig Einſicht, vielleicht eine von ſeinem Vater, ‚de poudreuse mémoire‘, herrührende Inſpiration. Göthe entſprach vollkommen den Erwartungen ſeines Mäcens. Er vornehmlich hat die Gerüchte um das ſchreckliche Wetter, um die Unfruchtbarkeit der Champagne, um den bei der Armee eingeriſſenen Mangel in Umlauf geſetzt, er hat auch die pompöſe Beſchreibung der Kanonade von Valmy, des Kinderſpiels geliefert, und damit ſeinen Beruf, der Überſetzer des größten Aufſchneiders unter den Italiänern, des Benvenuto Cellini, zu werden, gerechtfertigt. Von eigenthümlicher Bedeutung ſind deßhalb die Worte, ſo auf dem Rückzug der Herzog von Braunſchweig an ihn richtete: ‚Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünſcht ſein, daß ich einen umſichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.‘ Dem Mangel, um den Göthe klagt, zu ſteuern, durfte man nur die Öſterreicher und die Emigranten auf Chalons werfen: Vorräthe aller Art und im Überfluſſe befanden ſich dort aufgehäuft, und die paar zu ihrem Schutze aufgeſtellten ſöderirten Bataillone würden dem erſten Angriff gewichen ſein, indeß Dumouriez bei S. Menehould in Schach gehalten wurde. Fruchtbar wie die Ufer der Seine und Yonne, wie die Brie, iſt das Innere der Champagne freilich nicht, doch kann ſie immerhin in dem Reichthum der Production mit mancher Provinz von Deutſchland, welche dreißig Jahre hindurch zahlreiche Heere ſpeiſen mußte, wetteifern. Die angeblichen Regengüſſe betreffend, hat man zu Paris angemerkt, daß die acht erſten Tage des September 1792 ungemein ſchön geweſen ſind, daß es am 8. und 9. einigemal im Tage regnete, daß mit dem 10. für die Dauer von 10 Tagen das ſchöne Wetter wiederkehrte. Den Morgen des 20., dann den 23., 24. und 25 hat es geregnet, es kommen demnach auf den ganzen Monat $5^1/_2$ Regentage. Die übrige Zeit war ausgezeichnet ſchön, und das ſchlimme Wetter trat nicht ehender, denn mit dem October ein, als die preußiſche Armee ſich bereits in vollem Rückzug befand. Deſſen Bedingungen zu ordnen, ergaben ſich noch einige Schwierigkeiten: am Ende, nachdem die weſentlichen Stipulationen des Vertrags bewilligt, gebot am 27. der Herzog von Braunſchweig den allgemeinen Rückzug [1], den ungeſtört bewerkſtelligen zu können,

[1] „Le 30 les commissaires tirés du sein de la convention étant arrivés au camp de Dumouriez, firent prêter aux troupes le nouveau serment à la république. Le jour même ils ratifièrent l'arrangement secret conclu entre les généraux en chef des deux armées. Le duc de Brunswick s'était engagé à ne pas livrer bataille et à se retirer jusqu'à la Meuse, à condition de ne pas être inquiété. — Rien ne transpirait dans les deux camps qui étaient restés douze jours en présence; et au moment où l'armée combinée s'attendait à recevoir le signal de marcher au combat, elle reçut l'ordre inattendu de rétrograder. Le soir même les Prussiens commençèrent leur retraite. Ils ne firent ce premier jour qu'une lieue, mais dans le plus bel ordre.“ Mémoires d'un homme d'état. I. 484.

er sich noch gefallen ließ, den Besitz von Verdun und Longwy aufzugeben. Die Preußen wurden demnach in keiner Weise belästigt, alle Thätigkeit der Verfolgung wandte sich gegen die Österreicher, und vornehmlich gegen die Emigranten. ‚Dans la retraite quelques uns des émigrés tombèrent entre les mains de l'ennemi qui, troublant fort peu la marche des Prussiens, n'avait pas les mêmes raisons pour ménager les émigrés. Les prises amusent beaucoup nos soldats, écrivait Kellermann.' Dergleichen unglückliche Gefangene wurden nach Paris gebracht und da unter gesetzlicher Form erschossen, genau wie die Mexicaner ihre Gefangenen dem Vizlipuzli opferten. Der König mußte sich das Alles gefallen lassen und nach wie vor diejenigen, welche die unwürdige Stellung ihm auferlegt hatten, um sich und in ihren Ämtern dulden. Nur gegen Calonne durfte er seinem Unwillen Luft machen: ‚il le proscrivit et le renvoya.'[1]

Unhaltbares und Unsicheres mischt sich in diesem Bericht mit Wahrem und Wahrscheinlichem. Unhaltbar ist die Behauptung, daß Göthe sich mit Lombard habe fangen und aus der Beute des Kronschatzes bestechen lassen, um durch seine Wetterberichte und Jammerschilderungen die Schmach des Rückzugs und die geheimen Unterhandlungen mit den Franzosen zu decken; denn er hat seinen Bericht erst 30 Jahre später geschrieben. Für seine Gefangennahme liegen ebenso wenig andere Zeugnisse vor, als für ein besseres Septemberwetter. Wahr ist dagegen, daß Göthe's Bericht nicht ganz ungefärbt ist. „Im Ganzen schildert Göthe die Lage etwas zu verzweifelt."[2] Er spricht selbst in einem Briefe an Reinhard von „Gespenstern, die sich 30 Jahre dazwischen bewegt" und die er nicht „wegbannen" konnte. In einem Briefe an Schultz charakterisirt er seine Darstellung als eine „milde Behandlung", und es ist freilich wunderlich, wenn er bei seinem Überblick über den ganzen Feldzug[3] sagt: „Aber sonderbar verwickelte Zustände wurden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt." Sein glühendster Verehrer und Vertheidiger sieht sich zu dem Zugeständniß genöthigt, daß der Euphemismus hier „etwas weit getrieben" sei[4]. Der Kanonade von Valmy hat Göthe viel mehr Wichtigkeit beigelegt, als sie verdiente, da sie nicht „mit irgend einer nennenswerthen Schlacht der nächsten 23 Jahre verglichen werden kann"[5]. Gegen die Emigranten hat er sich nicht gerade unbillig gezeigt, und Stramberg hatte Unrecht, dieselben an ihm rächen zu wollen. Aber eine berechtigte

[1] Rheinischer Antiquarius, Coblenz 1851. I. Abth. I. 116.
[2] Göthe-Jahrbuch. IV. 98. [3] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 121.
[4] Düntzer in seiner Vertheidigung Göthe's gegen Stramberg. Augsburger Allgem. Zeitung 1858. Nr. 120. S. 1915. [5] Häuffer. I. 379.

Frage legt seine Darstellung doch nahe: Was hatte Göthe eigentlich bei dem Feldzuge zu schaffen? Aus welchem Grund wollte ihn der Herzog bei sich haben und setzte ihn, den dichterischen Günstling, den Intendanten seines Hoftheaters, solchen Leiden und Strapazen, ja unzweifelhaften Gefahren der Gesundheit und des Lebens aus?

Göthe ist jede Antwort hierauf schuldig geblieben. Da er früher, im August 1784, dem Herzog bei dessen geheimen Unterhandlungen wegen des Fürstenbundes die Dienste „eines zuverlässigen, vertrauten Geheimschreibers" — das ist Ranke's Ausdruck[1] — zu leisten, nicht unter seiner Würde hielt, so ist die Annahme nicht ganz unbegründet, daß der Herzog ihn auch jetzt nicht bloß als Freund und Vertrauten um sich zu haben wünschte, sondern auch als gelegentlichen Geheimschreiber und Unterhändler. Er war sehr verschwiegen und zuverlässig. Von jenen früheren Unterhandlungen hat er weder der Frau von Stein noch seinen Tagebüchern etwas anvertraut. Ob diese diplomatische Verschwiegenheit im preußischen Hauptquartier abermals zur Ausübung kam, darüber liegt weiter keine Andeutung vor. Da der Herzog selbst weder in militärischer noch in politischer Hinsicht eine bedeutende Rolle spielte, so ist es wahrscheinlicher, daß er der diplomatischen Talente Göthe's nicht bedurfte und daß dieser über die Politik schwieg, weil er zu den „Thorheiten in's Große" wirklich nichts zu sagen hatte. Wie er früher bei ähnlicher Gelegenheit den Dramatiker hervorgekehrt hatte, so war er jetzt unpolitischer Beobachter des Volks- und Kriegslebens, Naturforscher — und wo er wieder auf friedlichen Boden kam, Kunstfreund und Kunstforscher.

Obwohl erst nach 30 Jahren redigirt, sind seine Marsch-, Zelt- und Lagerscenen lebhaft und anschaulich ausgeführt. Aus der sorgfältigen Retouchirung ist die Frische unmittelbarer Aufzeichnung zu erkennen. Wie auf der italienischen Reise, hat er auch bei der französischen Campagne dem weiblichen Geschlechte besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Häusliche Scenen, Familienleben, allgemein menschliche Verhältnisse interessiren ihn sichtlich mehr als der Feldzug und die damit verknüpften politischen und religiösen Interessen. Er kümmert sich weder um Preußen noch Österreich, weder um Jakobiner noch Girondisten, weder um die königstreuen Emigranten noch um die wüthenden Republikaner, weder um Ludwig XVI. noch um Friedrich Wilhelm II., weder um den Sieg der rothen Republik noch um die Wiederherstellung des legitimen Königs-

[1] Ranke, Sämmtl. Werke. XXXI. 74.

thrones in Frankreich, von welcher der ganze Lauf der Weltgeschichte bedingt war. Er beobachtete den Krieg selbst wie ein malerisches, literarisches, höchstens allgemein ethisches Problem — ein buntes Schauspiel für Menschenbeobachtung.

„Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustande Hoffnung zu erregen und zu beleben; hiedurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.“ [1]

Alle religiösen, politischen Grundsätze betrachtete er als eine Art Heuchelei, als einen mit Phrasen verbrämten Egoismus, als Deckmantel der Leidenschaft. Da er sich zu keinen Grundsätzen bekannte oder bekennen wollte, floh er zur Natur. Während die Revolution die ganze bestehende europäische Ordnung aus den Angeln zu heben drohte, während die Septembermorde die ganze civilisirte Welt mit Abscheu und Schauder erfüllten, beobachtete er in einem Bach, in welchem Soldaten fischten — Refractionserscheinungen, und zwar die allergewöhnlichsten von der Welt. Was lag ihm an entthronten Königen? Er gedachte Newton zu enthronen.

„Glückselig aber der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte; die Farbenerscheinungen der Quelle hatten mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuer Kanzleigefährte erwies, ins gebrochene Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Diese Papiere besitze ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und als Zeugniß eines treuen Forschers auf dem eingeschlagenen bedenklichen Pfade.“ [2]

Wie ihm die furchtbare Tragödie der Revolution, die bereits ihre blutigen Schrecken zu entfalten begann, keine Furcht und kein Mitleid einzuflößen vermochte, so erschwang er sich auch zu keinem entschiedenen Unwillen über den bejammernswerthen Vertrag, den die deutschen Führer mit den kecken Häuptern der Revolution schlossen.

„Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps echte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnte ich doch, so oft ich sie mitten in diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor, wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, aufs beste herausgestutzt, das Resultat ihrer Bemühungen dem Glücke und der Laune des Publikums überlassen muß.“ [3]

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 40.
[2] Ebds. S. 45. [3] Ebds. S. 92.

Alles eine bloße Komödie! Der Thron der französischen Könige bricht zusammen — die Kriegsmacht des sinkenden deutschen Reiches weicht vor dem rasch aufgerafften Heer der Jakobiner zurück — der Name Deutschlands wird schmachvoll in den Koth getreten — — alles Komödie!

Der neue Archimedes liegt wohlgemuth am Küchenwagen oder studirt von einem sicheren Plätzchen aus das Kanonenfieber. Er liest französische Bücher, er stellt chromatische Beobachtungen an, er zeichnet komische Skizzen, er sucht mit seinen Witzen Offiziere und Diplomaten bei Humor zu erhalten, er sammelt Notizen — nicht so sehr, um einst die schmachvollste Retirade der deutschen Waffen nachträglich zu entschuldigen, als vielmehr, um ein paar pikante Blätter für seine eigene Lebensgeschichte zu gewinnen. Nirgends ist die Rede davon, daß er seine vielgepriesenen anatomischen Studien im Dienste der leidenden Menschheit verwandt, einem Kranken geholfen, einen Verwundeten gepflegt, einen Sterbenden getröstet hätte. Für solche Dienste christlicher Opferliebe hatte er ebenso wenig Herz und Verständniß, als für die größten und brennendsten Fragen seiner Zeit.

Dafür wird er denn auch heute als der größte Deutsche jener Zeit verehrt, ja nahezu angebetet. Hunderte von katholischen Ordensleuten aber, die achtzig Jahre später in ähnlichem Fall das eigene Leben für den Dienst und die Rettung deutscher Krieger eingesetzt haben, wurden nach dem Sieg der deutschen Waffen als „Reichsfeinde" über die Grenze gejagt und durch Gesetz von ihrem Vaterland ausgeschlossen.

8. Der Besuch in Münster.

1792.

„Göthe's Heidenthum ist der andere Pol des Christenthums: auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe, auf der andern Seite Selbstverlaß."

Friedrich Perthes.

„Das Unwesen nimmt überhand, man muß sich für die eine oder die andere Partei erklären. Und wer sollte sich wohl noch so täuschen, daß er nicht einsähe, wie es unmöglich sei, mit den Franzosen zu halten, ohne sich gegen wahre Freiheit, die immer auf Gesetze gegründet ist, gegen Menschengefühl, Gerechtigkeit und gegen Gott selbst mit diesem atheistischen Gesindel zu erklären."

Friedrich Leopold zu Stolberg, 8. Oct. 1792.

In Trier, wo Göthe am 21. October eintraf und bis zum Ende des Monats verweilte, ward er von der Nachricht überrascht, daß Custine Mainz, Newinger Frankfurt genommen habe. Sein Plan, die Vaterstadt zu besuchen, ward dadurch vereitelt. Ein verspäteter Brief der Mutter kündigte ihm in Trier den am 19. September erfolgten Tod seines Oheims, des Schöffen Textor, an, und stellte zugleich die vertrauliche Anfrage, ob er allenfalls gesonnen wäre, die durch diesen Todesfall erledigte Rathsherrnstelle in Frankfurt anzunehmen. Er beantwortete diese Anfrage erst nach zwei Monaten, mit Dank ablehnend:

„Bey der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder wohldenckende für sein Vaterland empfindet, würde es mir eine schmerzliche Verläugnung seyn eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hießigen Verhältnisse so glücklich und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchl. haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihnen so viel schuldig geworden daß es der größte Undanck seyn würde meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen da der Staat treuer Diener am meisten bedarf." [1]

Statt nach Frankfurt oder Weimar reiste er am 1. November über Koblenz, Bonn und Düsseldorf nach Pempelfort, wo er im Familien-

[1] 24. Dec. 1792. — R. Keil, Frau Rath. Leipzig 1871. S. 309 ff.

kreis Fritz Jacobi's von den Strapazen des Feldzuges vier Wochen lang ausruhte. Anfangs December fuhr er dann nach Münſter und brachte einige Tage bei der Fürſtin Gallitzin zu [1]. Erſt am 17. December traf er wieder in Weimar ein.

Göthe hat den Beſuch mit der Feinheit eines Diplomaten beſchrieben, der ſich an einem feindlichen Hof mit Würde und Anſtand zu bewegen, ja ſelbſt die Angehörigen desſelben zu gewinnen weiß, ohne ſeiner eigenen Stellung irgend etwas zu vergeben. „Ich wußte, daß ich in einen frommen, ſittlichen Kreis hereintrat, und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man ſich geſellig, klug und nicht beſchränkend."

Die Fürſtin kannte er ſchon perſönlich. Sie hatte ihn im Herbſt 1785 mit ihren Kindern beſucht. Fürſtenberg und Hemſterhuis hatten ſie begleitet. Alle hatten einen überaus günſtigen Eindruck auf ihn gemacht. „In einer ſolchen Geſellſchaft war das Gute ſowie das Schöne immerfort wirkſam und unterhaltend." Hemſterhuis war inzwiſchen geſtorben, Fürſtenberg älter geworden, aber „immer derſelbe verſtändige, edle, ruhige Mann"; und welch ſonderbare Stellung in der Mitwelt! Geiſtlicher, Staatsmann, ſo nahe, den Fürſtenthron zu beſteigen. Die Fürſtin war inzwiſchen am 28. Auguſt 1786 katholiſch geworden.

„Den Zuſtand der Fürſtin, nahe geſehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; ſie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, daß man in einem innern, beſchränkten Kreiſe um Zeit und Ewigkeit beſorgt ſein müſſe.

„Beides hatte ſie erfaßt: Das höchſte Zeitliche fand ſie im Natürlichen, und hier erinnere man ſich Rouſſeauiſcher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in Allem zurückkehren; Schnürbruſt und Abſatz verſchwanden, der Puder zerſtob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten ſchwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; ſie war gewachſen und ſtämmiger geworden; ich fand ſie verſtändig, liebenswerth, haushälteriſch, dem halb klöſterlichen Leben ſich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten ſie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen laſſen, heilig betheuernd zuſagt und verſpricht." [2]

[1] Nach Strehlke vom 6. bis 12. oder 13. Dec. Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 208. 225. Nach Galland (Die Fürſtin Amalie von Gallitzin. S. 165) wahrſcheinlich vom 2. bis 5. Dec. In einem ungedruckten Brief der Fürſtin an Stolberg vom 6. Dec. heißt es nämlich: „Ich hätte Ihnen vieles noch zu ſagen über vier mir äußerſt intereſſante Tage, die Göthe unter meinem Dache zugebracht hat." Stolberg war eben auf der Rückreiſe von Italien.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 153 ff.

„Aber als die schönste Verwirklichung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Aseetik; das Leben füllte sich aus mit Religion und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und Alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohnte."

Nie ist der Katholicismus näher und mit Rücksicht auf seinen Charakter gewinnender an Göthe herangetreten, als in der Gestalt der liebenswürdigen, edeln Fürstin, im Kreise der bedeutenden Männer, welche sie umgaben. Was Gutes an Rousseau's Ideen war, fand er hier harmonisch verschmolzen mit den feineren Formen französischer Weltbildung. „Diotima" hatte ihren Plato gelesen und empfand für echte Kunst das höchste Interesse. Selbst daß sie etwas schwärmerisch war und mehr zu platonischen Träumereien hinneigte, als zur ernsten, scharfen Philosophie des Stagiriten, konnte den Dichter kaum abstoßen, der mitten in seiner realistischen Naturbetrachtung poetischen Anwandlungen und Träumen sich selbst nicht zu entziehen vermochte. Er begegnete in ihr einem hohen, reichen Geist, der unstät alle Regionen der zeitgenössischen Bildung durchwandert und nach endlosem Ringen erst im schlichten katholischen Glauben wahren Frieden gefunden hatte. Sie war durch ihre Conversion nur anspruchsloser, liebenswürdiger geworden, streng gegen sich selbst, ein Engel der Wohlthätigkeit gegen Andere. Die äußere Bildung und die feineren Umgangsformen einer Frau von Stein verbanden sich hier mit wahrem geistigem, sittlichem Gehalt.

Der Heide konnte sich der liebenswürdigen Frau gegenüber nicht zu jenem Groll, jener Abneigung und Verachtung aufbäumen, welche der Papst und das katholische Rom in ihm erweckt. Er konnte sich dem freundlichen Eindruck nicht entziehen, welchen die Fürstin und ihr Kreis auf ihn machte. Aber gegen jeden tieferen Eindruck schloß er sich ab. Die römischen Elegien waren noch kaum gedichtet, und er war auf der Rückreise zu Christiane Vulpius. Aalglatt schlüpfte er an allem vorüber, was seine irdische Behaglichkeit irgendwie hätte stören können.

Dem Andenken Hamanns, welcher im Garten der Fürstin begraben lag, wurde pietätvolle Erinnerung gezollt, „seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen". Die Werke des Philosophen Hemsterhuis gaben Anlaß zu weitläufigen, anziehenden Besprechungen; wie Göthe, hatte er für antike Bildhauerkunst geschwärmt, fand sich indeß immer ernüchtert und kalt, wenn er die vielgepriesenen Werke selbst vor sich hatte. Das

ſchrieb Göthe jedoch nicht tieferen, ethiſchen Gründen zu, ſondern unbegründetem Vorurtheil, und ließ ſich in ſeiner heidniſchen Götterverehrung nicht beirren.

„Doch konnte man ſich nicht verbergen, daß die reinſte chriſtliche Religion mit der wahren bildenden Kunſt immer ſich zwieſpältig befinde, weil jene ſich von der Sinnlichkeit zu entfernen ſtrebt, dieſe nun aber das ſinnliche Element als ihren eigentlichſten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In dieſem Geiſte ſchrieb ich nachſtehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! und die heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.“

Man hätte ihm antworten können, daß eine Kunſt ſolch mythologiſchen Urſprungs unmöglich die wahre ſein könne:

Fliehen müßt' ich die Kunſt und der Muſen holde Geſellſchaft,
Stammte die Liebe der Kunſt nur von dem reizenden Pfeil,
Wäre Urania nur, die lüſterne, Mutter des Schönen,
Amor ihr frecher Genoß, Sprößling und Gatte zugleich.
Doch geſtürzt iſt ihr Reich, zertrümmert ſind ihre Altäre,
Und das Göttliche ſtrahlt rein in des Menſchen Geſtalt.
Auf jungfräulichem Arm thront mild die ewige Liebe,
Segnet mit kindlicher Hand ſelig die ringende Welt,
Wecket zum Liede die Bruſt und weihet zum herrlichen Tempel
Tauſendfältigen Schmucks neu die entſühnte Natur.

Eine derartige Antwort erfolgte jedoch nicht. „Mit dieſem allegoriſchen Glaubensbekenntniß,“ erzählt Göthe, „ſchien man nicht ganz unzufrieden; indeſſen blieb es auf ſich ſelbſt beruhen, und beide Theile machten ſich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Überzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinſam wäre und zu wechſelſeitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerſtreit gereichen könnte.“ Er erklärte Fürſtenberg den Zuſammenhang ſeiner oſteologiſchen mit ſeinen früheren phyſiognomiſchen Studien; er ſchilderte die Kirchenfeſte in Rom und wußte dabei ſeinen „katholiſchen frommen Zirkel“ ebenſo zu befriedigen, wie „die Weltkinder mit dem Karneval“. Den angenehmſten Zeitvertreib aber bot ihm eine Sammlung antiker geſchnittener Steine: er war ganz ſelig, „die Blüthe des Heidenthums in einem chriſtlichen Hauſe

verwahrt und hochgeschätzt" zu finden, Herkules, Bacchus, Medusenhäupter, allerliebste Opfer und Bacchanalien, die schätzbarsten Porträte von bekannten und unbekannten Personen. Die Sammlung, welche für die Fürstin bloß eine Kunstsammlung, eine vornehme Liebhaberei war, galt Göthe als ein Schatz, ein Heiligthum, ein Stück Religion. Obwohl abgemahnt, bot sie ihm an, die Sammlung mitzunehmen, was nach complimentöser Weigerung auch geschah.

„So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.

„Diese Abschiedsformel wohldenkender, freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider; ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern und sonst meist von wohlwollenden, mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend Jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Überzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt." [1]

Das tönt recht artig. Man darf indeß nicht vergessen, daß der Bericht erst 30 Jahre später geschrieben, nachdem sich Göthe seine Stellung zum Katholicismus noch viel ruhiger zurechtgelegt und sich angewöhnt hatte, alles Katholische gemüthlich und ohne Widerspruch an sich ablaufen zu lassen. Im nächsten Frühjahr nach dem Besuch, den 27. April 1793, schrieb er an Fritz Jacobi:

„Daß ihr aber zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, davon erkenn ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich unser einer einmahl in puris naturalibus seiner angebornen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lenchen die rechte Seite der Tapete an einem Festtage herauskehrt." [2]

Edel, wahrhaftig und hochherzig, wie die Fürstin war, konnte sie es sich nicht denken, daß Göthe bloß „die rechte Seite der Tapete an einem Festtag herauskehrte". In einem Briefe vom 2. December 1793 spricht sie die Meinung aus, Göthe's sonderbares Wesen besser inne zu

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 161.

[2] Göthe's Briefe. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. Nr. 73. — Göthe-Jahrbuch. III. 304.

haben und zu beurtheilen, als manche andere, sonst gute und edle Menschen, welche sich darüber unrichtiger Weise wunderten. Sie wollte sich indeß hierauf nichts zu Gute thun. „Denn," sagt sie, „ich fühle zu sehr, daß mir's, wenn Sie sich hätten die Mühe geben wollen, den Proteus bei mir zu machen, (eine Rolle,) die Sie bei so manchen ehrlichen Leuten müssen gespielt haben, um kein Haar besser gegangen sein würde." [1]

Sie glaubte ihn aber nicht nur besser zu kennen als Andere, sie meinte auch offenbar, einigen Einfluß auf ihn gewinnen zu können. Wie sie ihm bei seinem Besuche die größte Aufmerksamkeit erwies, so suchte sie die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten. Kaum einige Wochen nach seiner Abreise schickte sie ihm ein Kaminmodell zu, das er zu haben wünschte, und eine Schrift von Hemsterhuis, schrieb ihm, scherzte freundlich über seinen Kunstenthusiasmus, bot ihm Schriften des Philosophen Hemsterhuis über Optik an, bezeugte die innigste Freude über einen Brief von ihm, bat um einen neuen [2]. Eine langwierige Augenkrankheit störte die begonnene Correspondenz. Kaum ging es besser, so war es ihr Erstes, Göthe für seine Zusendungen zu danken, sein von ihm selbst gezeichnetes Porträt, Material zu optischen Versuchen und sein kleines Drama „Der Bürgergeneral". Für Alles hatte sie ein liebes, freundliches Wort. Es freute sie, zu hören, daß Göthe am selben Monatstag wie sie geboren war, den 28. August, am Festtag des hl. Augustin. Sie theilte ihm als Festgruß eine Stelle aus diesem Kirchenvater mit:

„Wenn man sagt, daß die Tugend zum glücklichen Leben führt, so ist der Grund hiervon, weil die Tugend nichts Anderes ist, als die Liebe des höchsten Gutes, und wenn man sagt, daß es vier Cardinaltugenden gibt, so gilt das nur in Bezug auf die verschiedenen Formen, welche diese Liebe nimmt, je nachdem man sie verschieden übt. Die Mäßigkeit ist eine Liebe, welche bewirkt, daß man sich rein und ganz bewahrt für das, was man liebt; die Starkmuth eine Liebe, die Alles dulden läßt für das, was man liebt; die Gerechtigkeit eine Liebe, welche bewirkt, daß man sich nur dem unterwirft, was man liebt, und sich über alles Andere erhaben hält, wie es die naturgemäße Ordnung von uns erheischt; die Klugheit endlich eine Liebe, welche das, was sie ihrem Gegenstande näher bringt, von dem zu unterscheiden weiß, was sie davon ablenkt; diese Liebe ist die Liebe Gottes, d. h. die Liebe des höchsten Gutes, der höchsten Weisheit, des höchsten Friedens." [3]

---

[1] Bratranek, Aus Göthe's handschriftlichem Nachlaß. — Göthe-Jahrbuch, III. 283. [2] Ebds. 278 ff.

[3] Ebds. S. 281. Dem liebeerfüllten Brief der Fürstin legte auch Friedrich Leopold von Stolberg einige herzliche Zeilen bei, worin er sagt, sie habe neuen Wein auf die Neige seines Lebens gegossen, und ihn, wie er hoffe, auf immer gestärkt.

In einem andern Briefe gestand sie ihm, er habe bei seiner Anwesenheit in Münster die römische Frohnleichnamsprocession „so rührend und erhaben, ohne alles Darnebenspielen" geschildert, daß die anwesenden Professoren sie in's Ohr gefragt hätten: „Ist er denn katholisch?" Sie schickte ihm Overbergs Katechismus, in der Überzeugung, mit seinem „reinen kindlichen Gefühl für jedes Schöne in seiner Art" werde auch dieses Buch Werth in seinen Augen haben:

„Der Gott, den Sie lieben in jedem Schönen, dem Ihre Seele so schnell und weit sich öffnet, nehme Sie in seine Arme und drücke Sie so fest an sein Vaterherz, daß Sie in unbekannter Wonne zerfließend oder von neuem Schauder durchbebt, ausrufen müssen: Er ist es, Jehovah! Wer ist ihm gleich? O lieber, trauter Göthe, möchte ich doch mein Leben hingeben können, um diesen seligen Augenblick nur noch zu erleben!" [1]

Auch als Jacobi ihr Göthe's „sogenannte Heucheleien" entdeckte, ließ sie sich dadurch nicht im mindesten beirren. Sie sprach ihm ganz offen das aus und fügte bei:

„Was ich auf Sie halte, lieber Göthe, gründet sich weder auf das, was Sie über Christum und Religion geredet, noch auf das, was Sie darüber mögen verschwiegen haben, sondern auf den Glauben, daß Sie das Schöne in allen Gattungen und Arten, worin Ihnen dasselbige ansichtig wird, mit dem lebhaftesten, reichhaltigsten, feinsten Gefühl, das Mutter Natur Ihnen dafür gab, überall, nicht nur außer sich zu umfassen, sondern so viel davon, als Sie können (wie Plato in seinem schönen Brief an Dion sich ausdrückt) durch Lebensähnlichkeit in sich zu bringen streben ..... Bei diesem fortgesetzten Bestreben, halte ich mit Plato, erblickt der Mensch, über kurz oder lang, das Urschöne: es geht einmal, wie von sprühendem Feuer angefacht, ein Licht in seiner Seele auf, sich selbst erhaltend und nährend, welches dann Alles erleuchtet, was bis dahin bei ihm ein Schatten geblieben sein mochte." [2]

Sie könne es sich nicht denken, sagte sie, daß Göthe zufrieden leben könnte, „ohne dem Pfande seiner Liebe, die ihn glücklich macht, ohne einem Mädchen, das werth war, ihm Freundin, Gesellschafterin, Hausfrau zu werden und Liebste zu bleiben, eine andere Existenz zu geben". In auffallendem Gegensatz zu den strengen Sittenrichterinnen in Weimar, erklärte sie ihm, daß sie das Urtheil über ihn einem höhern Richter überlasse:

„Wer nun seinem Richter folgt — oder wer (kann er ihm noch nicht folgen) auf sein leises Lispeln horchend an seine Brust schlägt — der ist mir lieb — thut das ein Gewaltiger auf Erden, mit Schönheit, Kraft und Macht

[1] Ebds. S. 285. [2] Ebds. S. 286. 287.

versehen — der ist mir gewaltig, lieb und interessant — denn er hat's schwerer, und ergreift mich mit Gewalt.

„Könnten Sie nun von allem diesem das Gegentheil sein, lieber Göthe, — dann erst würde ich glauben, Sie müssen in der That auch ein gewaltiger Heuchler oder ich noch blödsinniger sein, als ich mir's wohl zutrauen mag. Sie würden mich aber in die Verlegenheit setzen, das Entgegengesetzte in Ihnen hassen zu müssen, wie einen Krebs auf dem Gesicht eines Apollo's oder einer Venus."

Zu einem lebhafteren Briefverkehr kam es nicht, es wurden nur ein paar vereinzelte Briefe gewechselt. Den Anknüpfungspunkt bot die erwähnte Sammlung geschnittener Steine, welche die Fürstin zu gutem Preise veräußern wollte, um eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu gründen[1]. Erst nach vier Jahren sandte Göthe die Sammlung zurück (6. Febr. 1797), ohne daß sich bis dahin ein Käufer gefunden hätte. In seinem Begleitschreiben wich er allen religiösen Andeutungen der Fürstin höflich aus und gab durch eine kurze Charakteristik seines Lebens zugleich ein Glaubensbekenntniß, das in seiner ruhigen, kalten Selbstzufriedenheit alle weiteren geistlichen Gespräche abschnitt: Es ist vielleicht das beste und kürzeste Selbstporträt, das Göthe überhaupt von sich gegeben.

„Sie erlauben mir nun, daß ich auch Einiges von meinen Zuständen sage. Außer den Begebenheiten, Geschäften und Zerstreuungen, die jeder Tag hervorbringt und dadurch gleichsam sich selbst verzehrt, führe ich das Interesse der Naturbetrachtung immer bei mir im Stillen fort. Ich habe die Gestalt, die Bildung und Umbildung der organischen Körper besonders in's Auge gefaßt, und wie ich, vor verschiedenen Jahren über die Metamorphose der Pflanzen eine kleine Schrift, zum Versuche herausgab, so habe ich bisher immer weiter beobachtet und gedacht, und mich auch über das Thierreich ausgebreitet. Ich sehe hierinne eine sehr schöne Beschäftigung auch für die späteren Jahre, wo man immer Ursache hat mehr von den Gegenständen zu nehmen, da man nicht mehr, wie in früherer Zeit, ihnen so vieles geben kann.

„Die mit diesen Betrachtungen verwandten Naturwissenschaften, habe ich nicht versäumt, besonders habe ich die Farbenlehre, von der Sie mich schon, in jenen glücklichen Stunden die ich mit Ihnen zubrachte, so eingenommen fanden, fleißig bearbeitet und mich äußerst bemüht alle Phänomene kennen zu lernen und sie in der reinsten Ordnung, die mir möglich war, zusammen zu stellen.

„Diese Arbeiten haben mich genöthigt, meinen Geist zu prüfen und zu üben, und wenn auch für die Wissenschaft kein Resultat daraus entspränge, so würde der Vortheil den ich selbst daraus ziehe mir immer unschätzbar sein. Denn wie bedeutend ist es, die Grenzen des menschlichen Geistes immer näher

[1] Ebdf. S. 292 ff.

kennen zu lernen, und dabei immer deutlicher einzusehen, daß man nur desto mehr verrichten kann, je reiner und sicherer man das Organ braucht, das uns überhaupt als Menschen und besonders als individuellen Naturen gegeben ist.

„Auch verläßt mich bei diesen ernstern, und, wie es beinahe scheinen sollte, trockenern Betrachtungen, die Lust und Liebe zur Dichtkunst nicht. Indem ich ganz freie Stunden abwarte, in denen sie allein möglich wird, so habe ich den Vortheil, daß das, was bei mir ohne mein eigenes Bewußtsein reif geworden, gleichsam von selbst abfällt und mir eine bequeme, überraschende Erscheinung gibt.

„Schon vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen, daß ich mich mit dem epischen Altvater beschäftige, jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich mit meinem eigenen Gedichte, von der erzählenden Art beinahe fertig bin. Ich darf es Ihnen ja wohl, sobald es gedruckt ist, zuschicken?

Übrigens bin ich, mit den Meinigen, gesund, mit allen Einschränkungen bekannt und zufrieden, in einem mäßigen Genuß der Gegenwart und ohne Sorge für die Zukunft." [1]

Nur einmal noch flackerte die Correspondenz auf, als Göthe im October 1801 an dem Herzog von Gotha einen Käufer für die kostbare Antiquitäten-Sammlung gefunden zu haben glaubte. Die Fürstin war über diese Aussicht sehr erfreut. Sie hatte unterdessen den Plan gefaßt, ein Spital zu gründen. Da ihr ansehnliche Summen, welche sie für diesen Zweck verwenden wollte, durch die politischen Wirren entzogen wurden, legte sie Göthe nahe, daß sie einen hohen Kaufpreis wünschte.

„Handeln Sie wie ein Jude," schrieb sie, „vielleicht werden Sie zum Lohne dieser Liebe aus dem alten in's neue Testament erhoben. Das und alles erdenkliche Gute wolle der Ihnen geben, zu dem ich täglich für Sie flehe. — Ihre treue Amalie." [2]

„Seitdem wir uns gesehen," erwiederte ihr Göthe im folgenden Jahre, „habe ich manche Lebens- und Bildungsepochen überstanden und auch Sie sind gewiß vorgerückt." [3]

Obwohl der Eindruck des Besuches sein zu tief gewurzeltes Heidenthum nicht zu erschüttern vermochte, dauerte er als freundliche Erinnerung immerhin noch bis in seine alten Tage fort.

„Göthe," erzählt Rath Schlosser [4], „sagte mir einmal, und zwar in einer Zeit, als ich noch nicht katholisch geworden: wie durch eine geheimnißvolle Macht finde er sich immer von Neuem hingezogen zu jenen echt katholischen Naturen, die, befriedigt im festen und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und Andern

[1] Ebdf. S. 295. 296. [2] Ebdf. S. 299.

[3] Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Gallitzin. Stuttgart, Liesching. S. 179.

[4] Joseph Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin. Köln 1880. S. 172.

in Frieden leben und Gutes thun aus keinen anderen Rückſichten, als weil es ſich von ſelbſt verſteht und Gott es ſo will. Vor ſolchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht, und er habe dieſe zum erſten Male in ſeinem Leben gegen die Fürſtin Gallitzin und in ihrem Kreiſe von Freunden empfunden."

Die Gnade hat alſo deutlich genug an der Thür ſeines Herzens gepocht; aber er wollte dem Ruf nicht folgen. —

Wie früher ſchon, verwandte er die Kenntniß katholiſcher Verhältniſſe, Einrichtungen und Gebräuche, Perſonen und Anſchauungen nur dazu, ſeine poetiſche Vorrathskammer aufzuputzen und dann und wann eine Dichtung damit zu ſchmücken. Dieſe anſcheinende Freundlichkeit aber und der feine Weltton, unter welchem er ſeine unbezwingliche Abneigung gegen das Chriſtenthum verbarg, wirkten — während ſeines Lebens und nach ſeinem Tode — überaus ſchädlich, indem ſie immer und immer wieder Katholiken, beſonders Frauen, in ſeine Kreiſe zogen und ſie die charakterloſe, chriſtusfeindliche Weltanſchauung verkennen ließen, die ſeine Poeſie wie ſein ganzes Leben und Treiben durchſäuert. Feſte Charaktere boten dem verfänglichen Zauber wohl Trotz, aber in hundert weicher gearteten Seelen ward durch ſeine Lectüre die Beſtimmtheit und Feſtigkeit des Glaubenslebens, wie der ſittliche Halt untergraben. Man fand Iphigenie herrlich, Hermann und Dorothea unvergleichlich, Gretchen allerliebſt, Fauſt höchſt tiefſinnig und ließ ſich dann auch wohl den Wilhelm Meiſter und die Wahlverwandtſchaften, ja ſelbſt die römiſchen Elegien gefallen. Der große Zauberer aber drehte dann die Tapete, zeigte ſeinen Verehrern und Verehrerinnen Myrons ſäugende Kuh und erklärte ihnen, daß das ein viel erhabenerer Gegenſtand ſei, als eine Madonna:

„Wie ſchwach erſcheint aber, mit ſo großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera — — — — — — —"[1].

[1] Über Kunſt und Alterthum. II. Bd. I. Heft. S. 23.

9. Dichtungen aus der Revolutionszeit.

1790—1794.

„Wir dürfen und müssen es offen rügen und verdammen, wenn Göthe, wie er in seinen Dramen ‚Der Bürgergeneral' und ‚Die Aufgeregten' that, mit schalem Witz und philisterhafter Gesinnung die großen Ideen und Thaten einer Zeit, welche er nicht verstand und nicht verstehen wollte, in den Kreis des Kleinlich-Possenhaften herabzuziehen vergeblich unternahm."

Johannes Scherr.

„Auch die späteren Dichtungen Göthe's, in denen er sich der dramatischen Form noch bediente, nehmen immer mehr das Wesen von Selbstbekenntnissen an, werden immer subjectiver, undramatischer, treten immer mehr von der wirklichen Bühne zurück."

R. Prutz, Gesch. des deutsch. Theaters 378.

Während Göthe mit den deutschen Truppen aus der Champagne nach Hause zog und dann in Pempelfort und Münster gemüthlich von seinen Strapazen ausruhte, hatte die siegreiche Revolution längst die Grenzen überschritten, einen großen Theil von Deutschland in Noth und Schrecken gesetzt, zeitweilig sogar die Vaterstadt des „nationalen" Dichters in ihre Gewalt bekommen.

Am 30. September 1792 erschien der französische Revolutionsgeneral Custine mit 18000 Mann von Landau aus vor Speyer, warf den unfähigen Widerstand der Vertheidiger fast mühelos nieder, bekam die ansehnlichen Kriegsmagazine in seine Gewalt und brandschatzte die Städte Speyer und Worms unter der siegestrunkenen Losung: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit". Vergeblich hatte der Kaiser schon am 1. September zum Kampfe gegen Frankreich aufgerufen. Preußen und Kurmainz sagten zwar dreifache Reichshilfe zu, aber Kurbrandenburg klagte über verletzte Formalitäten. Noch am 18. October mußte der Kaiser wieder mahnen, „daß Mainz in der ernstesten Gefahr und dennoch keine Aussicht zur entscheidenden Hilfe vorhanden sei". Bis tief in den October wurde die Frage bei dem permanenten Reichstag in Regensburg noch „hinlänglich ventilirt". Erst nachdem Mainz am 21. October schon in Custine's Hand gefallen war, beschlossen die Stände endlich gemeinsam, das Triplum

zu leisten. Während die Österreicher in Belgien kämpfen mußten, gelang es den preußischen Truppen, sich wieder zu sammeln und den Franzosen am 3. December Frankfurt wieder abzunehmen. Herzog Karl August war mit dabei und blieb die nächsten Monate in Frankfurt, wo auch der König von Preußen mit seinem Generalstab sein Winterquartier aufschlug[1].

Die Staatsmänner von Weimar beriethen inzwischen noch immer, wie man am wohlfeilsten das Vaterland retten könnte[2]. Sie hatten nur ein paar Compagnien Büchsenschützen zur Verfügung, welche ungefähr dem Simplum der Reichshilfe gleichkamen. Deßhalb conferirten am 21. December 1792 zu Gotha die Herren von Franckenberg, von Fritsch und von Göthe. Das Ergebniß war, daß Sachsen-Weimar sich für sein dreifaches Contingent mit Geld abfand. Für die $132^1/_2$ Mann Cavallerie und $269^2/_3$ Mann Infanterie, worin dieses bestand, wurden $66\,666^2/_3$ Kaisergulden bezahlt, nachdem vom December bis Februar zu Frankfurt darüber unterhandelt worden war[3]. Den Ständen zu Weimar, welche an dieser Summe 15000 Thaler beisteuern sollten, war der Beitrag zu hoch. Zum großen Verdruß des Herzogs verlangten sie, daß derselbe auf 11000 Thaler herabgesetzt werden solle. Er schrieb an sein Conseil: „Wenn die Stände sich in keinem vortheilhafteren Lichte zeigen wollten, als in dem Sinn, mit dem sie vor mir mit ihrer Erklärung erschienen sind, so hätten sie doppelt besser gethan, die höchst unnöthige Versammlung zu unterlassen." Würzburg, Bamberg, Kurköln und Braunschweig hatten bis zum 24. Juni 1793 noch keinen Kreuzer bezahlt. Nur Kurmainz hatte seine Kriegshilfe geliefert. Auch Karl August hielt nun mit den terminweisen Zahlungen an die Reichskriegskasse inne.

Der Herzog war indeß wirklich patriotisch gesinnt, empfand die Demüthigung tief, welche die allgemeine Uneinigkeit über Deutschland gebracht hatte, wünschte sehnlich Einheit, Ehrgefühl und echten Mannessinn neu zu beleben, blieb bei der Armee und theilte ihre Schicksale[4]. Bei der Belagerung von Mainz, welche am 30. März begann, leistete er wiederholt gute Dienste, besonders bei einem Ausfall, den die Belagerten

[1] S. C. A. H. Burkhardt, Im Kampfe gegen Frankreich 1792—1793. Grenzboten 1873. IV. 293 ff. — Häusser, Deutsche Geschichte I. 401 ff.

[2] Sie gedachten mit Schmerz, daß der Krieg von 1758—1763 nicht weniger als 296 721 Thlr. gekostet hätte.

[3] Die Unterhandlungen kosteten vom 26. Dec. bis Febr. 671 Thaler. — Burkhardt, a. a. O. S. 296.

[4] A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 91. 92.

in der Nacht vom 30. bis 31. Mai nach Marienborn hin unternahmen. In der Verwirrung, die dabei entstand, brachte er rasch den Haupttheil seines Regiments in's Treffen und führte so den Entscheid herbei.

Am 27. Mai traf Göthe auf seinen Wunsch im Lager zu Marienborn ein, doch nicht um mitzukämpfen, sondern nur um Beobachtungen zu machen, zu studiren und zu dichten. Ihm folgten bald der Zeichenlehrer Kraus und der Engländer Gore, welche die „schrecklichen Scenen" malerisch aufnehmen wollten. So hatte Achill für seine künftigen Heldenthaten sowohl einen Homer als auch Maler bei sich; nur herrschte leider gerade in den wichtigsten Momenten immer zu viel Pulverdampf [1].

„Während Karl August sein Leben gefährdete," erzählt Burkhardt [2], „war das Göthe's nach eigenem Zugeständniß sehr harmlos. Er kam fast nicht von seinem Zelte weg [3], corrigirte an Reineke, und schrieb optische Sätze, indem er manchmal den Versuch machte, die Situation der Belagerer von Mainz zu überschauen. Nach all seinen schönen Partien bis hin nach Rüdesheim und seinen Weinkellerstudien [4], nach dem Besuch von Bingen und des Mäusethurms, kam er doch zu dem Wunsche: möchte ich doch auch schon die Koppenfelsische Scheune statt all dieser Berge und Flüsse wieder vor Augen haben. Und Karl August konnte Angesichts der Belagerung von Mainz und der Lage der gesammten Verhältnisse seinem Gefühle dahin Ausdruck geben, daß er schrieb: Wie selig kann man seine Freunde preißen, die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen. Mich wandelt in meiner Lage eine Art Stupor an und ich finde, daß der triviale Ausdruck ‚Der Verstand steht einem stille', gar trefflich paßt, um die Lage meines Geistes auszudrücken."

Mainz wurde indessen genommen und der Herzog konnte am 23. Juli an den genesenden Professor Schiller zu Jena die huldreiche Freudenbotschaft melden:

„Die guten Wünsche aller Deutschen haben unseren Waffen Glück gebracht; das Elend, welches Mainz erlitt, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulirte, in etlichen Tagen zieht sie aus." [5]

Um den gewonnenen Vortheil zu benützen, verließ der König die eroberte Stadt bald und schlug schon am 1. August sein Hauptquartier zu

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 229—270.

[2] A. a. O. S. 302.

[3] „Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelt weg, corrigire an Reineke und schreibe optische Sätze." Brief an Herder, 15. Juni. Aus Herders Nachlaß. I. 143. Vgl. ebdf. 136—144.

[4] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 238. 244. 245. 250. „Und so war nach und nach das innere gränzenlose Unglück einer Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustpartie geworden."

[5] A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 94.

Dürkheim an der Hardt auf und zog dann nach dem 6. in die Nähe von Landau, das bereits von den Österreichern eingeschlossen war. Karl August folgte ihm und lagerte die nächste Zeit in Gommersheim[1]. Göthe dagegen sah sich erst behaglich das zerstörte Mainz an und machte dann Besuche und Spritzpartien. Bei der Handelsjungfer Helene Dorothea Delph in Heidelberg, die ihn einst vor 18 Jahren mit Lili Schönemann getraut hatte, traf er mit seinem Schwager Schlosser zusammen[2]. Dann besuchte er am 10. August seine Mutter in Frankfurt, welche als Hausbesitzerin wegen des Krieges in Sorgen war. Er rieth ihr, sich einfacher, gemüthlicher einzurichten; es kam aber nicht dazu. Am 20. langte er wieder in Weimar an und puppte sich in das literarische Stillleben ein, das ihm — bei völliger Verzweiflung an den öffentlichen Zuständen — allein noch einige Befriedigung gewährte.

Große Bestürzung rief hier Anfangs September die Trauerkunde hervor, daß Prinz Konstantin, der jüngere Bruder des Herzogs, der Ruhr erlegen sei. Göthe suchte die Herzogin-Mutter so gut zu trösten, als er vermochte. Außer ihrer eigenen noch guten Gesundheit, Theater und Literatur stand ihm dabei nicht viel zu Gebot. Der Herzog ließ sich durch den Todesfall nicht abhalten, bei der Armee zu bleiben. Da sein Regiment nichts zu thun bekam, erbat er sich vom König Urlaub, den Herzog von Braunschweig in Pirmasens aufzusuchen. „In der dicht bei dieser Stadt vorgefallenen Affaire kam er", nach dem Berichte seines Kriegssecretärs Weyland[3], „mit seiner Brigade mehrmals zur blutigsten Theilnahme und ihr ist es größtentheils zuzuschreiben, daß der heranstürmende Feind so lange aufgehalten wurde, bis die Infanterie vorrücken und die Artillerie ihr menschenwürgendes Werk beginnen konnte." Vom 28. bis 30. October machte er die hartnäckigen Gefechte von Kaiserslautern mit, in welchen die Franzosen endlich das Feld räumen mußten. „Der Herzog wohnte dem Getümmel der Schlacht, wo es am dichsten war, bei und gab die höchsten Beweise von militärischer Einsicht und ruhigem Muthe."[4]

Die Franzosen verloren in diesen Treffen abermals 3—4000 Mann, die Deutschen nur 800. Politischer und militärischer Wirrwarr im eigenen

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. II. 115 ff.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 93. und I. p. CXXXIII.

[3] Weyland (Faselius), Lebens- und Regentengeschichte Karl Augusts. Weimar 1857. S. 21. Häusser (I. 503) erwähnt Karl August nicht; er schreibt den glänzenden Sieg (die Franzosen verloren 4000 Mann, die Preußen nur 150) dem Herzog von Braunschweig zu. [4] Weyland a. a. O. S. 22.

Lager verhinderte indeß die Sieger, die errungenen Vortheile ordentlich auszunützen. Der kaiserliche General Wurmser wollte nicht mehr voran, der Herzog von Braunschweig hingegen drängte zum neuen Angriff. Uneinigkeit und Verstimmung nahm überhand. Der Sieg gestaltete sich darüber zu einem armseligen Rückzug [1]. Auch in der preußischen Armee entschwand die Lust an weiterem Kampf. Nur der Prinz von Hohenlohe, Rüchel und Blücher waren noch kriegerisch gesinnt. Karl August kehrte schon Anfangs November zu seinem Regiment in Gommersheim zurück, erbat sich dann bald seinen Abschied und traf am 3. December ganz in der Stille wieder in Weimar ein [2]. Um Mitte December verlangte auch der Herzog von Braunschweig seine Entlassung, verbittert und „moralisch krank", wie er sich selbst gegen Malmesbury ausdrückte. Beide hatten den Muth verloren [3]. Am 5. Februar 1794 erhielt Karl August seine Entlassung aus der preußischen Armee.

Unterdessen waren in Frankreich bereits Ströme unschuldigen Blutes geflossen. In Greueln ohne Maß und Zahl tobte die Revolution ihre Wuth aus. Am 21. Januar 1793 bestieg der unschuldige Ludwig XVI. das Blutgerüst. Im November sagten sich Goblet und Sieyes vom Christenthum los. In der Notre-Dame-Kirche zu Paris ward unter wilden Orgien Mamsell Aubry, ein Freudenmädchen, als „Göttin der Franzosen" auf den Altar erhoben. In der Andreaskirche rief man das unzüchtige Weib des Jakobiners Momoro zur „Göttin der Vernunft" aus. Zu Weißenburg und Straßburg wurden die Pariser Sacrilegien in pöbelhaftester Weise nachgeahmt [4].

In Deutschland war sonst der Eindruck jener Ereignisse ein tiefer,

---

[1] Häusser, I. 523 ff.

[2] „Als er aber sah," berichtet Wegele (Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar. Leipzig 1850. S. 56), „wie wenig Übereinstimmung in den Operationen Österreichs und Preußens waren, wie Menschen, Geld kleinlichen, elenden Interessen geopfert wurden, wie seine Kräfte hier ohnmächtig seien, und stolz genug, seine Persönlichkeit und Pflicht gegen sein Herzogthum und seine Familie kopflosen Bundesgenossen nicht um jeden Preis aufzuopfern: da verlangte er Urlaub und trat gänzlich aus dem preußischen Kriegsdienste." Das heißt in nüchterner Prosa: „Weder als Diplomat noch als Militär zu bedeutenderem Einfluß gelangt, zog er sich in höchst kritischem Moment in den Schmollwinkel zurück und überließ das deutsche Reich, für das er soeben noch männlich gestritten, seinem Verhängniß."

[3] Nach Düntzer, Göthe und Karl August. II. 127, „aus denselben Gründen".

[4] W. Oncken, Das Zeitalter der Revolution. Berlin 1885. I. 520 ff. — Huth, Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Augsburg 1809. S. 320 ff.

gewaltiger. Die vom revolutionären Humanitätsschwindel bethörten Höfe wurden in ihren Anschauungen mächtig erschüttert. Beim Tode Ludwigs XVI. wurde Hoftrauer verfügt. Das Volk staunte und starrte. Die Barbarei und Grausamkeit der Commune rief in allen edleren Gemüthern den tiefsten Abscheu wach. Klopstock, Kramer, Stolberg, welche früher die Revolutionsbewegung in glühenden Freiheitsgesängen bewillkommt hatten, wandten sich mit Ekel und Unwillen von ihr ab. Campe verabscheute nun die Revolution, Gleim schrieb Marschlieder für die preußische Armee. Wieland nahm jetzt enthusiastisch all den blühenden Unsinn zurück, den er zu Gunsten der französischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seinem Merkur entwickelt hatte. Schiller, dem die neue Republik das Bürgerrecht ertheilt hatte, wollte nach Paris gehen und ein Memoire zur Vertheidigung Ludwig' XVI. schreiben. Auch Karl August, der früher so neuerungssüchtige Reformherzog, verlor alle Lust an dem erlogenen Cultur- und Fortschrittsgeschwätz.

„Die Nachrichten," schrieb er, „welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir viel Freude; auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geiste derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stetig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es nennen will) den Franken, dieser Nation, da sonst alles Honcte, Dauerhafte, die Erhaltung und Fortpflanzung gänzlich bei ihnen erloschen ist? Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag sein, wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde. Auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabei zu Grunde, sondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt sein, daß auch der mindeste Grad von Neuheitssucht von mir entfernt bliebe! Alsdann wäre ich glücklich bei Euch, und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden." [1]

Trotz aller Aufklärerei und aller geistigen Taschenspielerei, welche seit fünfzig Jahren getrieben worden war, hing das deutsche Volk in seiner weitaus größeren Mehrheit noch an den Grundsätzen des Rechts und der Gerechtigkeit und erbebte im innersten Mark, als sich in den Greueln der Schreckensherrschaft plötzlich der furchtbare Abgrund aufthat,

[1] H. Düntzer, Göthe und Karl August. Leipzig 1865. II. 93.

der bis jetzt mit Menschlichkeits- und Freiheitsphrasen zugedeckt gewesen war und nun ganz Europa in die schrecklichsten Katastrophen hineinzureißen drohte. Hunderte von gutmüthigen Menschen, welche sich von den Illuminaten und andern Geheimbündlern hatten bethören lassen, wandten ihren Betrügern jetzt den Rücken. Nur eine verhältnißmäßig kleine Bande, in der Wolle roth gefärbt, hielt bei dem blutigen Banner der Revolution Stand und machte für sie Propaganda. Der begabteste dieser Umsturzmänner war Georg Forster, der Weltumsegler und Freiheitsmann von Mainz, den Göthe auf der Reise nach Longwy besuchte. Auch unter Klopstocks früheren Anhängern waren Einige, wie v. Halem, Hennings, Oelsner und Voß, bei welchen die gesunde Vernunft auch jetzt nicht mächtig genug wirkte, um sie von ihren früheren Freiheitsschwärmereien zu heilen[1]. Daneben bildeten sich auch vermittelnde Richtungen.

Die Hauptgruppen, in welchen das deutsche Volk zur Revolution Stellung nahm, hat der Staatsminister Fürst von Hardenberg in einem Bericht vom 24. Januar 1794 meisterlich gezeichnet[2]:

„Man würde sich täuschen, wenn man nicht in Deutschland eine Classe von Bösewichtern und Schwindelköpfen sähe, die, itzt noch von den französischen Grundsätzen angesteckt, die ganze Anwendung derselben wünschen. Hoffentlich ist sie nicht zahlreich, wenigstens gewiß nicht so sehr als ehedem, bevor man die französische sogenannte Freiheit ganz kannte, aber sie hebt doch hin und wieder seit den letzten Unglücksfällen ihr Haupt empor und würde durch Verführung äußerst gefährlich werden, wenn feindlicher Einfall oder etwa eine unvorsichtige Bewaffnung der Unterthanen oder andere sie begünstigende Umstände einträten.

„Eine zweite Classe verabscheut zwar die französischen Grundsätze und die dortige Zügellosigkeit, wünschte aber doch eine Revolution in Deutschland, indem sie dem deutschen Charakter, viel zu gutmüthig, zutraut: er sei solcher Dinge nicht fähig, und werde in gewissen Schranken bleiben. Diese weit zahlreichere als die erste zählt zuverlässig viele großen Einfluß habende Geschäftsmänner unter sich und arbeitet im Stillen nach einer Revolution hin.

„Eine dritte Gattung sieht zwar manche Mängel in unsern Verfassungen, hält aber dafür: es sei besser, solche nach und nach unvermerkt abzustellen, Mäßigung, Gerechtigkeit und die Gesetze, welche allmälich den Zeitumständen nach zu formiren, herrschen zu lassen, dem Talent und dem Verdienst aus allen Ständen eine freie Concurrenz zu eröffnen, darin und in unparteiischer gleicher Anwendung der Gesetze, in möglichst gleicher Vertheilung der Lasten, völliger

[1] Gervinus, Nationalliteratur. V. 385—392. — Häusser, Deutsche Geschichte. I. 473—479. — G. Forster, Sämmtl. Schriften. Leipz. 1843. VI. 399 ff.

[2] L. von Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Leipzig 1877.

Sicherheit des Eigenthums und der Personen, wahre Freiheit zu setzen und solche mit Religion und bürgerlicher Ordnung, ohne welche sie nicht bestehen können, zu verbinden. Diese Classe, hoffentlich auch zahlreich, wünscht einen sicheren Frieden, um jene Pläne desto besser und schneller erfüllt zu sehen. Sie wird am geeignetsten sein, zu allen Maßregeln beizutragen und eigene Kräfte aufzuopfern, um diesen Zweck recht bald zu bewirken [1].

„Eine vierte, erschreckt durch den Gedanken, irgend ein Vorrecht zu verlieren, fällt in's Extrem: alles auf's äußerste treiben zu wollen, und dadurch nicht selten in Härte, Stolz und Ungerechtigkeit, beurtheilt den Geist der Zeit gar nicht und handelt darin ganz verkehrt, indem sie gleich der ersten Classe Animosität und Gährung vermehrt. Sie findet sich wohl nur bei einem Theil der privilegirten Stände und bei einigen Geschäftsmännern."

Und Göthe?

Göthe war in Verlegenheit. Als echter Schüler Rousseau's und Voltaire's, als decidirter Nichtchrist und Heide, mußte er es folgerichtig nur billigen, daß man mit der alten Ordnung der Dinge gründlich und vollständig aufräumte, die Könige, die alte Aristokratie und die Pfaffen guillotinirte, die Ehe und alle andern Überreste der sieben Sacramente abschaffte, das ganze Leben säkularisirte, um recht bald in ganz Europa griechische Republiken einzuführen, mit möglichst vielen schönen Göttern und Hetären, Philosophen und Poeten, Malern und Bildhauern, Plaisir und Kunstgenuß. Das war seine Religion und Weltanschauung. Als gemüthlicher Frankfurter Bürger wünschte er aber doch auch, im Frieden zu essen und zu schlafen; als weimarischer Geheimrath begehrte er eher Vermehrung als Verminderung seiner Besoldung; als Freund eines Herzogs hätte er lieber eine Königskrone auf dessen Kopf, als ihn ohne Kopf gesehen. Die französische Republik gestaltete sich gar nicht nach dem Vorbild des perikleischen Athen, sondern nach dem ungemüthlichen Säbelregiment römischer Aufwiegler, Triumvirn und Tyrannenmörder. Man schrieb nicht Gedichte, sondern Proscriptionslisten. Man feierte keine olympischen Spiele, man schnitt Köpfe ab. Die Freigeister in Paris begnügten sich nicht damit, ohne Ehebund eine Vulpius in's Haus zu

[1] Zu dieser Gruppe gehörte entschieden Wieland, welcher, nach unendlichen Kannegießereien über die vollkommenste Regierungsform, endlich gestand: „Die dermalige deutsche Reichsverfassung ist, ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen, für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nation im Ganzen unendlich zuträglicher und der Stufe der Cultur, worauf sie steht, angemessener und zuträglicher als die französische Demokratie." Wielands Werke [Hempel]. XXXIV. 303. Über die wunderlichen Metamorphosen seiner Weltpolitik vgl. seine „Kleineren politischen Schriften" Bd. XXXIII u. XXXIV.

nehmen und ihre Bübchen von einem Herrn taufen zu lassen, der selbst kaum mehr recht an Christus glaubte, um andern Leuten Sand in die Augen zu streuen; sie fanden es für besser, Leute, die sich an solchen Dingen ärgerten, zu guillotiniren, ihr Geld einzusacken und die Welt neu einzurichten. Das ging nicht in Weimar. Alles Gewaltsame war dem Herrn Geheimrath zuwider. Wer sollte seinen Tasso lesen, wenn es keine Herzoginnen und Hofdamen mehr gab? Wer sollte über seinen Werther weinen, wenn die Welt so arg gefühllos wurde?

Herzoginnen und Hofdamen mußten aber nicht bloß am Leben bleiben, Göthe mußte auch daran denken, sie mit neuen Stücken zu unterhalten. Denn er war nunmehr Theaterintendant und als Dichter von Ruf mußte er doch etwas Eigenes bringen. Götz war unaufführbar, Egmont, Iphigenie und Tasso hatten nicht die erwartete Aufnahme gefunden. Da Opern am meisten zogen, gedachte er vor Allem eine neue Oper zu liefern — und hierzu die französische Revolution zu verwenden, schien ihm der beste Gebrauch zu sein, den man von diesem Weltereigniß machen könnte.

Die Stoffwahl war sehr ungeschickt. Mitten im Kampf so ungeheurer Gegensätze, welche von Tag zu Tag tragischer mit einander rangen, konnte Begeisterung nur dann entstehen, wenn man sich entschieden zu einer der beiden Parteien schlug. Den Gegensatz humoristisch zu überbrücken oder theatralisch hinwegzusingen, war nicht möglich. Die Sache war zu ernst und erregte in steigender Spannung alle Gemüther. Die Oper mißglückte. Nachdem Göthe Wochen und Monate lang daran herumgeflickt (Herbst 1787 bis Herbst 1790), versuchte er schließlich (von März bis Herbst 1791) eine Komödie in Prosa daraus werden zu lassen.[1]

„Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in's Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb er ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die dann auch in der sorgfältigsten Ausführung das Ihrige leisteten."[2]

Das Stück hieß „Der Großkophta". Die erste Aufführung fand am 26. December 1791 statt. Der Held des Stückes ist einer der größten Schwindler und Betrüger des an Charlatanen eben nicht armen Jahrhunderts, jener Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, welcher, nachdem er ganz Europa belogen und betrogen, endlich zu Rom vom Arme der

[1] Göthe's Werke [Hempel]. X. 119—125. [2] Ebds. XXV. 172.

Gerechtigkeit ereilt ward und noch daselbst im Kerker schmachtete, während das herzogliche Hoftheater in Weimar sich auf seine Kosten erlustigte. Die Verwicklung entnahm Göthe der bekannten Halsbandgeschichte, die er ziemlich platt dramatisirte und mit dem Hokuspokus Cagliostro's etwas aufzuputzen suchte [1].

„Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," gesteht Göthe selbst, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden, und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." [2]

„Dieß Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben", wie G. Forster sehr richtig urtheilte, diese erbärmliche Diebskomödie, ohne einen wahrhaft humoristischen Zug, auf lauter Gemeinheit aufgebaut und diese selbst mit behaglicher Breite entwickelnd, gehört nebst den „Mitschuldigen" zu dem Unwürdigsten, was Göthe geleistet hat [3].

Den niederträchtigsten Gaunerstreich des Jahrhunderts, durch welchen die unschuldige Marie Antoinette in den Koth gezogen, das Königthum vollends verschrieen und die Revolution möglich gemacht wurde, mit dieser Behaglichkeit auf die Bühne zu bringen, während die Königin selbst noch lebte und täglich vom Abschaum Frankreichs mit tödtlichem Haß verfolgt und verlästert wurde, erforderte die Fühllosigkeit eines Mannes, der jeden tieferen Sinn für Recht und Moralität verloren hatte. Göthe hatte die Königin einst selbst gesehen; von ihrer Unschuld konnte er genugsame Kenntniß haben. Aber wirkliche Frauenwürde und Frauen-

[1] Vgl. Rohrbacher, Lyon 1872. XI. 476. — Civiltà Catt. Ser. X. Vol. III. 600 sqq. 728 sqq. IV. 477 sqq. 601 sqq. 713 sqq. — Seb. Brunner, Die theolog. Dienerschaft am Hofe Jos. II. S. 129—142. 189 ff. 280. Bei Cagliostro's Verhaftung wurde auch das Haus untersucht, wo die Illuminaten ihre Zusammenkünfte hatten: da fanden sich, außer Waffen und 17 Paketen compromittirender Schriften, auch zahlreiche Gegenstände, welche eine gewerbsmäßige Ausübung der schändlichsten Unzucht constatirten. Cagliostro starb im Kerker, vom Schlage gerührt, unter schrecklichen Gotteslästerungen. Das war der Mann, für den sich Göthe so sehr interessirte. S. Brunner, S. 190. — Vgl. W. Oncken, Zeitalter der Revolution. I. 46 ff. [2] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 172.

[3] Selbst Rosenkranz (Göthe und seine Werke S. 5 u. 293) rechnet es zu den „Mittelmäßigkeiten".

tugend intereſſirten ihn nicht, um ſo mehr die pikanten Situationen, in welchen er die neue Primadonna ſeines Theaters, die erſt 13 Jahre alte Chriſtiane Neumann, in der Rolle einer charakter- und willenloſen Dirne auftreten laſſen konnte, nicht nur zum Hohne jedes weiblichen Zartgefühls, ſondern jedes Schamgefühls überhaupt.

„Es kann einen förmlich unglücklich machen," ſagt der gewiß nicht prüde oder Göthe abgeneigte Lewes[1], „ein ſolches Machwerk unter den Schriften eines ſo großen Genies zu finden, und erbittern muß es jeden geſunden Sinn, deutſche Kritiker in blinder Verehrung für Göthe ihr Lob an ein Werk verſchwenden zu ſehen, welches ihr überfeiner Scharfſinn doch nicht vor der allgemeinen Mißachtung retten kann."

Nachdem Könige und Ariſtokraten ihr Theil bekommen, ſollten aber auch die Republikaner nicht leer ausgehen. Göthe war Beiden gleich abgeneigt. Chriſtian Lebrecht Heyne hatte unter dem Namen Anton Wall zwei zuſammengehörige einaktige Luſtſpiele Florians verdeutſcht: Les deux billets und Le bon ménage, und dann noch eine Fortſetzung dazu geſchrieben: „Der Stammbaum". Arlequin, Argentine und Scapin wurden dabei in Görge, Röſe und Schnaps umgetauft und im Stammbaum noch ein Märten hinzugefügt. Da der Schauſpieler Beck als Schnaps beliebt war, ſchrieb Göthe ihm im April 1793 ein viertes Stück auf den Leib, welches „Der Bürgergeneral" betitelt wurde[2].

Röſe und Görge ſind ein junges Bauernehepaar, unendlich glücklich und unendlich eiferſüchtig, Vater Märten ein alter Schwiegervater, der von ſeiner Tochter nach der Heirath etwas vernachläſſigt wird, und Schnaps ein Jakobiner, der ſich unter Declamationen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — einen Topf Milch ſtiehlt. Das iſt zuſammen das deutſche Volk. Die Ariſtokraten ſtehlen Diamanthalsbänder, die Demokraten Milchtöpfe. Das iſt der ganze Witz und die Moral? Zum Schluß kommt ein Edelmann und hält folgende Predigt:

„Und Euch, Alter, ſoll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hieſige Landesart und auf die Witterung verſteht und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für ſich ſorgen, und den politiſchen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Feſttags.

„Bei ſich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt iſt; er ſchaffe ſich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil! So wird er dem Ganzen Vortheil bringen!

[1] Lewes (Freſe) II. 199. Die beſte Antwort auf die Schönfärberei, welche Roſenkranz (S 291—295) und neuerlich wieder A. Schöll (Göthe. 462—466) mit verſchiedenen Kunſtmittelchen verſucht hat.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. X. 211—242.

„Nur gelaſſen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erſt das Übel hervor. In einem Lande, wo der Fürſt ſich vor Niemand verſchließt, wo alle Stände billig gegen einander denken, wo Niemand gehindert iſt, in ſeiner Art thätig zu ſein (alſo auch Schnäpſe u. ſ. w.), wo nützliche Einſichten und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind, — da werden keine Parteien entſtehen. Was in der Welt geſchieht, wird Aufmerkſamkeit erregen; aber aufrühreriſche Geſinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar ſein (wem?), daß wir einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.“

Man glaubt Campe, Nicolai oder Zſchokke zu hören. Das hat aber wirklich Göthe geſchrieben. Die beſte Kritik des Stückes gab der witzige Prinz Auguſt von Gotha, indem er es humoriſtiſcher Weiſe dem Philoſophen Immanuel Kant zuſchrieb [1]:

„Es läßt ſich aber denken, daß Hr. General Schnaps in dem letzten Verhöre bloß die reine Wahrheit redet, und ſich, was man vor einigen Jahren durch Génie-Streiche ausdrückte, mit dem einfältigen Märten erlaube. Beydes würde Hr. Profeſſor Kant, ſobald er es übernähme, apodiktiſch beweiſen, und daraus den Schluß ziehen, daß mehrgenannter General Schnaps den Milchtopf weder gegeſſen noch nicht gegeſſen habe; daß alle dieſe Vorfälle, als bloße Erſcheinungen und Anſchauungen der Zeugen betrachtet, gar keine Wirklichkeit gehabt hätten, und nichts als Vorſtellungen ihrer Sinnlichkeit geweſen wären; und endlich, daß Zuſchauer und Leſer ſelbſt keine an ſich vorhandenen Weſen ſeyn könnten, weil er durch Theſis und Antitheſis erwieſen, daß die Welt weder endlich noch unendlich und folglich gar nichts außer unſern Vorſtellungen ſey, weil ſie der Inbegriff aller Erſcheinungen iſt. (S. Kritik d. r. Vern. S. 534 und 535 der 3. Ausgabe, Riga 1790.) Dieß alles läßt mich glauben, daß kein Anderer als Hr. Profeſſor Immanuel Kant in Königsberg dieſes witzige Werk abgefaßt haben kann.“ [2]

Nachdem Göthe die Jakobinermütze mit der friedlichen Schlafmütze des liberalen Dorfphiliſters vertauſcht hatte, fühlte er ſich auch verpflichtet, dieſen glücklichen amphibialiſchen Mittelzuſtand dramatiſch zu feiern. Er plante zu dieſem Zwecke „Die Aufgeregten. Ein politiſches Drama“ [3]. Die Politik fängt aber richtig mit einer Luiſe an, welche einen ſoeben geſtrickten Strumpf in die Höhe hält und dazu bemerkt:

„Was die franzöſiſche Revolution Gutes oder Böſes ſtiftet, kann ich nicht beurtheilen; ſo viel weiß ich, daß ſie mir dieſen Winter einige Strümpfe mehr

[1] B. Suphan, Göthe und Prinz Auguſt von Gotha. Göthe-Jahrbuch. VI. 48. 49.

[2] Dieſe Kritik verdroß Göthe ſo ſehr, daß er darüber den Beifall kaum achtete, den das Stück bei ſeinen Freunden fand. Göthe-Jahrbuch. VI. 52. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. 1881. II. 374.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. X. 250—290

einbringt. Die Stunden, die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie jetzt verstricke, und er verplaudert sie, wie er sie sonst verschlief."

Herr Breme von Bremefeld, der Chirurg, ist nämlich eine Art Schnaps geworden, aber doch in etwas höherem Stile; er plant eine Verschwörung gegen die Gräfin. Von Seite der Aristokratie erhebt sich aber eine drohende Contre-Revolution, indem sich der „Baron" in Karoline, die Tochter Breme's, verliebt und sie zu verführen sucht, Friederike dagegen, die stolze Tochter der Gräfin, mit der geladenen Flinte in der Hand den kriecherischen Bauernamtmann zu Paaren treibt. Die Damen- und Liebesscenen hat Göthe mit gewohnter Andacht und Zärtlichkeit ausgeführt, die Verschwörung aber blieb stecken. Aus dem trostlosen Fragmente ist höchstens die Rede eines Hofraths bemerkenswerth, in welcher Göthe sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß mittheilt[1]. Es ist die himmlische Lehre vom principienlosen Gleichgewicht um der Gemüthlichkeit und der schönen blauen Augen willen:

„Es ist schön, gnädige Gräfin, und ich freue mich, Sie wieder zu finden, wie ich Abschied von Ihnen genommen und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt Ihnen, Ihrem eigenen Stande Widerpart zu halten. Ein Jeder kann nur seinen eigenen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt; man kann nur durch Seinesgleichen gerichtet werden. Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben gedenkt, der das große Gewicht des höhern Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat (!!), bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich, wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Giltigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin? Das will sagen, da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete."[2]

---

[1] „Man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntniß jener Zeit ansehen," sagt er selbst. Eckermann. III. 31.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. S. 274.

Der kluge Hofrath ließ dieſen Sermon wohlweislich erſt nach einem Vierteljahrhundert drucken, 1817, nach dem Wiener Congreß, als es wieder ehrenvoll war, ein „Ariſtokrat" zu ſein, als ſein Herzog zum Großherzog aufgeſtiegen war, und er ſelbſt nicht müde wurde, Gelegenheitsverſe auf Fürſtinnen und Gräfinnen, Großfürſtinnen und Kaiſerinnen zu machen. Unzweifelhaft aber war das jetzt ſchon ſein Ideal: im Sonnenſchein kaiſerlicher oder königlicher Gunſt, in Mitte einer glänzenden Ariſtokratie der Lieblingsdichter und Günſtling der vornehmſten, ſchönſten und gebildetſten Damen zu ſein, umjubelt von einem Volke, das, ohne alle Rechtsprätenſionen, die ſchönſten Mädchen mit Blumenſträußen, Butter und Eiern an den Hof ſchickte, um in ländlichen Feſten den irdiſchen Göttinnen des Dichters zugleich und der allgütigen Mutter Natur in bukoliſchen Tänzen zu huldigen. König, Ariſtokratie, Volk, Alles ohne Gott, ohne Chriſtus — und dabei lammfromm, friedlich, ſelig in „Liebe", durch bloße „Menſchlichkeit". Ein ſo paradieſiſches Volk, wie es Rouſſeau ſich träumte, und eine Ariſtokratie, ſo vornehm wie die Ludwig' XIV. und ſo aufgeklärt wie Voltaire und Diderot!

Das war das Ideal. Und nun dieſe verwünſchte Revolution, gerade in dem Lande, aus dem Göthe einen ſo anſehnlichen Theil ſeiner Bildung hatte! Es war wirklich, um ärgerlich zu werden, oder — wie man mancherorts ſagt — zum Katholiſchwerden!

„Unter ſolchen Konſtellationen war nicht leicht Jemand in ſo weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erſchien mir blutiger und blutdürſtiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für Tauſende zu rechnen iſt, ſo wird es noch viel bedeutender im geſetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältniſſe zur Sprache, welche für ewig zu beſchwichtigen ſich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingeſetzt hatte.

„Aber auch aus dieſem gräßlichen Unheil ſuchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine beſondere Fügung ‚Reineke Fuchs' in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abſcheu überſättigen müſſen, ſo war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenſpiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menſchengeſchlecht ſich in ſeiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, ſo geht doch Alles, wo nicht muſterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt ſich der gute Humor geſtört." [1]

Dieſer Zug iſt für Göthe's Beurtheilung überaus intereſſant. Seine erſte einläßlichere Beſchäftigung mit dem Reineke Fuchs fällt wirklich

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXV. 174.

genau mit der Zeit zusammen, wo die Kunde von der Hinrichtung Ludwig' XVI. nach Weimar gelangt war. Am 21. Januar 1793 wurde der unglückliche König zu Paris guillotinirt, am 1. Februar schrieb Göthe an Jacobi, daß er eine Arbeit unternommen habe, die ihn sehr attachire, von der er aber nichts sagen dürfe, bis er ein Pröbchen schicken könne [1].

In dem Königsmord und in der Abschaffung des Christenthums hatte das furchtbare Gottesgericht der Revolution seinen Höhepunkt erreicht. Das ganze schillernde Lügengewebe der Revolution war damit zerrissen. Selbst ein Thomas Payne schauderte jetzt vor dem Wahnsinn zurück, welchem das gottentfremdete Frankreich zutaumelte. In blutiger Schrift mahnten die Ereignisse, endlich wieder einmal an Gott und an die gottgewollte Ordnung der Dinge zu denken. Für jeden ernsten, denkenden Mann gab es keine andere Wahl, als entweder diese Mahnung zu beherzigen oder dem grenzenlosesten Pessimismus anheimzufallen, den Königsmördern zuzujauchzen. Doch es gab noch ein Drittes: Augen und Herz von jener Mahnung abzuwenden und — einem Kinde gleich zu spielen und zu scherzen, während Tausende verbluteten und Millionen mit dem grausamsten Schicksal bedroht waren.

Das brachte Göthe zu Stande. Er schlug sich Revolution, Königsmord, Gottesgericht, Alles aus dem Kopfe und suchte sich in pessimistischem Galgenhumor am „Reineke Fuchs" zu ergötzen.

Das war eine an sich ganz unschuldige Dichtung, ein derb volksthümliches Spottgedicht des katholischen Mittelalters über sich selber [2]. Ein glaubensvolles, männlich starkes Geschlecht, unter dem Heilige und Helden lebten, konnte sich, ohne Gefahr der geistlichen und weltlichen Autorität, den Scherz erlauben, in einer drolligen Thierfabel satirisch den Mißbrauch zu geißeln, den da und dort unwürdige Heuchler mit Religion, Recht und Ansehen trieben. Das Heilige ward dadurch nicht in den Staub gezogen, das Recht selbst nicht gehöhnt, die Autorität nicht angefochten. Jetzt aber, wo alle Mächte am Wanken waren, wo der edelste und sittenreinste König eben auf dem Schaffot verblutet hatte, ganze Schaaren glaubenstreuer Priester für die Wahrheit ihrer Religion

[1] Göthe's Briefe. Berlin. Nr. 70.

[2] S. Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838. — Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834. — Mone, Reinardus Vulpes. Stuttgart 1832. — Jonckbloet, Van den vos Reinaerde. Groningen 1856. — Willems, Reinaert de Vos. Gent 1850. (2de druk); übersetzt von A. F. H. Geyder. Breslau 1844. — K. Schröder, Reinke de Vos. Leipzig 1872.

dahingeſchlachtet wurden, Frankreich durch förmliches Decret das Chriſtenthum abſchaffte, Deutſchland ſchon zum Theil eine Beute der entmenſchten Revolutionshorden geworden war, in dieſer ſchauerlichen Zeit war es, wie Gervinus meint, denn doch „beleidigend", von oben herab, vornehm lächelnd, eine ſolche Satire wieder in's Volk zu werfen. Sie mußte nothwendig die Geiſter von der ernſten Betrachtung der obwaltenden Lage ablenken, die längſt unterwühlte geiſtliche und weltliche Autorität vollends verächtlich machen, die Wirkſamkeit des Martyriums und der glänzenden Tugendbeiſpiele vereiteln, welche die katholiſche Kirche in jenen trüben Zeiten erſtrahlen ließ, die Rückkehr zum ganzen und vollen Chriſtenthum verhindern und das deutſche Volk in jenem glaubensloſen, weltbürgerlichen Philiſterthum befeſtigen, das, weiter nichts als ein verwäſſerter Abguß der franzöſiſchen Revolutionsdoctrinen, ihm ſchon längſt von ſeinen Brodliteraten und Brodphiloſophen gepredigt war. Alles ſollte fein ruhig, gehorſam und friedlich bleiben, ohne Grundſätze, nicht um Gottes, ſondern bloß um der Gemüthlichkeit und des lieben Friedens willen:

„Doch das Schlimmſte find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch Jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen!
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Freilich ſollten die geiſtlichen Herrn ſich beſſer betragen!
Manches könnten ſie thun, wofern ſie es heimlich vollbrächten;
Aber ſie ſchonen uns nicht, uns andere Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unſeren Augen, als wären
Wir mit Blindheit geſchlagen; allein wir ſehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren ſo wenig,
Als ſie dem ſündigen Freunde der weltlichen Werke behagen." [1]

Das ſtand nicht im alten Reinke de Vos; das war Göthe's Zuſatz. Es war eine deutliche Antwort auf die frommen Briefe der Fürſtin Gallitzin und auf die Beſtrebungen aller jener ernſteren Männer, welche in der erſchütternden Weltkataſtrophe nach Oben blickten und daran dachten, die Grundpfeiler aller religiöſen und geſellſchaftlichen Ordnung wieder aufzuſuchen.

Die Arbeit war nicht ſchwer. Gervinus nennt ſie ein „ſchlecht

[1] Göthe's Werke [Hempel]. V. 110 (VIII. Geſ. B. 152 ff.).

gerathenes Exercitium im Hexametermachen“ [1]. Das war die einzige Versart, die Göthe außer den dramatischen Jamben seit der Rückkehr aus Italien etwas cultivirt hatte. Er goß also die schlichten, naiven Reimverse des mittelalterlichen Volksbuchs in Hexameter um. Am 2. Mai war das Geschäft fertig — 4500 Verse. Er brauchte des Tags höchstens 50 zu machen, was mehr als ein paar Stunden kaum beanspruchen konnte [2]. Er nahm das Manuscript am 12. Mai mit nach Mainz, feilte während der Belagerung daran herum, brachte es am 20. August wieder nach Weimar zurück und besserte noch weiter an den vielfach holpernden Versen. Im November wanderte das Stück endlich in die Druckerei, um als II. Band von Göthe's Neuen Schriften bei Unger gedruckt zu werden.

Göthe's Verdienst um die Dichtung beschränkt sich auf die neudeutsche Form in Hexametern. Letztere sind von nicht unbedeutenden Kritikern hart mitgenommen, von Anderen wieder vertheidigt worden. Was immer indeß ängstliche Prosodiker dagegen eingewendet haben [3] wegen mangelhafter Längen und Kürzen, fehlender Cäsuren und allerlei Härten: die Verse fließen im Ganzen angenehm, munter dahin, fallen gut in's Ohr und lesen sich so leicht, daß das Buch wirklich wieder Volksbuch geworden ist. Auch die älteren Wendungen und Ausdrücke sind überaus glücklich in die neue Volkssprache übertragen, und die Abänderungen, welche das neue Versmaß erheischten, bestehen nicht in beliebigen Füllseln, sondern in treffenden, echt poetischen kleinen Zusätzen, die dem Geiste des Ganzen entsprechen — die unglückliche Moral allein ausgenommen, wo der Bearbeiter sein eigenes Herz erleichtert.

Was aber die Dichtung sonst an epischer Anschaulichkeit, witziger Erfindung, köstlichem Volkshumor, treffender Charakteristik, überhaupt an Poesie besitzt, ist ein Erbstück des katholischen Mittelalters. Ein so kerniger Humor findet sich nirgends in Göthe's damaligen Schriften. Er wäre in jener für ihn so verdrießlichen Zeit nicht im Stande gewesen, etwas Derartiges zu erfinden. Man vergleiche nur das Fragment „Die

[1] Gervinus, Nationalliteratur. V. 401.

[2] Seine Übersetzung fußt auf Gottscheds Prosabearbeitung. Leipzig 1752; diese hinwieder stützt sich auf die 1711 erschienene niederdeutsche Ausgabe „Reinke de Vos mit dem Koker“ des Prof. Hackmann in Wolfenbüttel.

[3] Joh. Heinrich Voß, der auch im Deutschen eigentliche Quantitäten festhielt, fand die „Quantität“ im Ganzen richtig, tadelte aber die Eintönigkeit der Rhythmen und die häufigen Trochäen. Brief vom 17. Juli 1794 an Göthe. Göthe-Jahrbuch. V. 38—40.

Reiſe der Söhne Megaprazons“ [1], in deren Plan und wenigen Bruchſtücken Reminiscenzen aus Rabelais, mythologiſche Phantaſien, weltbürgerliche Philiſteridеen und politiſcher Ärger ſich zum ungenießbarſten Ragout vereinigen. Es war kein Humor bei der Sache, und er kam deßhalb auch nicht weiter damit.

Überhaupt rächte es ſich abermals an Göthe, daß er ſich religiös und politiſch zu nichts bekennen wollte, als zum verſchwommenſten humanitären Philiſterthum, daß er ſein Talent an optiſche Spielereien vergeudete und die von Theater und Optik freie Zeit in einem Wirrwarr von Kleinigkeiten zerſplitterte. Vom Juli 1789, wo er den Taſſo vollendete, bis zum Jahr 1796, d. h. ſechs volle Jahre — hat er außer ſeinen Elegien und Epigrammen abſolut nichts geleiſtet, was einen bedeutenden Dichter verriethe; er war vollſtändig auf den Sand gerathen und mit Unfruchtbarkeit geſchlagen. Was Roſenkranz zur Rettung des „Großkophta“ und des „Bürgergenerals“ vorgebracht, wird zum Theil ſchon durch Göthe's eigene Entſchuldigungen widerlegt, und der Äſthetiker Fr. Viſcher faßt die Leiſtungen dieſer Periode in folgender zutreffenden Überſicht zuſammen [2]:

„In Italien vollzieht ſich gründlich der ſchon länger vorbereitete Abſchied von der Sentimentalität. Dafür tauſcht der Dichter die beſeligende Anſchauung des antiken Lebens ein, ſättigt ſich mit dem Bilde ungetheilt vollen Daſeins. Auf den hohen Gewinn ſeiner Seele ſtürzt ſich räuberiſch die ungeheure Erfahrung der franzöſiſchen Revolution. Daran hatte er doch noch geglaubt, daß die Autorität als Fels feſtſtehe in der Welt; er ſieht ſie geſtürzt und verliert den Glauben an die Geſchichte, an ein Geſetz in der Geſchichte. Wirklich blaſirt nimmt es ſich aus, wie er ſich nicht ohne Selbſtgefälligkeit im Feldzug 1792 präſentirt, dem deutſchen Heere nachfahrend, Farbenlehre ſtudirend; in Pempelfort bei den Freunden verſichert er, daß ihn weder der Tod der ariſtokratiſchen noch der demokratiſchen Sünder im mindeſten kümmere, bei der Belagerung von Mainz betreibt er ſein Farbenſtudium weiter und überſetzt den Reineke Voß, keineswegs aus reiner Poetenfreude am komiſchen Bilde, ſondern weil es ihn ſubjectiv ergötzt, wie ‚in dieſer unheiligen Weltbibel das Menſchengeſchlecht ſich in ſeiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt‘. Die Luſtſpiele ‚Der Bürgergeneral‘ und ‚Die Aufgeregten‘ ſind geruchloſe, dem ſauren Torfgrund der damaligen Stimmung entwachſene Halme. Schon früher hatte ihn der Spitzbube Caglioſtro mehr intereſſirt, als er werth war. Dies kommt zum Theil auf Rechnung der Zopfzeit, ihres Geſchmackes an Abenteurerfiguren, aber doch und mehr noch auf Rechnung eines ärgerlichen Behagens: die Erfolge

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVI. 197—213.

[2] Göthe-Jahrbuch IV. 39. 40.

des Betrügers bestätigten dem bittern Weltverlacher seinen müden Blick in die Blindheit und Gemeinheit des Menschengeschlechts. Der Großkophta ist das ödeste dramatische Product dieser inneren Lähmung, und das kophtische Lied, rhythmisch vortrefflich, sangbar, leidig lustig, ihre lyrische Rhabarberblüthe. Losung ist der Refrain:

‚Thöricht auf Besserung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!'

„Wäre dieß der ganze Göthe, dann gute Nacht!"

10. Die Horen.

1794. 1795.

„Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre."

Göthe an Staatsrath Schultz.

„Da kam ihm ein neuer Geistesfrühling im Bunde mit Schiller, gerade als auch dieser von seinem Durchgang durch Philosophie und Geschichte sich wieder zur Poesie wandte."

M. Carrière, Weltalter des Geistes. 354.

Göthe war als Dichter wirklich bei einem bedenklich tiefen Grad von Ebbe angelangt. Die Frucht der italienischen Reise schien vollständig verloren. Die Productivität war schlimmer versiegt als im Frühjahr 1786, wo er, nach unbefriedigenden Versuchen in sämmtlichen Naturwissenschaften endlich bei den vier Species der Algebra angelangt, des Hoflebens und der Finanzsorgen ebenso müde, als der Frau von Stein, sich zur Flucht nach Italien entschloß und, um reichlich bei Gelde zu sein, seine „Gesammelten Schriften" bei Göschen in Verlag gab.

Seine äußeren Verhältnisse standen allerdings viel günstiger als damals, so günstig, daß sie einem um seine Existenz ringenden Literaten wie ein wahres Eldorado vorkommen mochten. Wie ihm seine italienische Reise durch keine Geldsorgen verbittert war, so hatte er jetzt sein gesichertes, reichliches Auskommen. Zu einem sorgenfreien Dasein hätte schon sein väterliches Vermögen einigen Rückhalt geboten [1]. Dazu bezog er eines der fettesten Gehälter in Sachsen-Weimar und hatte an seinen bisherigen Schriften eine Erwerbsquelle, die ohne Anstrengung reichlich weiter floß. Ein behagliches Heim, das sogen. Helmershausische Haus, eine der ansehnlichsten Wohnungen von Weimar, kaufte ihm Serenissimus für 6000 Laubthaler à 38 Groschen. Die Steuern, die darauf lasteten,

[1] Sein versteuerbarer Besitz in Frankfurt wurde nach dem Tode seiner Mutter auf 20 000 Gulden geschätzt. Frese, Göthe-Briefe aus Fr. Schlossers Nachlaß. 1877. S. 23.

mußte die fürſtliche Kammer bezahlen. Er ſelbſt hatte nur für Vergrößerung, Einrichtung, Reparaturen und Einquartierungskoſten aufzukommen[1]. Das Haus war nach Jean Pauls Bericht „das einzige Weimars im italieniſchen Geſchmack, ein Pantheon voll Bilder und Statuen". Für die Einrichtung trugen die herzogliche Familie und andere Freunde durch zahlreiche Geſchenke bei. Die Freundſchaft mit dem Hofe nöthigte ihm keine verſchwenderiſchen Ausgaben auf, brachte aber ſeinem eigenen Hausſtand die mannigfachſten Vortheile. Die herzogliche Bibliothek und die herzoglichen Sammlungen ſtanden ihm ſo zu Gebote, als wenn er der Beſitzer geweſen; die Bibliotheken und Sammlungen in Jena waren, ohne läſtige Beſchränkung, auf jeden Wink zu ſeiner Verfügung. Er hätte kaum Bücher anzuſchaffen gebraucht und doch ſtets alles Neue und Intereſſante ſofort haben können. Wie er ſelbſt gar nicht auf Verſchwendung angelegt war, von Spiel, Trunk und Prunk und allen koſtſpieligen Paſſionen ſich gänzlich ferne hielt, ſo war auch Chriſtiane Vulpius die Einfachheit ſelber. Als armes Fabrikmädchen hatte ſie ſich niemals an viele und koſtſpielige Bedürfniſſe gewöhnt und machte nie die Anſprüche einer hohen Dame. Einfach, ſchlicht und ſparſam, kerngeſund und immer munter, eine treffliche Köchin und Haushälterin, beſorgte ſie erſt mit ihrer Schweſter, dann mit einem andern Mädchen, das in's Haus aufgenommen wurde, die Wirthſchaft ſelber. Der Herr Geheimerath wurde rund und korpulent dabei, ohne daß er viel Geld ausgeben mußte. Daß er ſie, von Rechts wegen, jeden Tag eigentlich auf die Straße ſetzen konnte, ſcheint ſie in den erſten Jahren ihres Zuſammenlebens beunruhigt zu haben. Sie diente ihm ſo treu, wie nur die treueſte Magd, und es iſt kein Zweifel, daß er ſie freundlich behandelte, obwohl ihr Bildungsgrad dem ſeinigen nicht entfernt entſprach und ſie ſich gar nicht darum bemüht zu haben ſcheint, ſich demſelben zu nähern. Sie ſpeiſte bis 1805 nicht einmal an ſeinem Tiſch[2]; erſt von 1800 an zeigte er ſich häufiger öffentlich mit ihr, und an ſeinem Geiſtesleben hatte ſie ſo wenig Antheil, andere Damen ſo bedenklich viel, daß Schiller und viele Andere ſich nicht entſchließen konnten, das Verhältniß für eine Ehe anzuſehen.

Daß ihn die Geringſchätzung der adeligen Welt gegen Chriſtiane ſehr gedrückt hätte, davon liegen von ſeiner Seite keine Zeugniſſe vor. Er mußte das vorausſehen und war nicht eben dazu angethan, ſich das ſehr zu

[1] Brief von Göthe an Voigt. 2. Dec. 1806. Göthe-Jahrbuch. VI. 15.

[2] Rich. und Rob. Keil, Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. S. 52.

Herzen zu nehmen. Er ſelbſt war bei Hofe hochgeehrt und hochgeachtet, galt wie ehedem in vieler Hinſicht als der erſte Mann nächſt dem Herzog, ſpeiste und verkehrte mit den Durchlauchten wie auf ebenbürtigem Fuß, war in alle wichtigen Angelegenheiten eingeweiht und konnte ſich, wo es ihm lieber war, auch ohne Anſtoß in ſeine Poeteneinſamkeit zurückziehen. Da hatte er vom November 1791 bis Frühjahr 1794 einen Mann ganz nach ſeinem Herzen, den Schweizer Maler Johann Heinrich Meyer aus Stäfa, zehn Jahre jünger als er, ihm treu ergeben und zu allen Dienſten bereit. Sorgen und Auslagen bereitete er ihm keine, da er an der Zeichenſchule angeſtellt war; dagegen half er ihm bei ſeinen Kunſtſtudien in jeglicher Weiſe, zeichnete für ihn, ſtellte ihm ſeine Kenntniſſe, Notizen und Skizzenbücher zur Verfügung und verehrte ihn dabei als Meiſter und Freund [1].

Als Theaterchef hatte Göthe das Theater und die Schauſpieler unter ſich, als eine Art Cultusminiſter die Kunſtanſtalten des Landes und einigermaßen auch die Herren in Jena. Nach allen Seiten hin konnte er ſich Anregung verſchaffen, in die verſchiedenſten Lebensbeziehungen hineinregieren und, ohne Reſponſabilität, ſich unangenehmen Geſchäften entziehen. Für alles, was Kunſt hieß, galt er als Orakel. Er war ein großer, vornehmer Herr, hoch über allen Literaten. Er brauchte nicht mehr zu ſchreiben, wenn er nicht wollte.

Er wollte, aber nur war das Fatale — es ging nicht mehr. Auf Iphigenie und Taſſo folgte ein „Großkophta“ und ein „Bürgergeneral“. Man durfte ihn dafür nicht auspfeifen, wie er es verdient hätte, aber er hatte ſelbſt das unangenehme Gefühl, daß er von ſeiner Höhe tief herabgeſunken ſei [2].

Der Profeſſor Friedrich Schiller in Jena hatte in der Zwiſchenzeit mit allen Mühen, Sorgen und Leiden zu ringen, die einen vermögens-

[1] Riemer, Briefe von und an Göthe. Leipzig 1846. — Göthe-Jahrbuch IV. V. VI. (Briefe Göthe's an Meyer). — Strehlke, Göthe's Briefe. I. 460 bis 462 (6 Briefe aus dem Jahre 1792).

[2] Schiller ſprach in ſeiner „Neuen Thalia“ 1793 von jungen Dichtergenien, deren „ganzes Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, ſo ſind es ſchwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter, blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andere Naturproduct, der Materie anheimgefallen, und die vielverſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als etwas noch weniger.“ — Werke XV. 192. — Göthe fühlte ſich hierin bitter getroffen. — Werke XXVII. 310.

losen Literaten und unbesoldeten Professor treffen können. Sein ganzes Loos bildet den merkwürdigsten Gegensatz zu jenem Göthe's [1].

Göthe schwamm in äußerer Prosperität und verlor dabei alle innere Spannkraft, Schiller sank bis fast in drückende Noth und wuchs dabei an Energie und Geist. Während er sich als Autodidakt die nöthigsten Vorkenntnisse für seine Geschichtsprofessur zusammenlas, hatte er die Schwungkraft, ein Gedicht wie „Die Künstler" zu vollenden; während seiner schmerzlichen Krankheit beschäftigte er sich mit poetischen Plänen; als er beim Studium des dreißigjährigen Krieges daran verzweifelte, den Schweden Gustav Adolph zum Helden eines Nationalepos zu gestalten, fand er an Wallenstein wenigstens den Helden zu einer großen Tragödie. War auch seine Gesundheit für immer gebrochen, so war es doch nicht sein Muth. Er studirte unermüdlich weiter, Ästhetik, Philosophie, Geschichte. Während Göthe in seinen naturwissenschaftlichen Spielereien versauerte, wirkte das trockenste speculative Studium, wie dasjenige Kants, auf Schiller belebend ein. Sein Geist bereicherte sich mit großen, bedeutenden Ideen, wenn er auch keinen festen religiösen Halt fand.

Er behielt sich nicht, wie Göthe, die Möglichkeit vor, die Liebeskomödien seiner Jugend bis in's Greisenalter fortzusetzen; er machte der Unordnung durch eine würdige und vernünftige Ehe ein für allemal ein Ende. Sein Leben war von da ab ein musterhaftes, und trotz aller äußeren Bedrängnisse ein innerlich zufriedenes und glückliches. Weit entfernt, daß die sittliche Beschränkung seinen Geist gehemmt oder gestört hätte, fand derselbe erst jetzt seine ruhige, stetige Entwicklung, eine befriedigende, künstlerische Harmonie, Fülle und Reichthum der Ideen und männliche Vollkraft, Großes und Bedeutendes daraus zu gestalten.

Die Idee einer großen deutschen „Revue", zu welcher die hervorragendsten Geister sich vereinigen sollten, lag schon einigermaßen dem „Teutschen Merkur" zu Grunde. Die Zeitschrift war da, die Kräfte wohnten in Weimar selbst zusammen, aber es fehlte an Harmonie. Göthe unterstützte sie nur selten mit ein paar Abfällen, Herder höchst launenhaft, Schiller hörte nach einigen Beiträgen schon auf, nur die Dii minores hielten an Wieland fest — und der Merkur blieb so gut wie sein Privatunternehmen. Wielands pecuniäres Interesse und seine eigene Geldnoth waren es, welche Schiller 1788 auf den Gedanken brachten, den Merkur

[1] E. Palleske, Schillers Leben und Werke. Stuttgart 1882. II. 329 ff. — J. Scherr, Schiller und seine Zeit. Leipzig 1865. III. 1—58. — Bulwer (Kletke), Schillers Leben. 1847. S. 128 ff.

durch Zusammenwirken der besten Kräfte zur ersten Zeitschrift Deutschlands zu erheben. Es gelang nicht. Herder und Göthe versagten, und Schiller wandte seine Kraft nun wieder der eigenen „Thalia" zu. Er gab jedoch das große Project nicht auf, und auch jetzt spielte der Geldpunkt dabei noch seine Rolle. Bei seinem Aufenthalt in Schwaben (Herbst 1793 und Winter 1793/94) wußte er den Buchhändler Cotta in Tübingen für dasselbe zu gewinnen, und nachdem er am 16. Mai 1794 wieder nach Jena zurückgekehrt war, legte er selbst Hand an und entwarf den Prospect zu einer neuen Zeitschrift, „Die Horen", welche für Leser und Schriftsteller das weitaus rentabelste literarische Unternehmen Deutschlands werden sollte:

„Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größeren Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Cultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publicum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publicum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem Einzelnen alle Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann," — sechs Louisd'or in Gold = 58½ Gulden oder 102 Mark für den gedruckten Bogen!

Was den Inhalt der Zeitschrift anbetrifft, hieß es:

„Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offenstehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern." [1]

Der Prospect ist am 13. Juni 1794 gezeichnet; am selben Tage erließ Schiller die Einladung an Göthe, welche das Verhältniß der beiden Männer für die Folgezeit entscheiden sollte:

---

[1] (W. Vollmer), Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. 4. Auflage. Stuttgart 1881. I. 1—3.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegränzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die HH. Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuscripte die Urtheile eines engeren Ausschusses eingeholt werden sollen, so würden Ew. Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zu Zeiten eines der eingesandten Manuscripte dürfte zur Beurtheilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publicum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer
F. Schiller.

Göthe nahm sich zehn Tage Bedenkzeit. Es war eine sonderbare Geschichte, daß dieser Hofrath Schiller, den er vor etlichen Jahren als wohlfeilsten Geschichtsprofessor nach Jena empfohlen hatte, nach allen erdenklichen Prüfungen, von Poesie und Literatur offenbar die Hand nicht lassen wollte, vielmehr als Unternehmer und Redacteur der „ersten" deutschen Revue vor ihn trat und ihn einlud, sein Mitarbeiter zu werden. Soviel war klar: ob er ablehnte oder annahm, die Zeitschrift war beschlossene Sache, und durch die übrigen Mitarbeiter ein gesichertes Unternehmen. Lehnte er ab, so stand er allein gegen die unter Schiller geeinten rührigsten, jungen Kräfte[1]. Gedieh das Unternehmen ohne ihn, so war er beschämt. Half er mit, so war ihm zwar keine ausschließliche Herrschaft, aber doch der ehrenvollste Primat angeboten. Er wurde als der erste Schriftsteller Deutschlands anerkannt, sein Beitritt sollte an keine Bedingungen geknüpft sein. Schiller warf sich ihm in unbedingter Verehrung zu Füßen. Am 24. Juni nahm er an, noch mit einiger Herablassung des Hochwohlgebornen zu dem bloß Wohlgebornen (obwohl er ein ebenso bürgerlicher Kater war), aber doch schon mit einem gewissen Anflug von Gemüthlichkeit. Das Eis war gebrochen.

[1] Bratranek, Göthe's Briefw. mit den Gebr. v. Humboldt. S. XXXV.

Ew. Wohlgeboren
eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

Weimar 24. Juni 1794. Göthe.[1]

Im Juli trafen sich die beiden Dichter in Jena. Wie Schiller sagt, brachten die Unterhaltungen mit Göthe „seine ganze Ideenmasse in Bewegung". Nachdem er den Weg zu dem bis dahin Unnahbaren gefunden, versäumte er nicht, ihn, gleich der Sonne in der Fabel, wärmer und wärmer anzuscheinen und ihn so dahin zu bringen, daß er sich völlig aufknöpfen möchte. Schon im nächsten Brief huldigte er seinem Genius in einer Weise, daß man diesen Brief als das Grundformular und Credo alles späteren Göthe-Cultus betrachten mag:

„Ihr beobachtender Blick," sagte er[2], „der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet.

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel I. S. 4. [2] Ebdf. S. 5. 6.

Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde (!), ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt bei der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie hatten alſo eine Arbeit mehr: denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraction übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann."

So vergaß Schiller Alles, was er früher von Göthe's wirklichem Leben, ſeinen Liebſchaften, ſeiner concreten Entwicklung gedacht und geſagt hatte, um künftig ſein Weſen wie das eines Halbgottes nur in typiſcher Allgemeinheit zu betrachten. Wäre Göthe als Grieche oder Italiener geboren worden, ſo hätte er gewiß keinen Götz und keinen Werther ge-

ſchrieben; aber was er dann geſchrieben hätte, wer kann das ſagen? Daß er erſt die ganze Natur empiriſch ergründen wollte, um dann künſtleriſch den Menſchen zu begreifen, war jedenfalls nicht ſehr philoſophiſch, und man begreift kaum, was die Philoſophie von einem Mann lernen ſollte, der das Unmögliche anſtrebte, das Erreichbare vernachläſſigte und die verworrenſte Dilettanterie auf allen Gebieten für die höchſte menſchliche Weisheit ausgab.

Göthe war indeß ganz ſelig, ſich von Schiller in ſo hohe Regionen hinaufgerückt und als ein ganz außerordentlicher Sterblicher betrachtet zu ſehen. Er begrüßte Schillers Brief als das angenehmſte Geſchenk zu ſeinem (45.) Geburtstag; er erklärte, daß er von der letzten Begegnung mit Schiller eine neue Epoche ſeines Lebens rechnen werde, und vergaß ganz, wie geringſchätzig er einſt über den Verfaſſer der „Räuber“ abgeurtheilt hatte:

„Ich habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt der in allem erſcheint, was Sie geſchrieben und gethan haben, immer zu ſchätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anſpruch machen, durch Sie ſelbſt mit dem Gange Ihres Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechſelſeitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt ſind, ſo werden wir deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können.“ [1]

Seinem Freunde Heinrich Meyer geſtand Göthe, er habe lange keinen ſolchen geiſtigen Genuß gehabt, wie bei Schiller in Jena. Das ſprach ſich bald in Weimar herum. Bei Frau von Stein und bei Schillers Frau war große Freude darüber. „Für mich,“ ſchrieb Göthe ſpäter, „war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging.“ [2] Schiller nahm die neue Freundſchaft weniger enthuſiaſtiſch, aber doch auch mit Befriedigung an.

„Bei meiner Zurückkunft,“ ſchreibt er Körner [3], „fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Göthe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein langes und breites geſprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Übereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel I. 7.
[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 312.
[3] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. (2. Aufl.) Leipz. 1874. II. 110.

konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel, und was ſich davon in Briefen mittheilen läßt, ſoll Dir getreulich berichtet werden."

So ſehr er ſich ſelbſt bei dieſem Ideentauſch Göthe gewachſen und ebenbürtig fühlte, fuhr er ihm gegenüber vorläufig noch fort, eine ſehr unterthänige und beſcheidene Sprache zu reden und in den von Göthe gewünſchten Bekenntniſſen ſeine Fähigkeiten und Leiſtungen ſehr niedrig anzuſchlagen.

„Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieß iſt es was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben iſt, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem was man erworbene Erkenntniß nennt, einmal näher kennen ſollten, ſo finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen ſein. Weil mein Gedankenkreis kleiner iſt, ſo durchlaufe ich ihn eben darum ſchneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarſchaft beſſer nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beſtreben ſich Ihre große Ideenwelt zu ſimplificiren, ich ſuche Varietät für meine kleinen Beſitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

„Ihr Geiſt wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte ſcheinen auf die Imagination, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin, gleichſam compromittirt zu haben. Im Grund iſt dieß das höchſte, was der Menſch aus ſich machen kann (!), ſobald es ihm gelingt, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Darnach ſtreben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es ſchon erreicht! Mein Verſtand wirkt eigentlich mehr ſymboliſirend, und ſo ſchwebe ich, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dieß iſt es, was mir, beſonders in früheren Jahren, ſowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunſt, ein ziemlich linkiſches Anſehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abſtraetionen, und der kalte Verſtand meine Dichtung ſtört. Kann ich dieſer beiden Kräfte ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwer-

lich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet." [1]

So angenehm Göthe solche Huldigungen waren — nur ein Schiller konnte ihm solche spenden —, so widerlegte er sie selbst zum Theil dadurch, daß er Schillers eigentliche Absicht, eine möglichst glänzende Betheiligung an den „Horen", nur in höchst untergeordneter, gar nicht glänzender Weise erfüllte. Der Halbgott, der mit seinen Intuitionen die ganze Natur nacherschuf und der in Griechenland oder wenigstens in Italien hätte geboren werden sollen, war schließlich ein Frankfurter, ein sterblicher Mensch, der wie hundert andere Poeten ohne äußere Anregung nicht viel zu Stande brachte. Was er vor und während der italienischen Reise geschrieben hatte, das war in den Gesammelten Werken bei Göschen längst gedruckt, bis auf die werthlosesten Spielchen und Farcen, die Herder des Druckes unwerth hielt; „Großkophta" und „Bürgergeneral" waren 1792 und 1793 auch schon herausgegeben, 1794 folgte der „Reineke Fuchs". In der Mappe befand sich nichts von Bedeutung [2], als noch unvollendete Fragmente: der seit 1775 liegen gebliebene „Faust", der noch nicht abgeschlossene „Wilhelm Meister", die römischen Elegien und venetianischen Epigramme, welche noch nicht zum Druck vorbereitet waren und über welche Göthe selbst noch wegen des Publikums einige moralische Bedenken gehabt zu haben scheint.

Schiller war über den Zustand der Göthe'schen Mappe ziemlich gut unterrichtet. Als ein praktischer Mann fahndete er gleich auf den Faust und auf den Wilhelm Meister. Doch vergeblich. Vom Faust wollte Göthe ganz und gar nichts wissen; er wagte nicht, „das Packet aufzuschnüren" [3]. Den Wilhelm Meister hatte er, obwohl er noch nicht fertig war, bereits an den Buchhändler Unger in Berlin verkauft, der ihn stückweise in mehreren Bänden drucken sollte, genau wie man es in den Romanfabriken macht. Das Einzige, was für die Horen einstweilen zu haben war, das waren zwei Episteln, ein paar Elegien [4] und endlich ein kleines Stück „zeitgemäßes" Feuilleton, das inhaltlich zu Göthe's

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 9

[2] „Er hat großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit." Charlotte von Schiller. I. 239.

[3] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 24. 25.

[4] Schiller schreibt darüber an Lotte: „Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr decent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat." Charlotte von Schiller. I. 238.

unbedeutendsten Arbeiten zählt, nur durch die gewandte Form über das Geschreibsel des ersten besten Zeitungslieferanten erhaben. Es heißt: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ [1], und ist weiter nichts als eine Sammlung von ein paar theils selbsterfundenen. theils aus anrüchigen französischen Büchern zusammengerafften Anekdoten, die nichts gemein haben, als den haut-goût blasirter Pikanterie. Um sie unter diesen gemeinsamen Hut zu bringen, fingirte Göthe eine Familie nach seinem Herzen, d. h. deutschen Ursprungs, aber völlig französisch gebildet, durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, aber nicht von ihrer liberalen Aufklärung geheilt — eine Baronesse und ihre liebenswürdige Tochter Luise und ihr liebenswürdiger älterer Sohn Friedrich und ein wohlunterrichteter Hofmeister und ein unentbehrlicher Abbé. Alle sehnen sich nach den paradiesischen legitim-liederlichen Zeiten unter Louis XV. zurück, nur der jüngere Sohn Karl schwört für Freiheit und Guillotine. Er ist frech wie ein Clubist und rodomontirt so wüthend für die Revolution, daß der würdige Geheimrath von S. und seine Frau, welche sich auf der Flucht mit der Familie der Baronesse zusammengefunden, es nicht mehr länger aushalten, sondern plötzlich abreisen. In dem Familienkreis der Baronesse selbst droht darüber Streit auszubrechen (so störend wirkt die französische Revolution); aber man besinnt sich doch noch und es gelingt der Baronesse glücklich, Frieden zu stiften. Bei dieser Friedensstiftung fand Göthe dann Gelegenheit, sein eigenes gedrücktes Herz zu erleichtern und unter der Maske der edlen Baronesse seine eigenen Klagen über die französische Revolution vor dem deutschen Publikum anzubringen.

„Überhaupt,“ fuhr die Baronesse fort, „weiß ich nicht, wie wir geworden sind, wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist. Wie sehr hütete man sich sonst, in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was Einem oder dem Andern unangenehm sein konnte. Der Protestant vermied in Gegenwart von Katholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste (?) Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und Jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war; jeder Umstehende suchte, das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem Diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu sein zurückkehren!“ [2]

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVI. 25—132. [2] Ebds. S. 38.

Mitten im Sturm der furchtbaren Zeitereigniſſe ſoll das feine, frauenzimmerliche Still- und Pläſirleben der ſiebenziger und achtziger Jahre wieder künſtlich hergeſtellt werden.

„Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beiſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt Du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt! Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen! Wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt aus den Brieftaſchen unſerer jungen Frauenzimmer zur Freude der Geſellſchaft hervorkamen? Wohin haben ſich die unbefangenen (!) philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der Ihr von Euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigſtens unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? (Sic!) Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freiwillig dargeboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz (!) wieder bei uns eintreten, bietet alle Eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſein; und das Alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt benöthigt ſein, wenn auch Alles völlig drunter und drüber gehen ſollte. Kinder, verſprecht mir das!“ [1]

Wie Göthe in der Rolle des „Geiſtlichen“ dann weiter geſteht [2], iſt das Wichtigſte dabei weder Philoſophie, noch Geſchichte, noch Naturwiſſen, noch Poeſie, ſondern „pikante Hiſtörchen“, wie ſie von jeher die Würze leichtſinniger Herren- und Damengeſellſchaften bildeten:

„Zur Überſicht der großen Geſchichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publikum trägt (!), die man ſich insgeheim (!) einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reinern, ſchönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit, manche, die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen, manche, die uns die menſchliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergötzen.“

Und was behandeln denn die pikanteſten Geſchichtchen?

„Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt, als aufgeklärt werden.“ [3]

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVI. 40. [2] Ebdſ. S. 43. [3] Ebdſ. S. 43. 44.

Also kleine Liebesanekdoten, zu Novellchen aufgeputzt:

Nr. 1. Von der Sängerin Antonelli in Neapel, die mit der „Liebe" ein rentables Gewerbe betreibt, unter vielen „Geliebten" endlich einen Freund findet, seiner bald überdrüssig wird, ihn durch ihre Untreue krank macht, ihn trotz seiner inständigsten Bitten auf dem Todbette nicht besucht und nun von dem Dahingeschiedenen gespenstisch gequält wird.

Nr. 2. Von einem Waisenmädchen, das, sobald es sich verliebte, überall von Gespensterklopfen verfolgt wird, bis der Herr des Hauses ihm mit seiner größten Hetzpeitsche droht.

Nr. 3. Ein sehr lüstern erzähltes Ehebruchsabenteuer des Marschalls von Bassompierre, das in einem Haus der Schande spielt.

Nr. 4. Ein anderes Ehebruchsabenteuer desselben Marschalls, der von seiner Frau in flagranti ertappt wird. Geschenke der Ehebrecherin wirken bei den drei rechtmäßigen Töchtern als segenbringende Talismane.

Nr. 5. Die Geschichte vom „Procurator", wie Göthe scherzt, eine „moralische Erzählung", aber die „erste und letzte", weil alle solche Geschichtchen „sich dergestalt gleichen, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint". Eine junge Frau, deren Mann, ein reicher Kaufmann, kurz nach der Heirath verreist ist, verliebt sich in einen jungen Advokaten, wird aber durch Antheilnahme an dessen frommen Gelübden, Fasten, Gebet und Wohlthätigkeit, der Gefahr des Ehebruchs entrissen. Die Gefahr der jungen Schönen ist weit und lockend ausgesponnen, ihre Bekehrung fein ironisirt, die Geschichte deßhalb nicht moralischer als die andern.

Nr. 6. Die Geschichte Ferdinands, der seinen Vater bestiehlt, um der von ihm angebeteten Ottilie Geschenke zu machen, später das gut zu machen sucht, dabei Ottilie verliert und eine andere Frau bekommt. Das Interesse ruht auf der sorgfältig ausgesponnenen Liebesverwicklung.

Zum Schluß flickte Göthe den sechs Anekdötchen noch ein Märchen[1] an, das, auf freimaurerischer Symbolik beruhend, das Gehirn vieler Erklärer sehr anstrengend beschäftigt hat, ohne daß dem Publikum die wirkliche Bedeutung völlig klar gelegt worden wäre und das als ungelöstes spielerisches Räthsel keinen vernünftigen Menschen befriedigen kann.

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn Alle? ‚Das Märchen, mein Freund.'"

[1] Über die verschiedenen Auslegungen von Hotho, Göschel, Hartung, Guhrauer, Wieck, Düntzer, C. F. Meyer s. Göthe's Werke [Hempel]. XVI. 18—23. F. Meyer, Göthe's Märchendichtungen. Heidelberg 1880. — R. M. Werner, Göthe als Märchenerzähler. N. Fr. Presse. 9. Juni 1881.

„Die Novellenform ist glatt und elegant, der Inhalt der Erzählungen, der oft das Spukhafte und Unheimliche berührt, wie es zu einer solchen Zeit der Aufregung paßt, im Übrigen unbedeutend und das ‚Märchen' überlassen wir bereitwillig seinen Auslegern." [1]

Das war Alles, was der „erste" Schriftsteller Deutschlands zum ersten Jahrgang (1795) der „ersten" deutschen Zeitschrift beisteuerte. Er hätte so Jahrzehnte lang französische „Novellenschätze", Schmutzmemoiren und Bettgardinen-Literatur in die Horen hinüberpumpen und etwas Selbstbekenntnisse daran gießen können. Aber selbst das war ihm zu viel für eine solche Nebenarbeit. Für den Jahrgang 1796 begnügte er sich mit bloßem Übersetzen. Er übersetzte erst einen kleinen Aufsatz der Madame de Staël: „Versuch über die Dichtungen" — ein Stück Damen- und Salonsästhetik, das in die Zeit vor der Revolution gehörte [2]. Dann ließ er sich von der Universitätsbibliothek von Göttingen die Lebensbeschreibung des italienischen Goldschmieds Benvenuto Cellini [3] — in einer sehr mangelhaften Ausgabe — kommen, ein würdiges Seitenstück zu den Histörchen der deutschen Ausgewanderten, und übersetzte an dieser kunstgeschichtlichen Skandalchronik zwei Jahre lang (1796 und 1797), mit willkürlichen Auslassungen, in stückweisen Fortsetzungen, für 6 Louisd'or per Bogen, bis mit dem X. Bande die erste Zeitschrift Deutschlands eines friedlichen Todes starb. Die größten bis dahin erreichten Honorare waren gerettet, auf Kosten des Publikums, des deutschen Volksgeistes, des guten Geschmacks und der guten Sitte.

Am 23. December 1795 fragte Göthe bei Schiller an [4]:

„Wird sich denn dieser edle Sosias (Cotta) mit seinem Gold und Silber auf das Fest Epiphaniä einfinden? Weihrauch und Myrrhen wollen wir ihm erlassen."

Schiller antwortete am Weihnachtstage [5]:

„Was die Geldlieferung anbelangt, so vergaßen Sie, daß die Zahlung von einer Ostermesse zur andern ist ausgemacht worden. Etliche Tage vor

[1] R. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur. 1855. I. 68.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 819—843. Der Aufsatz schließt mit dem blühenden Unsinn: „In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht (!), je weniger man es fühlt (!), sollte man nur den Menschen von sich und Anderen abzuziehen suchen (!), die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß (!) setzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gehalten werden." S. 843.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XXX.

[4] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 100. [5] Ebds. I. 101.

Jubilate erscheint Cotta mit einer Geldkatze um den Leib, und zwar pünktlich wie eine ‚wohlberechnete Sonnenfinsterniß', um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen."

Die Lebensbeschreibung „Benvenuto Cellini's" war im zehnten Band der „Horen" kaum zum Abschluß gelangt, als bereits 1798 ein Nachdruck erschien[1]. Im Jahre 1803 veranstaltete Göthe selbst eine Gesammtausgabe in zwei Theilen mit einem Anhang; 1818 kam sie dann in die sämmtlichen Werke und füllt seitdem einen oder zwei stattliche Bände derselben. Obwohl sie da von dem allgemeinen Ruhme Göthe's bestrahlt wird, so ist sie doch weder als Übersetzung, noch ihrem Inhalt nach eigentlich ein classisches Buch. Von einem Mann wie Göthe konnte man nach einem so langen Aufenthalt in Italien wirklich etwas Besseres erwarten, als eine mangelhafte Übersetzung dieser Schrift, in welcher ein Goldschmied und Ciselirer, nicht einmal unbestritten ersten Ranges, neben einer ruhmredigen Schilderung seiner eigenen Thätigkeit als Kleinkünstler, neben höchst zweifelhaften Kunsturtheilen über Andere, sein durch die schmählichste Liederlichkeit und grobe Verbrechen besudeltes Leben zum Besten gibt. Wenn Göthe wirklich das gebildete Deutschland über italienische Kunst und insbesondere die Kunstthätigkeit der Renaissance unterrichten wollte, warum hat er nicht selbst umfassendere Studien darüber angestellt? Erlaubte ihm das seine Zeit nicht, warum hat er nicht ein tüchtiges Werk, wie etwa Leonardo da Vinci's Buch von der Malerei[2] oder Vasari's Leben der berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister[3], übersetzt? Warum hat ihn nur das Leben dieses Kleinkünstlers interessirt, der am Schluß jener glänzenden Reihe von Künstlern steht, durch das Manierirte seiner Auffassung ein Vorbote des Verfalles, durch das Prahlerische, Selbstsüchtige, Leidenschaftliche seines Wesens eine an sich durchaus abstoßende Erscheinung?[4] Warum hat Göthe nicht seine „Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur" übersetzt, die schon 1568 zu Lebzeiten des Verfassers erschien und in welcher weit mehr der gewandte Techniker und Künstler hervortritt?[5] Warum gerade die schmutzige Skandalchronik seines Lebens, welche in Italien selbst erst 1728 mit fingirtem Druckort und Verleger gedruckt

[1] Ohne Zweifel in Wien (!!). S. Hirzel, Göthebibliothek. S. 48.

[2] Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Heinrich Ludwig. Wien 1882.

[3] Übersetzt von Ernst Förster. Stuttgart 1847.

[4] Lützows Zeitschrift für bildende Kunst. III. 19. Vgl. A. von Reumonts Urtheil in dessen Beiträgen zur italienischen Geschichte. III. 313 ff.

[5] Übersetzt von Justus Brinkmann. Leipzig 1867.

werden konnte? Die Wahl ist nicht wohl erklärlich ohne ein besonderes Gefallen an dem Skandal, den die Schrift enthielt. „An einem Leben," erklärt er selbst, „ist ohnedem weiter nichts nach meiner realistischen Vorstellungsart, als das Detail, besonders nun gar bei einem Particulier, wo keine Resultate zu denken sind, deren Weite und Breite uns allenfalls imponiren könnten, und bei einem Künstler, dessen Werke, die bleibenden Wirkungen seines Daseins, nicht vor unseren Augen stehen." [1] Der Mensch also, nicht der Künstler, interessirte ihn, mit seinen Liebschaften und Betrügereien, seinen Raufereien und Abenteuern, seiner kecken Liederlichkeit und Ungebundenheit, seinen Maitressen und unehelichen Kindern — Skandal vom Anfang bis zum Ende.

Göthe's Übersetzung ist übrigens nicht nur nach einem sehr mangelhaften Text angefertigt, sondern entbehrt auch, wie schon A. von Reumont bemerkt hat, der erklärenden Noten, „ohne welche unendlich Vieles ebenso ungenießbar wie unverständlich bleibt". Dazu ist sie nicht einmal nach ihrer Vorlage genau und fehlerfrei. Für die Kunstgeschichte ist sie durch kritische Ausgaben des Urtextes längst überflüssig geworden [2]; für weitere Kreise aber wird die Zeit auch kommen, wo man die Kunst und die Bildung Italiens lieber an Michelangelo und Rafael, Giotto und Fra Angelico studiren wird, als an dem abenteuernden Goldschmied Benvenuto Cellini [3].

Schiller war der eigentliche Urheber und Redacteur der „Horen"; er mußte für die Zeitschrift natürlicher Weise eine angestrengtere und ausgedehntere Thätigkeit entwickeln als Göthe. Unter seinen Beiträgen, die in ästhetische Abhandlungen, historisch-belletristische Aufsätze und Gedichte zerfallen [4], haben besonders seine ersten Aufsätze, „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", Berühmtheit erlangt. Sie bezeichnen nicht bloß den Standpunkt des Verfassers, sondern auch Ziel, Programm und Richtung des ganzen Unternehmens. Ideen, Eindrücke, Studien Schillers mischen sich darin mit Anschauungen und Grundsätzen, welche aus seinem näheren Verkehr mit Göthe hervorgegangen, Überbleibsel

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. I. 113.

[2] La vita di Benvenuto Cellini scritta da lui medesimo, per cura di B. Bianchi; con varj documenti etc. — Firenze, Le Monnier, 1866.

[3] Der deutschen Kunst hat Göthe durch diese Übersetzung unendlich geschadet. Sie hat den Geschmack an lasciver Kleinkunst in die weitesten Kreise getragen; sie ist das verbreitetste Handbuch moderner Künstlerliederlichkeit und Modell-Unzucht.

[4] Zusammengestellt bei Gödeke, Grundriß. II. 1028. Schillers Werke [Hempel]. XV. 333—642.

der Sturm- und Drangperiode mit dem neuen Griechenthum, für welches Herder, Wieland, Göthe in verschiedener Abstufung schwärmten. Seine Terminologie läßt dabei an Klarheit und Bestimmtheit sehr zu wünschen übrig, aber im Ganzen tritt doch ungefähr hervor, was er meint.

Er faßt seine Aufgabe hoch, fast wie ein Prophet, der in die ganze Zeitlage eingreifen will. Ausschauend über Europa und darüber hinaus, sieht er die ganze Menschheit von den ungeheuern Folgen der Revolution erfaßt, zwischen den Schrecken einer neuen Barbarei und den Wirkungen früherer Übercultur, Träumen eines seligen Naturstaates und Wirklichkeiten einer drückenden Gewaltherrschaft hin- und herschwanken. Er will ihr Heil und Rettung bringen, nicht durch Religion, nicht durch Politik, sondern durch „ästhetische Erziehung". Obwohl er im zehnten Brief anerkennt, daß die schöne Kunst sich geschichtlich als unfähig erwiesen hat [1], die Harmonie herbeizuführen, nach welcher die Menschheit ringt, so sucht er doch von Neuem in ihr die Panacee für alle Übel. Als Ideal der Menschheit wird (im sechsten Brief) schon das Griechenthum aufgestellt, nicht wie es wirklich war, sondern wie Schiller es sich dachte [2]. Zu ihm will er auf speculativem Weg die Menschheit zurückführen. Hierin liegt die Schwäche und das Verfehlte seines Unternehmens. Er stellt der Kunst Aufgaben, welche nur Religion, Ethik und Politik lösen können. Ausgehend von unrichtigen Begriffen über Person, Zustand, Ideen, Zeit, Sinnlichkeit, Sittlichkeit, legt er die ganze Aufgabe menschlicher Cultur darein, Sinnlichkeit und Sittlichkeit in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen: „Erstlich die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren, zweitens die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicherzustellen." [3] Die Vermittelung zwischen den beiden Grundtrieben, dem sinnlichen Trieb und dem (sittlichen) Formtrieb, findet Schiller in einem dritten: dem Spieltrieb, d. h. in der schönen Kunst, welche das Sinnliche mit geistigem Gehalt durchdringt, das Geistige in sinnlicher Form darstellt und so den Streit der beiden Naturen im Menschen einigermaßen ausgleichen soll [4].

„Wenn in dem dynamischen Staate der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs." [5]

[1] Schillers Werke [Hempel]. XV. 371 ff. [2] Ebdf. S. 356 ff.
[3] Ebdf. S. 382 ff. [4] Ebdf. S. 392 ff. [5] Ebdf. S. 442.

Man hat darüber gestritten, ob Schiller hierbei die ästhetische Vollendung über die moralische gesetzt habe oder nicht[1]. Der Streit zeigt schon, daß er das Verhältniß der Kunst zur Moral nicht klar und deutlich auseinandergesetzt hat. Es kann dieß nicht befremden, da Schiller seine Aufsätze als vielgeplagter Redacteur ziemlich von der Hand in den Mund schrieb, seine Ideen zum Theil erst im Schreiben entwickelte, zum Theil in Unterredungen mit Göthe werden ließ. In einem späteren Aufsatz „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" mahnt er an die Verpflichtung, „uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsere Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze", und setzt dabei „nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Classe, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogat (!) der wahren Tugend zu dienen und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist"[2]. In dem Aufsatz „Über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" gesteht er, daß „der Mensch von verfeinertem Geschmack einer sittlichen Verderbniß fähig ist, vor welcher der rohe Naturſohn eben durch seine Rohheit gesichert ist", und findet es deßhalb ungleich sicherer, daß das Sittengefühl momentweise unmittelbar ohne das Schönheitsgefühl regiere, „die Vernunft öfters unmittelbar walte und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeige"[3]. In dem längeren Essay „Über naive und sentimentalische Dichtung" tritt er dagegen höchst belobend für „Werther", „Tasso", „Faust" und sogar für die „Römischen Elegien" ein und hebt für den Dichter alle sittlichen Schranken auf, welche ihn etwa einengen könnten: „Das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicherstellt."[4]

---

[1] Nach Kuno Fischer faßt Schiller die ästhetische Bildung erst als Grundbedingung der moralischen, dann als Ziel der Bildung überhaupt, indem der ästhetisch Gebildete schon moralisch ist, es nicht mehr zu werden braucht. Schiller als Philosoph. Leipzig 1868. S. 82. 83. — Vgl. R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 537. Christian Meurer, Das Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik. Freiburg 1880. S. 48. — K. Tomaschek, Schiller und Kant. Wien 1857. — Twesten, Schiller im Verhältniß zur Wissenschaft. Berlin 1863. — M. W. Drobisch, Über die Stellung Schillers zur Kant'schen Ethik. Leipzig 1859. [2] Schillers Werke [Hempel]. XV. 564. 565.

[3] Ebdſ. S. 466. 467. [4] Ebdſ. S. 517 ff.

Theoretisch nimmt Schiller eine Mittelstellung zwischen Kant und Göthe ein. Nach Kant bilden Vernunft und Sinnlichkeit einen unüberwindbaren Gegensatz, nach Göthe sind sie an sich, von Natur einander gar nicht entgegengesetzt, da die Natur an sich gut ist, nur zufällig mitunter an etwas zu viel Sinnlichkeit oder Verständigkeit krankt, das Heilmittel dagegen aber in sich selbst trägt. Nach Schiller ist zwar der von Kant betonte Gegensatz vorhanden, aber er ist nicht unüberwindlich; durch die „ästhetische Erziehung" bildet sich der menschliche Idealzustand, die „schöne Seele" heran, welche stets aus Neigung sittlich handelt und das ganze Sittengebot auch mit anmuthiger sinnlicher Harmonie vollzieht [1].

Praktisch in seinem Leben wie in seinem Dichten, hielt er dieses Ideal einer sittlichen Schönheit fest, er suchte „die sinnliche Natur aus einer Feindin zu einer Freundin des Gesetzes zu erheben" [2] und hohe sittliche Ideale mit dem Zauber sinnlicher Schönheit zu verkörpern; aber Göthe gegenüber war er unbegreiflich nachsichtig und schwach und hielt seiner „schönen Seele" einfach alles zu Gute, was sie dachte, sann und sang. Er setzte seine moralisirende Aesthetik dicht neben die „deutschen Ausgewanderten" und neben Cellini und breitete so einen gewissen Schimmer der Verklärung darüber aus. Alles war ja naiv, dem naiven Dichter aber wie der Natur Alles erlaubt, und die „schöne Seele" erhielt einen unumschränkten Freipaß, sich auf allen himmlischen Blumen wie auf allem irdischen Schmutze unbedenklich niederzulassen.

„In den Ansichten unserer beiden großen Dichter," sagt Haym mit Recht, „schob sich das Schöne unwillkürlich an die Stelle des Guten, während es doch nur eine bevorzugte Erscheinungsweise ist, in der sich die Form des letztern spiegeln darf . . . Die sittliche wurde mehr oder weniger mit der ästhetischen Harmonie verwechselt, das Gute mehr oder weniger mit dem Stempel des ästhetischen Privilegiums versehen . . . Den Staat der Vernunft, der organisirten Sittlichkeit ebenso, gibt Schiller preis [3]; er resignirt sich in den Staat des ‚schönen Scheins', und dieser — so schließt er seine Abhandlung über die ästhetische Erziehung — ‚existirt dem Bedürfniß nach in jeder fein gestimmten Seele: der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden.'"

---

[1] S. Kuno Fischer a. a. O. S. 76. — O. Pfleiderer, Religionsphilosophie. I. 240. 241.

[2] Meurer a. a. O. (nach Zimmermann, Göthe als Denker). S. 35.

[3] R. Haym, Die romantische Schule. S. 537. Schillers Werke [Hempel]. XV. 444.

11. Die Xenien.

1796.

„Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgiltigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate. ... Sie wurden als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit von dem Publikum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar."

Göthe, Tag- und Jahreshefte. 1796.

„Der Angriff Schillers und Göthe's gegen ihre gesammten literarischen Zeitgenossen, unternommen mit der Absicht, eine Fülle unklarer Verhältnisse mit einem großen Schlage zu bereinigen und die Firma Schiller und Göthe als eine absolut selbständige Macht den übrigen Firmen gegenüber aufzurichten."

Hermann Grimm.

Ganz so gutmüthig, wie Göthe meinte, war das deutsche Publikum nun doch nicht. Von den Exemplaren der „Horen", die Cotta in Commission gegeben, wurden manche zurückgeschickt, andere allerdings neu bestellt, Cotta's Erwartungen im Ganzen nicht gerade enttäuscht (etwa 2000 Exemplare gingen ab), aber er bat doch um größere Mannigfaltigkeit, klagte über die abstracten Materien und meldete auch, daß man mit Göthe's „Unterhaltungen" nicht zufrieden sei. Man wisse nicht, wo er eigentlich damit hinaus wolle [1]. Schiller tröstete sich und Göthe damit, daß sich die deutsche Lesewelt zwischen der Einheit des Kindergeschmacks und derjenigen einer vollendeten Bildung in einem Übergangsstadium befinde und deßhalb nichts allgemein gefallen könne. Als er am 25. März 1795 abermals einen Ruf nach Tübingen erhielt, lehnte er zwar ab, erbat sich aber doch beim Herzog — wegen zunehmender Kränklichkeit — die Zusicherung, daß ihm nöthigenfalls sein Gehalt verdoppelt werden sollte [2]. Denn durch die Schenkung aus Dänemark war er nur der drückendsten Noth enthoben, aber keineswegs reich geworden; er sah sich nach wie vor auf die Schriftstellerei als Broderwerb angewiesen, während Göthe schreiben konnte, was und wann und wie ihm beliebte.

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 51. [2] Ebdf. I. 49.

Obwohl die „Horen“ nicht jene Bedeutung und Verbreitung erlangt hatten, welche er gehofft hatte, ließ sich Schiller als tapferer Journalist nicht entmuthigen[1]; zu der Revue fing er im Frühjahr 1795 noch einen Kalender an — einen „Musenalmanach“, wie er ihn nannte. Es war an solchen eben kein Mangel[2], aber er plante auch hier etwas Besonderes, Ausgezeichnetes.

Schiller selbst brachte aus seiner eigenen Mappe eine Anzahl schöner, gedankenreicher Gedichte zusammen[3]. Conz, Herder, Haug, Hölderlin, Kosegarten, Langbein, Sophie Mereau, Meyer, Neuffer, Pfeffel, Reinwald, A. W. Schlegel und Woltmann steuerten kleinere Beiträge zu. Göthe gab nebst ein paar Kleinigkeiten[4] seine venetianischen Epigramme her. In formeller Hinsicht konnte sich der Almanach sehen lassen. Es waren wirklich Stücke von classischer Vollendung darin. Im November kam das Büchlein heraus, 216 Seiten Sedez, am 8. December erhielt Göthe sein „kleines epigrammatisches Honorar“. „Es wird nicht hinreichen“, meinte Schiller, „die Zecchinen zu ersetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen sind. Aber das Übrige rechnen Sie auf die schönen Bettinen und Lacerten!“[5]

Unterdessen waren aber die Horen „eine wahre Ecclesia militans“ geworden:

„Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle commandirt und die Herr Manso in der Bibliothek der S. W. (Schönen Wissenschaften) hat ausrücken lassen, und außer Wolfs schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung Kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen soll.“[6]

[1] An W. von Humboldt schrieb er (21. August 1795): „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten.“

[2] Schon seit 1770; die deutschen Musenalmanache waren eine Nachahmung der französischen. S. Gödeke, Grundriß. 1859. II. 683.

[3] S. Gödeke, Grundriß. II. 1029.

[4] „Nähe des Geliebten“, „Der Besuch“, „Verschiedene Empfindungen an Einem Platze“, „Meeresstille“, „Glückliche Fahrt“, „Kophtische Lieder“, „Antwort bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel“, „Prolog zu dem Schauspiel: Alte Zeit“.

[5] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 94. [6] Ebds. I. 85.

Die Völker, welche Herr Jacob in Halle, Professor der Philosophie daselbst und Redacteur der „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes", ein entschiedener Kantianer, commandirte, waren nicht so ganz dumm, wie sie die Herren in Weimar und Jena wünschen mochten. Weit entfernt, sich von Schillers unverfrorener Keckheit imponiren zu lassen, durchschaute der Recensent der „Horen" in diesen Annalen (Professor Mackenson in Kiel)[1] mit hellem Blick den objectiv lächerlichen Gegensatz, der zwischen dem anmaßenden Auftreten des Prospects und den Leistungen der Zeitschrift lag: „Herr Schiller glaubte, daß es keinen andern Weg gäbe, das achtzehnte Jahrhundert mit Ehren zur Ewigkeit zu senden, als wenn er und einige andere Schriftsteller sich entschlössen, demselben ihren Geist aufzudrücken, damit es sich unter seinen älteren Brüdern ohne zu erröthen sehen lassen könne. Das soll nun in diesem Journale geschehen, weßwegen den übrigen auch kurz und gut Stillschweigen auferlegt ist."[2] Mit vollem Recht macht er sich über den griechischen Namen lustig, ebenso treffend erinnert er, daß Engel, Garve, Schütz und andere tüchtige Schriftsteller nur als Strohmänner auf dem Mitarbeiterverzeichniß stünden, aber nicht zu Wort gekommen seien. Göthe fertigt er kurz ab, indem er sich über seine vornehme Geheimnißthuerei und Wichtigthuerei lustig macht. Von den „Unterhaltungen" sagt er sehr witzig: „Scheint ein Versuch zu sein, den französischen Erzählungston im Deutschen einzuführen. Oft glaubt man, das galante Sachsen zu lesen."[3] Ausführlich und mit einschneidender Schärfe zerpflückt er dagegen Schiller's Briefe über „die ästhetische Erziehung des Menschen", deckt in vielen Punkten die Unrichtigkeit seiner philosophischen Ausführungen auf, und zeigt den Irrthum, welcher Schillers ganzer Theorie zu Grunde liegt, den Menschen ohne positive Ethik und Religion, durch bloße Ästhetik seiner inneren Vollendung zuführen zu wollen[4].

---

[1] E. J. Saupe, Die Schiller-Göthe'schen Xenien. Leipzig 1852. S. 158. (Anm. zu Xen. 253.)

[2] Jul. W. Braun, Schiller und Göthe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Leipzig 1882. I. Ath. Schiller. II. 29—52.

[3] Ebds. S. 47.

[4] Vgl. Kuno Fischer, Schiller als Philosoph. Leipzig 1868. S. 82 ff. — Dr. Chr. Meurer (Das Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik. Freiburg 1880. S. 48. 49.) bekämpft Fischer's Auffassung, gesteht aber ein, daß Schiller „durch seine oft zweideutige Terminologie jedenfalls selbst Veranlassung dazu gegeben". Die Zweideutigkeit löst sich übrigens, wenn man Schillers ganze Theorie in's Auge faßt.

„Bei der höchſten Ausbildung des Schönheitsgefühls." ſagt er, und zwar vollkommen richtig, „ſogar bei dem ſorgfältigſten Anbau der geſelligen Tugenden und der ſympathetiſchen Triebe, bleibt der Menſch im Staate noch immer ein zahm gemachter Wolf, der gewiß wieder beißt, wenn in ihm ſeine alte Natur wieder wach wird. Unmittelbar der moraliſchen Zucht muß er untergeben werden, wenn er nicht das bösartigſte aller Thiere ſein ſoll."

Mit nicht geringerer Wahrheit und Klarheit enthüllte der unwillkommene Recenſent die Schwächen des Publikums, auf welche Schiller, Göthe und ihr Anhang ſpeculirten, d. h. erſtlich die Sucht, hinter jeder abfälligen oder tadelnden Kritik gleich egoiſtiſche Abſichten oder Bosheit zu vermuthen, und zweitens die abergläubiſche Verehrung des Genies:

„Ein anderer Theil des Publikums iſt mit einem Aberglauben behaftet, der der lächerlichſte iſt, den es geben kann, dem literariſchen. Dieſe Leute ſind ſehr geneigt, ſich Reſpect und Ehrerbietung einflößen zu laſſen, und ſobald es ein Schriftſteller erſt dahin bei ihnen gebracht hat, ſo ſehen ſie jede unbefangene Beurtheilung deſſelben, die ſeine Schwächen aufdeckt, für eine Läſterung an, und wiſſen nicht, wie ſie dem Frevler begegnen ſollen, der ſeine Hand an den Geſalbten der Literatur legt. Unſere Schriftſteller wiſſen dieſe ſchwachen Seelen auch ſehr geſchickt in ihrem Glauben zu beſtärken, und ſobald ſich einer im Publico regt, der ihnen gefährlich werden könnte, ſo ſuchen ſie ihn frühzeitig genug mit Verachtung zu überſchütten, und können die Naſe nicht hoch genug gegen ihn rümpfen. Da iſt Pöbelhaftigkeit, literariſcher Sanscülottismus das Gewöhnlichſte, was ihm entgegengeworfen wird."

Meiſterhaft zeichnet Mackenſon zum Schluß die inneren Schwächen der Genieperiode, ihren Übergang zum zahmen Griechenthum und ihren Sieg über die edler und beſſer geſinnten Geiſter durch die Anſteckung des Publikums mit ihrem krankhaften Geiſte.

„Ein Schriftſteller muß ſich bei uns immer erſt ſein Publikum machen. Er muß einen Theil deſſelben ſich ähnlich machen, er muß es anſtecken, wenn er einiges Glück haben will, er kann nur durch Sympathie wirken. Daher iſt es oft eine gewiſſe Kränklichkeit des Geiſtes, die einen Schriftſteller bei einem Theile des Publikums, das ebenfalls damit behaftet iſt, ſein Glück finden läßt, ja, oft ſind unſere ſchönen Geiſter nur Leute, deren ganze Kunſt darin beſteht, daß ſie die Krankheiten ihres Geiſtes intereſſant zu machen wiſſen. Die Epoche der Kraftmänner wird daher immer ein Fleck in unſerer Literatur bleiben. Der erhabenſte Vorzug des Menſchen iſt wohl, daß er über ſeine Sinnlichkeit gebieten kann, aber wie ſtellten unſere Genie's den Menſchen dar? Als ein Spiel ſeiner Sinnlichkeit unaufhörlich und unwiderſtehlich von ihr herumgetrieben und ihr endlich unterliegend. Das ſollte Größe, das ſollte Kraft ſein, die zu bewundern wäre. Sie ließen uns unſere Augen an dem Anblicke des Unglücklichen weiden, der in Verzückungen und Convulſionen liegt; denn er zeigt eine ſo übermenſchliche Kraft, und das iſt etwas Großes!

„Wenn nun endlich dieſe Kraftmänner zahm wurden, ſo wollten ſie von nichts als von Veredlung wiſſen, riefen jedem, der eine luſtige Miene machte, unaufhörlich zu: hübſch artig! hübſch ehrbar! hübſch moraliſch! und ſprachen ſogar von Kritik, die bei ihnen aber, wie es ſich bald zeigte, in dem einzigen Worte Veredlung beſtand. Wie nun die Verwirrung einmal ſo weit gekommen war, ſo war es wohl kein Wunder, daß die wenigen Schriftſteller, bei denen Geſundheit des Geiſtes, wahrer Scharfſinn (kein Ahnungsvermögen) und echter kritiſcher Geiſt herrſcht, nicht geleſen wurden und alſo ſchwiegen."

Weit milder, im Grunde gar kein Angriff, war die Beurtheilung der „Horen", welche Manſo in der Leipziger Neuen Bibliothek veröffentlichte[1]. Schiller fand darin ſehr große Anerkennung, und Göthe erhielt ſogar einiges Lob. Der Philologe Wolf machte ſich mit der Zeitſchrift als ſolcher eigentlich nicht zu ſchaffen, ſondern nur mit einem Aufſatz Herders über Homer, der den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen in die Quere kam[2].

Der kühne Plan Schillers, welcher den „Horen" zu Grunde lag, ſich mit Göthe zuſammen einfach an die Spitze der ganzen deutſchen Literatur zu ſtellen, die übrigen Schriftſteller zu commandiren, die übrigen Zeitſchriften ganz in den Schatten zu ſtellen und das deutſche Publikum ſyſtematiſch nach ihren eigenen Kunſtanſchauungen zu erziehen, ward durch die Selbſtändigkeit dieſer Männer immerhin gewaltig erſchüttert. Mit den unabhängigen Recenſenten verbanden ſich die Buchhändler. Die Zahl der Abonnenten ſank. Es ſtand nicht bloß der Primat in Frage, ſondern auch die pecuniären Vortheile, welche Schiller ſich von dem großen Unternehmen verſprochen hatte.

Etwas mußte geſchehen. Die kleinen Plänkeleien und indirecten Antworten, welche Schiller in ſeinen weiteren äſthetiſchen Aufſätzen auf manche Vorwürfe gab, konnten höchſtens bei Leſern Eindruck machen, die ſehr ſorgfältig laſen, Für und Gegen gewiſſenhaft erwogen. Für das große Publikum war damit nichts gewonnen. Schon im September meinte Göthe, es wäre zu überlegen: „ob man nicht vor Ende des Jahres ſich über Einiges erklärte und unter die Autoren und Rezenſenten Furcht

[1] 1795. 55. Bd. 2. Stück. S. 283—330, bei Braun, a. a. O. S. 74—80.

[2] Wolf erneuerte nämlich (in den „Prolegomena zum Homer") wiſſenſchaftlich die ſchon von einigen alexandriniſchen Grammatikern (Chorizonten) aufgeſtellte Hypotheſe, daß die homeriſchen Gedichte ſtückweiſe von fahrenden Sängern verfaßt und erſt nach mannigfaltigen Umgeſtaltungen zu ihrer jetzigen Form gelangt ſeien, während Herder mehr poetiſch-rhapſodiſch die Einheit der Dichtung betonte. „Homer ein Günſtling der Zeit." — „Homer und Oſſian." S. Herders Werke [Hempel]. VII. 251 ff. XVII. 405 ff. — M. Bernays, Göthe's Briefe an Wolf. S. 13 ff. — Haym, Herder. II. 596—609.

und Hoffnung verbreitete?“ [1] Nach dem Angriffe Wolfs auf Herder fragte er Schiller:

„Sollten Sie ſich nicht nunmehr überall umſehen, und ſammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und beſondern geſagt iſt, und hielten am Schluß des Jahres darüber Gericht . . . Das Halliſche philoſophiſche Journal ſoll ſich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen ſie beſſer.“ [2]

Schiller bekam hierauf Luſt, „eine kleine Haſenjagd in unſerer Literatur anzuſtellen und beſonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Conſorten, zu regaliren“ [3].

Im December taucht dann plötzlich der Plan zu den „Xenien“ auf. Göthe ſchreibt ſich denſelben zu:

„Den Einfall, auf alle Zeitſchriften Epigramme, jedes in einem einzigen Diſtichon, zu machen, wie die Xenien des Martial ſind, der mir dieſer Tage gekommen iſt, müſſen wir cultiviren, und eine ſolche Sammlung in Ihrem Muſenalmanach des nächſten Jahres bringen. Wir müſſen nur viele machen und die beſten ausſuchen. Hier ein Paar zur Probe.“ [4]

Schiller faßte den Plan freudig auf und erweiterte ihn:

„Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir ſchickten haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'ſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworener Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dgl. dar!“ [5]

So erweiterte ſich der Plan einer bloßen Abwehr zu jenem einer allgemeinen Spottſchrift auf alle deutſchen Zeitſchriften und Autoren. „In jedem“ (Epigramm), ſo meldet Schiller an Humboldt (4. Januar 1796), „wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen . . . Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig darnach greifen.“ An Körner aber ſchreibt er (18. Januar): „Für das nächſte Jahr ſollſt Du Dein blaues Wunder ſehen. Göthe und ich arbeiten ſchon ſeit einigen Wochen an einem gemeinſchaftlichen opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetiſche Teufelei ſein wird, die noch kein Beiſpiel hat“ [6].

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 76. [2] Ebdſ. I. 85.
[3] Ebdſ. I. 94. [4] Ebdſ. I. 100. [5] Ebdſ. I. 102.
[6] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 186.

Sehr bemerkenswerth ist, daß Schiller bei der Erweiterung des schönen Planes zuerst an die „Stolberg'sche Sippschaft" dachte[1]. Der hochbegabte und feingebildete Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hatte in würdigster und entschiedenster Weise jenes Kunstheidenthum zurückgewiesen, das Schiller in den „Göttern Griechenlands" sehnsüchtig feierte. Es war sonderbar: Stolberg war von Jugend auf mit den Griechen vertraut, kannte alle wichtigeren Autoren im Urtext, las und übersetzte zu seiner Erholung; Schiller dagegen konnte sie nicht einmal griechisch, sondern nur mit Hilfe von Übersetzungen[2] lesen. Das Beste war wohl, sich über den Mann lustig zu machen, der Griechisch konnte und aus gründlicher Kenntniß eine höchst maßvolle Verehrung der classischen Literatur erworben hatte. Sein Hauptverbrechen aber war, daß er an den alten Classikern nicht ihre erbärmliche heidnische Gesinnung verehrte, sondern bloß ihre künstlerische Formvollendung. Das ärgerte Schiller, aber noch mehr den „edeln" Göthe.

„Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gelesen?" schrieb er (21. Nov. 1795) an Schiller. „Die Blößen, die er darin gibt sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volkes anschaulich zu machen, man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite und es gibt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde."[3]

---

[1] Schiller-Göthe, Briefwechsel. I. 102 (vgl. S. 88. 90. 91).

[2] „Ich lese jetzt fast nichts als Homer," schreibt Schiller an Körner; „ich habe mir Voß's Übersetzung kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist... Die Iliade lese ich in einer prosaischen Übersetzung ... Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Übersetzungen studiren — und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren." (11. Aug. 88.) „Die Götter Griechenlands" standen schon im Märzheft.

[3] Schiller-Göthe, Briefwechsel. I. 88. An W. von Humboldt schrieb Göthe: „Haben Sie die monstrose Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gesehen? Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemüthsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu eleviren und eine offenbare Persiflage, wie z. B. Jon ist, als ein kanonisches Buch zur Verehrung darzustellen." — Bratranek a. a. O. S. 9.

Am 25. schickte er ihm „die neueste Sudelei des gräflichen Salbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ist's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts besseres zu thun hat, losschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind, ist unglaublich; denn wem ist unbekannt, daß die Christen von jeher alles was vernünftig und gut war sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λογος zuschrieben?“ [1]

„Die Stolbergische Vorrede,“ erwiederte Schiller, „ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!“ [2]

Das „Horrible“ aber bestand darin, daß Stolberg, nach dem Beispiel der edelsten Geister, im classischen Alterthum nicht die lüsterne Apotheose der elendesten Leidenschaften aufsuchte (wie Göthe bei Ovid und Properz), sondern das wahrhaft Große, Gute und Schöne, und daß er gemäß der alten christlichen Überlieferung dieses Große, Gute und Schöne nicht den Menschen, sondern dem Urheber des Menschen, Gott, zuschrieb, und es als eine Morgenröthe betrachtete, welche der wahren Sonne der Geister, dem menschgewordenen Worte, voranging.

„Göttliches Geschlecht des Menschen,“ so schrieb Stolberg; „dessen Verfall aus ursprünglicher Würde; Versetzung in einen Stand der Prüfung; Gefahr von Seiten der Sinnlichkeit und des Stolzes; Ohnmacht, sich zu erheben zu seiner Bestimmung, welche bestehet im Anschauen des Göttlichen, in der Liebe zu Gott, und in wachsender Verähnlichung mit Gott; Nothwendigkeit und Kraft göttlicher Hilfe und des Gebets, auf welches er bei'm Xenophon selbst einen Zweifler an Gottes Vorsehung verweiset, als auf das kräftigste Erfahrungsmittel, um Gottes im Herzen innezuwerden, zur Überzeugung zu gelangen: das sind die Hauptlehren sokratischer Weisheit, Lehren, welche durch unsere heiligen Schriften göttliches Ansehen für uns erlangen, wiewohl sie manchem getauften Heiden Thorheit, Ärgerniß manchem getauften Pharisäer, manchem getauften Sadducäer auf dem Lehrstuhl Ärgerniß und Thorheit sind ....

„Daß aber diese Erkenntniß des Sokrates, sammt dem Willen und der Kraft, ihr getreu zu sein bis in den Tod, daß, sage ich, die ganze Lebens- und Todesweisheit dieses Mannes eine gute Gabe war, daran wird wohl niemand zweifeln, dem das Gute am Herzen liegt, und welcher höhere Bedürfnisse kennet, als Befriedigung eines eitlen Vorwitzes oder solcher Begierden, die unsere Natur hienieden mit den Thieren gemein hat.“ [3]

---

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 91. [2] Ebdſ. S. 93.

[3] Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1824. XVII. S. XII—XIV (Vorrede zu den „Auserlesenen Gesprächen des Platon“).

Das war es, was die beiden Dichter ärgerte. Anstatt eine Widerlegung zu versuchen, zu welcher sie nicht einmal die nöthige Erudition besaßen (denn von Plato und dessen Auffassung im christlichen Alterthum verstand Göthe ebenso wenig als Schiller [1]), fanden sie es wohlfeiler, nach Lucians Art auf den lästigen Gegner ihres Götzenthums ein paar Witze zu reißen:

„Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht."
„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse: dafür gehst du in's Himmelreich ein."
„Christlicher Herkules! Du erstickteſt so gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus! noch fest." [2]

Riesen! Dafür hielten sich die beiden Xenienschmiede in allem Ernste. Es ist aber nicht eben gigantisch zu sehen, wie diese Geistesriesen fast acht Monate lang drücken, scandiren, feilen, wählen, überlegen, hin- und herschreiben, um endlich eine Sammlung von 414 Distichen zusammenzubringen. Es brauchte nicht einmal jeder von ihnen täglich einen Witz zu machen. Eigentlich wollten sie die Zahl auf 600, dann auf 1000 bringen; aber der Witz und der Humor reichten nicht aus. Noch weniger gigantisch ist die kleinliche, leidenschaftliche Eitelkeit, die dabei eine Hauptrolle spielte. Als der Musiker Johann Friedrich Reichardt, Kapellmeister in Berlin, der früher als Componist mit Göthe auf bestem Fuße gestanden und ihm die willkommensten Dienste erwiesen hatte [3], es wagte, eine gerechte, aber doch etwas freimüthige Recension

[1] In einem kleinen Aufsatz: „Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung", den Göthe erst 1826, lange nach Stolbergs Tod, veröffentlichte, bespöttelt er erst sarkastisch jeden Offenbarungsglauben als die Meinung solcher, „die um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten," und gönnt sich dann den wohlfeilen Spaß, die nur im Allgemeinen auf Plato's Doctrin bezügliche Vorrede auf den Dialog Jon zu beziehen, auf den sie objectiv allerdings nicht paßt, und so Stolberg krasser Ignoranz zu verdächtigen, die philosophischen Anschauungen Plato's aber, auf welche die Vorrede zu beziehen ist, mit vornehmem Nasenrümpfen todtzuschweigen. Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 486.

[2] E. Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampf. Stuttg. 1851. I. 90. 91. Saupe, Xenien. S. 121. 122. (Nr. 116. 117. 118 und ferner Nr. 15—17. 26. 52. 279).

[3] Er hatte zuerst in der Weimarer Zeit Lieder von Göthe componirt (darunter das Mignon-Lied), dann „Claudine von Villa Bella", „Erwin und Elmire", „Jery und Bätely" mit Musik versehen; er sollte die Oper setzen, aus deren Plan der „Großkophta" hervorging; er traf mit Göthe noch in Venedig zusammen, und dieser hatte die geleisteten Dienste bis dahin mit größter Zuvorkommenheit und Vertraulichkeit erwiedert. S. Strehlke, Göthe's Briefe. II. 72—77.

der „Horen" in der Zeitschrift „Deutschland" [1] zu veröffentlichen, war sofort alle Freundschaft vergessen [2].

„Hat er sich emancipirt," schrieb Göthe (30. Januar), „so soll er dagegen mit Karneval-Gyps-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Distichen sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch, gibt es Gott, anlangen werden."

Dabei versiegte Humor und Witz, Grobheit mußte beides ersetzen:

„Öfters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken;
Auch jetzt wirkst du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll."
„Deine Collegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nöthig und nichts ist auch zu plündern an dir."
„Heuchler, ferne von mir! Besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List." [3]

Das ist denn doch weiter nichts, als holperig scandirte Schimpferei.

Ganz in demselben Stil wurden die anderen Schriftsteller und Journale tractirt, welche sich unterstanden hatten, die „Horen" etwas freimüthig zu besprechen und den Humbug aufzudecken, welchen die beiden Riesen damit getrieben hatten. So z. B. erhielten die „Annalen der Philosophie" in Halle folgendes Straßenkompliment:

„Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock, Jacob, der Kutscher, regiert." [4]

---

[1] Braun, Schiller. II. 177—185. Reichardt griff besonders den Widerspruch zwischen dem Prospect an, welcher „über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen" versprochen hatte, und Göthe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", worin Göthe den aristokratischen Liberalismus auf Kosten der Demokratie so warm anempfahl. „Ist das ehrlich?" fragte er, „heißt das nicht vielmehr die wichtigen Gegenstände mit dictatorischem Übermuth aburtheilen, und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich, durch imponirende Namen ehrwürdig machen zu wollen?"

[2] Auch seinen großherzigen Wohlthäter Jens Baggesen ließ Schiller in einem Epigramm (Nr. 249) verhöhnen, weil er gewagt hatte, in einem Spottgedicht den wohlverdienten „venetianischen Nachttopf" über Göthe's „venetianische Epigramme" auszuleeren. E. Boas, Xenienkampf. I. 136.

[3] E. Boas, Xenienkampf. I. 129 ff. Saupe, Xenien. S. 151 (Nr. 223. 227. 229; vgl. dazu Nr. 50. 80. 145—147. 208—217. 219—229. 236. 251).

[4] E. Boas, Xenienkampf. I. 138. Saupe, Xenien. S. 158 (Nr. 253; vgl. dazu Nr. 54—62. 70. 253. 296. 297).

Unmuth und ſchlecht verhaltener Ärger, wie ſie trotz der künſtlichen Gruppirung der 414 Monodiſtichen nach kurzen Intervallen das heitere Witzfeuerwerk durchblitzen, waren keine fröhlichen Muſen. Schiller konnte es nicht laſſen, ſich über Philoſophen luſtig zu machen, die er kaum geleſen und ſtudirt hatte, und Göthe konnte es nicht laſſen, ſeine von den Fachmännern zurückgewieſene Farbentheorie an Newton zu rächen, den er wegen mangelnder mathematiſcher Kenntniſſe nicht einmal ſtudiren konnte:

„Welch erhab'ner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt."

„Liegt der Irrthum nur erſt, wie ein Grundſtein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag."

„Hundertmal werd' ich's euch ſagen und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging."

„Newton hat ſich geirrt? Ja doppelt und dreifach! Und wie denn?
Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſt es kein Menſch." [1]

Ein nicht weniger lächerliches Denkmal ſeiner geologiſchen Weisheit ſetzte ſich Göthe in drei Diſtichen über den Vulkanismus.

„Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer erſteh'n." [2]

Man wird faſt unwillkürlich zu der Antwort gedrängt:

„Leider auch nicht aus dem Waſſer! Auch dieſes hat keiner geſehen.
Und da das Waſſer du fliehſt, ſtammen ſie wohl aus dem Wein."

Die Abſicht, auf Koſten der ganzen Welt ſich luſtig zu machen, ſollte indeß bei Schiller auf die betrübendſte Weiſe durchkreuzt werden. Seine jüngſte Schweſter Nanette wurde im März von einem epidemiſchen Fieber in der Blüthe ihrer Jahre dahingerafft. Seine zweite Schweſter wurde ebenfalls von der Anſteckung erfaßt und ſchwankte zwiſchen Leben und Tod, während der Vater von der Gicht auf's Krankenlager hingeſtreckt wurde. „Der Jammer war unausſprechlich." [3] Die Mutter ſtand ganz vereinſamt und verlaſſen: Schiller konnte ſie nur mit Geld unterſtützen. Die Götter Griechenlands erwieſen ſich da in ihrer ganzen Ohnmacht. Der Spott verſtummte, alle Poeſie verſiegte. Der ſonſt ſo ſtolze Redacteur fühlte ſich dermaßen niedergebeugt, daß er nichts mehr zu Stande brachte. Göthe lud ihn nach Weimar ein, um ihn etwas zu zerſtreuen. Er folgte der Einladung und blieb faſt einen Monat (vom 23. März

[1] Nr. 164. 165. 166. 167. [2] Nr. 161—163.
[3] Palleske, Schillers Leben. II. 383—385.

bis 20. April)[1]. Er konnte da nicht viel „für seinen eigenen Herd" arbeiten, erholte sich indeß unter Göthe's aufmerksamer Fürsorge. Die Gemeinsamkeit des Kampfes kettete die beiden Verbündeten enger aneinander. Schiller bearbeitete jetzt Göthe's Egmont, den er früher so schneidig kritisirt hatte, mit vieler Schonung für's Theater. Neben den „gottlosen" Xenien sollten dann auch „fromme", d. h. harmlosere gemacht werden, um den Gesammteindruck zu mildern[2].

Als im Juni die Sammlung revidirt werden sollte, stellte Göthe als Maßstab auf: sich „bei aller Bitterkeit vor kriminellen Inkulpationen zu hüten"[3]. Schiller ging noch weiter: „Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts."[4]

Es wurde wirklich nichts geschenkt. Wohl aber mehrte sich die Schaar der abzustrafenden Delinquenten während des Sommers um eine tüchtige Persönlichkeit. Der noch junge Kritiker Friedrich Schlegel hatte eine Recension über Schillers Musenalmanach verfaßt, die nach Körners Urtheil gute Bemerkungen enthielt, aber hie und da in hartem und anmaßendem Tone[5]. Herder, dem darin „Mangel an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme" vorgeworfen war, wurde durch dieselbe auf's Tiefste erbittert und für immer dem Verfasser entfremdet. Aber auch Schiller war nicht geschont, sondern mit Göthe in eine empfindliche Parallele gebracht:

„Schiller und Göthe neben einander zu stellen, kann eben so lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloß nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes auch in die andere Schaale der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn

[1] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 194 ff.
[2] Ebds. II. 203.
[3] Schiller-Göthe, Briefwechsel. I. 121. [4] Ebds. I. 122.
[5] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 208. 209. — Die Recension erschien in der Zeitschrift „Deutschland" 1796. 2. Bd. 6. Stück. S. 348—360.

des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menſchen. Die einmal zerrüttete Geſundheit der Einbildungskraft iſt unheilbar, aber im ganzen Umfange ſeines Weſens kann Schiller nur ſteigen, und iſt ſicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künſtler, der nur das iſt, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken ſorgenloſer Abſpannung, oder muthwilliger Vernachläſſigung, in der Zwiſchenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbſte ſeines geiſtigen Lebens verſinken kann." [1]

Die Pille war zu ſcharf. „Die einmal zerrüttete Geſundheit der Einbildungskraft"! — und dieſe noch „unheilbar"! Der Recenſent erſchrak ſelber über ſeine Bemerkung, als er im Juli von Dresden abging, um ſich in Jena niederzulaſſen. Umſonſt ließ er Schiller durch Körner bitten, daß er einige Stellen nicht „mißverſtehen" möge. Umſonſt verſicherte Körner dieſem: „Du kannſt keinen wärmeren Verehrer haben als ihn, und wo er aus einem anderen Ton zu ſprechen ſcheint, ſo iſt's bloß Recenſentenkoſtüm, oder das Bedürfniß, ſeinen Richterberuf durch ſtrenge Forderungen zu beglaubigen."

Schiller fühlte ſich ernſtlich gekränkt, und Herder nährte ſeinen Unmuth [2]. Friedrich Schlegel ward nun nicht bloß auf das Sündenregiſter der Xenien geſetzt, ſondern zum abſchreckenden Beiſpiel für alle jungen, vorlauten Kritiker ſo ſcharf bedacht, wie nur wenige andere Sünder, den Muſiker Reichardt abgerechnet. Faſt zwei Dutzend Diſtichen zerpflückten den Vermeſſenen, und auch ſeines Bruders, mit dem Schiller ſonſt auf freundlichem Fuße ſtand, ward nicht geſchont. In „drei Kritikproben" wurden zunächſt die Bemerkungen gegeißelt, die Friedrich Schlegel über Schiller, Herder und Göthe gemacht, dann fiel Schlag um Schlag auf ſeine eigene „Griechheit", ſein „Studium der Griechen" und „das hitzige Fieber der Gräcomanie", ſeine Erklärungen über „charakteriſtiſche" Kunſt, „griechiſche und moderne Tragödie", die „höchſte Harmonie" und ſeine unglückliche Auffaſſung des „Hamlet". Dazu das allgemeine Denkzeichen für die beiden Brüder:

„Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren;
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!" [3]

Da das Tauſend indeß nicht voll werden wollte, gingen die beiden Dichter von dem Plane ab, die „Xenien" als beſondere Schrift heraus-

[1] J. W. Braun, Schiller und Göthe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen. 1882. Schiller. II. 195. 196.

[2] Brief vom 25. Auguſt 1796; zuerſt veröffentlicht von H. Hüffer, Erinnerungen an Schiller (Einzelabdruck aus der Deutſch. Revue). Breslau 1885. S. 1. 2. [3] Saupe, Xenien. S. 177—180. 183. 197. — Boas, I. 172 ff.

zugeben, schieden die ernsteren Xenien unter verschiedenen Titeln: „Tabulae votivae“, „Vielen“ und „Einer“, „Eisbahn“ u. s. w. von den boshaften aus und setzten letztere, 414 an der Zahl, an den Schluß des Musenalmanachs für 1797. Der Druck begann Ende August und wurde gegen Ende September vollendet.

Die reichlichsten und schärfsten Epigramme erhielten: J. F. Reichardt, Musiker in Berlin; C. F. Manso, Gymnasiallehrer in Breslau; J. G. Dyk, Buchhändler in Leipzig; Chr. Fr. Nicolai, Literat in Berlin; L. H. Jacob, Professor in Halle, die es sämmtlich gewagt hatten, über die Horen zu sagen oder sagen zu lassen, was sie dachten; Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, der sich unterstanden hatte, dem modernen Heidenthum mit einer ernsteren Auffassung der alten Classiker entgegenzutreten; die Gebrüder Friedr. und A. Wilh. v. Schlegel, welche es sich herausnahmen, gerade so keck und ungenirt zu schreiben und zu kritisiren, wie Göthe und Schiller, als sie noch jung waren; Lavater, den Göthe einst als Herzensfreund behandelt hatte und jetzt seiner ernsten Religiosität wegen nicht mehr leiden mochte; der Jugendschriftsteller J. P. Campe, der sich ebenfalls vermessen hatte, Göthe kritisiren zu wollen; der ausgezeichnete Philologe Wolf, welcher einen Aufsatz Herders in den Horen angegriffen hatte und mit seinem reichen gründlichen Wissen die homerische Autorität der beiden leitenden Genies bedrohte.

Etwas glimpflicher, aber mit vornehmer Leichtfertigkeit sind die Repräsentanten der neuen Philosophie behandelt und die Naturforscher, welche Göthe's Entdeckungen im Wege standen. Hundert andere literarische Namen, von denen jeder einen oder zwei Witze mit auf den Weg bekommt, sind so zu einem aphoristischen Literaturbilde gruppirt, daß nur ihre Schwäche, nicht ihr Verdienst hervortritt. Selbst Lessing, Herder und Wieland verschwimmen in der blassen Milchstraße, aus der sich als schimmerndes Doppelgestirn nur Göthe und Schiller hervorheben. Sie allein verstehen Homer und Shakespeare, sie allein haben keine Schwächen, sie allein haben nichts von Mittelmäßigkeit an sich, — gegen sie ist ganz Deutschland eine Schaar von armen Betteljungen.

Aus der ursprünglich beabsichtigten scherzhaften Hasenjagd und dem humoristischen Autodafé gestaltete sich so unvermerkt ein Staatsstreich von weittragendster Bedeutung: die feierliche Erklärung eines literarischen Duumvirats, gegen welches keine andere Macht mehr aufkommen sollte. Was den beiden Dichtern dabei im Wege stand, war durchaus nicht die Mittelmäßigkeit der übrigen Dichter und Schriftsteller (diese

wäre durch ihre Leiſtungen ja von ſelbſt an's Licht getreten), ſondern es waren beſtimmte Richtungen, welche ihre eigenen Erfolge und Anſichten und damit auch ihre Herrſchaft zu gefährden ſchienen. Es war vorab die erklärt chriſtliche Richtung in der Literatur (Stolberg, Lavater, Klopſtock und deſſen Schule), welche Gott und Religion hoch über Kunſt und Literatur ſtellten und deßhalb das deutſch-griechiſche Kunſtheidenthum nicht anerkennen wollten. Es war dann die revolutionär-jakobiniſche Richtung (Forſter, Huber, Reichardt u. ſ. w.), welche erſt auf politiſchem Felde Wandel ſchaffen wollten und durch ihr politiſch-demagogiſches Treiben die Dioskuren in ihrer olympiſchen Dichterruhe zu ſtören drohten. Es war die alte Schule der Aufklärungsperiode, an deren Spitze einſt Leſſing und Mendelsſohn ſtand, die in Nicolai zwar zur nüchternſten Nüchternheit herabgeſunken war, aber noch immer Freunde und Anhänger zählte und es ſich nicht nehmen ließ, Göthe und Schiller zu kritiſiren. Es war dann die junge, erſt eben auftauchende Schule der Romantiker, die beiden Brüder Schlegel an der Spitze, welche Miene machte, über Homer und Shakeſpeare, Kunſt und Literatur ebenſo ſelbſtändig zu verfügen, wie Göthe und Schiller ohne Rückſicht auf ihre Vorgänger darüber verfügt hatten. Es war endlich die profeſſionelle Fachgelehrſamkeit in der Philoſophie, Philologie und Naturwiſſenſchaft, ſoweit ſie etwa die Literatur ſtreifte und in dieſelbe hineinzureden ſich vermaß. Da alle dieſe Richtungen mehr oder weniger entgegengeſetzte Ziele verfolgten und unter ſich im Streite lagen, ſo war ein gleichzeitiger Angriff auf alle weit verſprechender, als ein Angriff auf einzelne. Eine Gegenverſchwörung war nicht zu befürchten. Ein allgemeiner Sturm mußte Überraſchung und Schrecken verbreiten.

Sofort wurden die Duumviren allerdings nicht anerkannt. Die nächſte Wirkung glich eher dem Griff in ein Weſpenneſt oder einer Treibjagd, als einem Triumphe. Ganz Deutſchland wimmelte von Gegenxenien. Der Prediger Daniel Jeniſch in Berlin ließ „die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien“ „Spießruthen“ laufen; Dyk und Manſo richteten „Gegengeſchenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar“; Magiſter Voigt hing dem Muſenalmanach von 1797 „Berlocken“ an, Nicolai verſah ihn mit einem ſatiriſchen „Anhang“; Gleim ſuchte „Kraft und Schnelle des alten Peleus“ zu bewähren; Gottlob Nathanael Fiſcher in Halberſtadt brachte „Parodien, ein Körbchen voll Stachelroſen“ herbei; Fürchtegott Fulda in Halle „Trogalien zur Verdauung der Xenien“; der alte Meiſter Urian (Claudius) „Nachricht von der neueſten Auf-

klärung nebst andern Kleinigkeiten"; A. Fr. Cranz schrieb eine „Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Göthe mit einigen ihrer Collegen". Dazu erschienen „Dornenstücke, nebst einem memento mori für die Verfasser der Xenien"; ein „Mückenalmanach für das Jahr 1797. Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien"; „ein kleines Meßpräsent an die Xeniophoren"; ein „Aeakus" oder „Fragmente aus den Gerichtsacten der Hölle über die Xenien"; „ein paar (herb ironische) Worte zur Ehrenrettung unserer deutschen Martiale" [1] und noch andere satirische Erwiederungen.

Grobheit ward dabei reichlich mit Grobheit, Spott mit Spott, Anmaßung mit Hohn, Beleidigung mit Beleidigung, aber auch vielfach Witz mit ebenso gutem und noch beißenderem und treffenderem Witz heimgezahlt. Berühmt in allen deutschen Landen ist ein Distichon, das die nicht immer glatte Form der Xenien verspottet:

— ∪ ∪ — — — — — ∪ ∪ — ∪ ∪ — —
„In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der,
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ ∪ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Der „Mückenalmanach" griff unter dem Titel „Größte Lüge" Göthe's Charlatanerie recht eigentlich in's innerste Mark:

„In Botanik und Optik, im kameralistischen Fache
Und in der Lyra Gesang bin ich der größeste Mann!"

Auch seine „Neueste Farbentheorie" erhielt die richtige Beleuchtung:

„Wenn das Dunkle nicht wäre, so sähen das Helle wir nimmer,
So wird aus Tag und aus Nacht wirklich der andere Tag."

Nicht lieblich, aber treffend ward seine Stellung als Minister herangezogen:

„Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Meister
Von den Brettern, und ach! peitscht als Minister den Staat."

„Art läßt niemals von Art! Es peitscht Bajazzo die Leut', es
Peitscht der Dichter den Vers, und der Minister das Land."

Da Göthe nicht nur persönlich, sondern auch persönlich grob geworden war, konnte er sich nicht beklagen, wenn auch seine häuslichen Verhältnisse zur Sprache kamen, die Fabel von Phaëton in sehr witziger und komischer Weise auf seinen Sohn August angewandt wurde und „Mamsell" Vulpius ihren Platz unter den satirischen Sternbildern erhielt:

[1] Vgl. Gödeke, Grundriß. II. 892. E. Boas, Göthe und Schiller im Xenienkampf. 1851. II. 1—239. Saupe, S. 247 ff.

Jungfrau.

„Jungfrau war ich vordem, jetzt bin ich eine M—e;
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell."

Christiane Vulpius.

Am kürzesten und besten faßte ein Distichon „Recension der Xenien" die schwache Seite der ganzen Leistung zusammen:

„Klassische Grobheit! antike Frechheit! Prügelei fehlt nur,
Köstliches Leckermahl! wenn man die Alten nur kennt."

Bei allem Witz, Geist und Humor, welche in der epigrammatischen Sammlung der zwei Dichter zu Tage trat, war es, nach ihren Auseinandersetzungen über „ästhetische Erziehung", „griechische Bildung" und „schöne Seelen", doch höchst komisch, daß sie in so manchem Distichon in die grobkörnige Sprache der Geniezeit zurückfielen[1]. Es ist auch ein Irrthum, wenn man glaubt, alles Talent überhaupt sei im Xenienkampfe nur auf der Seite Schillers und Göthe's gewesen. Das ist nicht richtig. Die angeführten Gegen-Xenien und viele andere beweisen es. Neben unbedeutenden, mittelmäßigen Leuten, welche sich durch Schimpfen noch dazu discreditirten, waren unter den Angegriffenen sehr hochbegabte, geistvolle Männer. Doch der bedeutendste unter ihnen, Friedrich Leopold zu Stolberg, war zu ernst und hielt es unter seiner Würde, sich an einer solchen literarischen Rauferei zu betheiligen. Friedrich und August Wilhelm Schlegel, die tüchtigsten der jüngeren Kräfte, ließen den gewitterartigen Aufruhr vorübergehen, um sich dann — wenigstens zeitweilig — an die Xeniendichter anzuschließen. Unter den Übrigen war keine Einheit. Jeder

[1] Den Übermuth, welcher dem ganzen Unternehmen zu Grunde lag, empfanden sowohl Herder als Wieland, beide in ihrer Weise; jener mit bitterem, traurigem Mißfallen, dieser mit jener humoristischen Gemüthlichkeit, die sich auch in das Mißliebige zu finden weiß. „Ich habe kein Theil mit ihnen," erklärte Herder seinem Freunde Georg Müller, und seine Frau schrieb von den Dioskuren: „O, sie sind im Besitz der alleinzigen Kunst und genießen das Räucherwerk ihrer Anbeter in so vollem Maaß, daß auch die zartesten Pfeile sie nicht berühren. . . . Wir haben uns hier in unser hinterstes Winkelchen verkrochen. Humanität und Christenthum sind hier Contrebande und verlachenswerthe Vorurtheile." Wieland dagegen schrieb in seinem „Merkur": „Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Übermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühle ihrer höheren Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden, bacchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respectiren noch scheuen." S. Haym, Herder. II. 626. 627. — Boas, Xenienkampf. II. 62. 63.

hämmerte Gegen-Xenien für sich, meist in aller Eile, von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht. Die schärfsten Pfeile prallten an dem Stillschweigen ab, das die beiden Dioskuren sich in kluger Berechnung versprochen hatten. Niemand wußte sicher, welcher von Beiden dieses oder jenes Distichon verfaßt hatte. Das Entscheidenste aber war, daß sie keinen Angriff beantworteten, sondern sich fröhlich anderweitiger Thätigkeit zuwandten. Das machte den Eindruck eines vollständigen Sieges.

Neben und nach den Xenien veröffentlichte Schiller viele seiner schönsten Gedichte, Göthe den lange erwarteten Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre"; auf jene folgte der „Wallenstein", auf diese „Hermann und Dorothea". Während Kritik und Gegen-Xenien noch immer an den Xenien wie an einem Wellenbrecher auf- und abspielten, hatte das Getöse des Kampfes die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die beiden Dichter vereinigt. Die alte Schule, Lessing und Nicolai, Stolberg und Lavater, Klopstock und Claudius, Gleim und Ramler waren durch die über sie ergangene Spottkritik für immer in das ablaufende Jahrhundert zurückgedrängt, Wieland mit milderer Ironie, Herder durch schonendes Stillschweigen bei Seite gerückt. Göthe und Schiller traten an die Spitze der deutschen Literatur.

Göthe selbst unterschätzte später die Wirkung dieses literarischen Staatsstreiches.

„Wäre ich vor 30 Jahren so klug gewesen," klagte er seinem Eckermann[1], „ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! — Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren."

Das ist ohne Zweifel zu viel gesagt. Die Xenien rüttelten sowohl die beiden Dichter selbst als auch ihr Publikum auf und bereiteten ihnen den Weg zu ihren Erfolgen. Gewinnend und versöhnend wirkten dabei die zweihundert „frommen" Xenien mit, welche an anderen Stellen des Almanachs untergebracht waren. Göthe ließ hier neben den Dornen Rosen blühen, neben dem Spotte Liebesgedichte in Blumensprache. Schiller aber streute in kurzer Spruchform eine Fülle sinniger Kunstbetrachtung aus. Schade nur, daß diese „Weisheit" in dem Spruche gipfelt:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst!" „Und warum keine?" Aus Religion.

[1] Eckermann, Gespräche. I. 119.

12. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

1777—1796.

„La réalité la plus crue s'étale devant nous avec ses misères et ses amertumes, ses joies sensuelles et bruyantes. C'est dans la société la plus vulgaire que l'enthousiaste Wilhelm doit voyager à la poursuite de l'art, de la sagesse et du bonheur. . . . Göthe est en effet le type suprême des classes moyennes, le bourgeois idéal. . . . Il est bourgeois dans l'art comme dans la vie, dans la domaine des faits comme dans la domaine des idées."

Émile Montégut.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre geben uns ganz unsere Welt, ihre Stadt und Landschaft, ihre Stände und Gewerbe, Arbeiten und Vergnügungen, Leidenschaften und Ideale, . . . sie waren die Fibel und Bibel der nun erwünschten Welt- und Lebenserfahrung, . . . durch sie wurde Göthe's Weltanschauung der Geist unseres Jahrhunderts."

A. Schöll 276. 366.

Daß Göthe die Horen und den Musenalmanach nicht besser bedachte, als es geschah, hatte seinen guten Grund. Er hatte angefangen, seinen noch unvollendeten Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" bei Unger in Berlin drucken zu lassen. Schillers Versuch, im letzten Augenblick noch den Roman für die Horen zu gewinnen, mißglückte, obwohl eine Abänderung des Contractes vielleicht noch möglich gewesen wäre. Göthe wollte offenbar nicht. Ihm lag daran, trotz der neuen Freundschaft für sich allein aufzutreten; dagegen war ihm Schiller jetzt ein willkommener Censor und Berather, da Herder, sein bisheriges vertrauliches Orakel, an dem Roman ernstlichen Anstoß genommen hatte, Göthe nicht nachgeben wollte und das schon oft schwankende Freundschaftsverhältniß daran zu scheitern begann.

Die Entstehungsgeschichte des Romans ist eine lange — eine ermüdend lange. Die ersten Anfänge tauchen schon um 19 Jahre früher auf, in jener Zeit, wo Göthe noch, vom Dusel der Genieperiode berauscht, in buntester Abwechslung zwischen Conseil und Theater, Corona Schröter und Charlotte von Stein, dem Bergwerk von Ilmenau und seinem Gartenhaus hin- und herschwirrte, nicht minder ehrgeizig als sterbensverliebt — noch ein Werther, aber in eine etwas höhere Lebenssphäre,

in das Schauspielertreiben eines herzoglichen Hofes emporgerückt. Im wunderlichen Wirrwarr der Tagebücher jener Zeit heißt es den 16. Februar 1777: „Zu Seckendorf. Schrötern. mit ihr gessen. Zu Wieland. Viel geschwätzt. Im Garten dictirt an W. Meister. Eingeschlafen“ [1]. Mit der Schauspielerin Corona Schröter, dem „schönen Misel“, verkehrte er damals alle Tage. Wiederholt werden Abendbesuche bei ihr erwähnt, während es zur Abwechslung auch heißt: „Nachts zu ⊙“ (Frau von Stein) [2]. Aus den Liebesträumereien und dem Gerede, womit er sich seine Herzenskönigginnen interessant zu machen suchte, erwuchs der erste Plan zu einem biographischen Roman, in welchem er die Summe seiner bisherigen Lebenserfahrungen unter dem durchsichtigen Schleier eines fingirten Namens verherrlichen wollte. „Auch denen ist's wohl,“ hatte er früher geschrieben, „die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben.“ [3] Nach diesem trefflichen Recept sollten jetzt alle seine Spielereien, Liebesabenteuer, Thorheiten, Beobachtungen und Erlebnisse von dem ersten Frankfurter Puppentheater an bis zu den Liebes- und Theateraffairen des Weimarer Hofes zu einer idealen Bildungsgeschichte aufgepufft werden. Nur nannte er das junge Genie nicht Wolfgang Göthe, sondern Wilhelm Meister — gab ihm statt eines kaiserlichen Rathes einen reichen Kaufmann zum Vater und ließ es statt aus dem Actenstaub einer Advokatenstube aus jenem eines Comptoirs zu den lichten Höhen des Schauspielerlebens und des aristokratischen dolce far niente emporsteigen. Nach einer Andeutung Herders fing der Roman ursprünglich nahe bei der Wiege des Helden an: „Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessirte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte.“ [4] Herder hielt es nämlich für eine Verirrung, daß der junge Commis unter die Schauspieler gerieth. Für Göthe war das der erste und wichtigste Grad der Erziehung, die Vorstufe der vollen ästhetischen und ethischen Bildung, welche dem poetisch angelegten Bürgerkinde erst unter Gräfinnen und Baroninnen, lebenserfahrenen Roués und hocharistokratischen Freimaurern zu Theil wird.

Der erste fragmentarische Entwurf des Romans ist verloren. Ein

[1] Robert Keil, Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782. Leipzig 1875. S. 102. — Burkhardt, Grenzboten 1874.

[2] Keil a. a. O. S. 103 ff.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XIV. 23. [4] Ebds. XVII. 6.

I. Buch, das aber nicht der heutigen Theilung entſpricht, wurde Anfangs 1777 begonnen, am 2. Januar 1778 vollendet. Ein II. Buch gelangte, trotz aller Mahnungen der Frau von Stein, erſt nach vier Jahren, im Auguſt 1782, zum Abſchluß. Ein III. Buch trat noch im November 1782 hinzu, ein IV. am 12. November 1783, ein V. im October 1784, ein VI. im November 1785[1]. Dieſe ſechs Bücher reichten inhaltlich ſo weit, wie heute die erſten vier. Im December 1785 entwarf Göthe den Plan zu weiteren ſechs Büchern, die ſpäter wie die erſten auf vier reducirt wurden. Im Mai 1786 begann er die Fortſetzung, welche jedoch über der Herausgabe der „Geſammelten Werke" bald in's Stocken gerieth. Er verlor das Werk durchaus nicht aus den Augen, ſammelte gelegentlich neue Notizen und Beobachtungen dafür; aber acht Jahre vergingen, bis er wieder entſchieden Hand anlegte, um es zu einem Abſchluß zu bringen. Die erſten ſechs Bücher wurden jetzt um ein Drittel gekürzt, der Anfang ganz neu bearbeitet. Am 13. Juni ſandte er das erſte umgearbeitete Buch an Herder: „das nun, umgeſchrieben, noch manches Federſtriches bedarf, nicht um — gut zu werden, ſondern nur einmal als eine Pſeudoconfeſſion mir vom Herzen und Halſe zu kommen"[2].

Herder lebte um dieſe Zeit in einer Atmoſphäre, welche gegen diejenige des Romans ſeltſam abſtach. Er hatte eine ganze Sammlung von Oden des Jeſuiten Jakob Balde überſetzt[3], dem ſelbſt Göthe ſeine Hochachtung nicht verſagen konnte: „Er bleibt bei jedem Wiedergenuß derſelbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutſchmeckenden Früchte, ohne an ſeiner Individualität zu verlieren."[4] Den innern Geiſt dieſer Poeſie faßte er bei ſeiner Leichtfertigkeit freilich nicht auf und beachtete nicht, wie Herders Balde an mehr als einer ergreifenden Stelle das modiſche Franzoſenthum, die Künſtlerliederlichkeit und frivole Sittenloſigkeit ſeines Romans verurtheilte:

„Rede deutſch, o du Deutſcher! Sei kein Künſtler
In Gebärden und Sitten! Deine Worte
Sei'n wie Thaten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit!

„Eine keuſche Veſtalin, deine Tochter,
Diene am Herde des Hauſes, nicht am Altar
Cythereens, damit die Jungfrau würdig
Trage den Brautkranz!"[5]

[1] Zahlreiche Notizen in den Briefen Göthe's an Frau von Stein.
[2] H. Düntzer, Aus Herders Nachlaß. 1857. I. 147.
[3] Herders Werke [Hempel]. Bd. III. (Terpſichore).
[4] Aus Herders Nachlaß. I. 146. [5] Herders Werke [Hempel]. III. 135.

Und in einem andern Gedichte:

Hinweg denn, Larven! Ferne von meinem Blick,
Unreine Fama! Schmeichlerin, deinen Kuß
Veracht' ich. Süße Buhlereien,
Lorbeerumwundene Züge malen,
Das mög' ein Anderer! Lieber ergreif' ich still
Den Spiegel, der unleidliche Wahrheit zeigt,
Und werf' in bitterem Hohngelächter
Nieder zur Erd' ihn und sitz' und schweige!" [1]

Herder, der in Balde's reiche, reine und schöne Poesie tief eingedrungen war, konnte einem Roman keinen Geschmack abgewinnen, in welchem die „deutsche Bildung" damit anfing, daß ein liederlich gewordener Commis um die käufliche „Liebe" einer Schauspielerin buhlt [2]. Denn der Roman begann jetzt nicht mehr mit der Kindheitsgeschichte Wilhelm Meisters, sondern diese war nur als Gesprächsstoff in die Unterhaltung eingeschoben, welche er mit seiner Geliebten führte. Herder sprach seine ästhetisch wie sittlich vollkommen richtige Ansicht unverholen aus, und die Folge war, daß Göthe ihn über die weitere Entwicklung des Werkes nicht mehr zu Rathe zog, ihre freundschaftliche Beziehung erkaltete und in einen nicht mehr auszusöhnenden Zwiespalt auslief, der übrigens Herder alle Ehre macht. Sein besseres Ich erwachte, und er hat keine weitere Mitschuld an dem sittenverderblichen Einfluß des Göthe'schen Treibens.

Ohne auf Herder weiter zu achten, schickte Göthe die ersten zwei Bücher in die Druckerei. Sie kamen noch im Jahre 1794 heraus. Für die Fortsetzung hatte sich ein willkommener Berather und Bewunderer bereits an Schiller gefunden. Er erhielt den ersten Band am 6. December und war voll des Lobes darüber. Herders sittliche Bedenken theilte er nicht:

„Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch Wilhelm Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nie als durch Sie gehabt habe . . . Herr von Humboldt hat sich auch recht daran gelabt, und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle. Gewiß wird diese Wirkung allgemein sein. Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit wenigem ist so viel ausgerichtet . . . Über die schöne Charakteristik will ich heute noch nichts sagen. Ebensowenig von der lebendigen

[1] Ebdf. III. 134.

[2] „Ich kann es," schrieb er, „weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz geopfert werde."

und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht, und die Ihnen überhaupt in keinem Product versagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe“ [1] (9. Dec. 1794).

Die Fülle des Lobes, das Schiller spendete, wirkte nicht bloß wie das kräftigste Antidotum zu Herders Bedenken, sondern wie ein Zaubergesang, welcher das Wachsthum des Romans zur üppigsten Entwicklung trieb. Göthe arbeitete nun entschieden voran, machte den Roman zu seinem Hauptgeschäft und schöpfte bei der Ausarbeitung stets neuen freudigen Muth und poetischen Athem. Buch für Buch wanderte nun im Manuscript an Schiller, ward von diesem mit zärtlicher Liebe geprüft und begutachtet, da und dort ein wenig zurechtgezupft, aber in der Hauptsache mit Fluthen von Lob überschüttet. Auch Schillers Frau, Lotte, lebte und webte ganz in dem Roman, welcher für die Correspondenz der beiden Männer, neben Horen und Musenalmanach, das Hauptthema wurde. Was Schiller darüber geschrieben, macht eine ganze Abhandlung aus [2]. Im Laufe des Jahres 1795 erschienen die Bücher 3—6 in zwei Bänden. Der Musenalmanach verursachte schon allgemeines Aufsehen und die mordbrennerischen Füchse darin die größte Aufregung, als Schiller am 19. October 1796 den letzten Band von Wilhelm Meister vollendet gedruckt erhielt:

„Es ist zum Erstaunen, wie sich der epische und philosophische Gehalt in demselben drängt. Was innerhalb der Form liegt, bildet ein so schönes Ganze, und nach außen berührt sie das unendliche, Kunst und Leben. In der That kann man von diesem Roman sagen: er ist nirgends beschränkt als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem unendlichen zusammen. Ich möchte ihn einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt.

„Nehmen Sie nun zu der glücklichen Beendigung dieser großen Krise meinen Glückwunsch an, und lassen Sie uns bei diesem Anlaß horchen, was für ein Publikum wir haben.

„Für die überschickten Rechnungen danke ich. Mit dem Geld werde ichs nach Ihrem Sinn arrangiren; ohnehin haben Sie für Ihren Antheil an dem Almanach ja 24 Louisd'or zu gut, und noch mehr, wenn wir eine zweite Auflage erleben.“ [3]

---

[1] Schiller-Göthe, Briefwechsel. I. 28. 29.

[2] Schiller's Werke [Hempel]. XV. 726—752.

[3] Schiller-Göthe, Briefwechsel. I. 186.

Walter Scott hat an seinen besten Romanen je etwa ein Jahr gearbeitet, einschließlich der historischen und antiquarischen Studien, die er dafür zu machen pflegte. Manzoni hat auf seine „Verlobten" höchstens ein paar Jahre verwendet. So haben es die berühmtesten Novellisten aller Völker gemacht. Keinem fiel es ein, ein halbes Menschenleben an demselben Romanstoff herumzubrüten. Die schöpferische Erfindungskraft trieb voran. Wilhelm Meisters Lehrjahre bilden deßhalb, was ihre Entstehungsgeschichte betrifft, fast ein Unicum: Göthe hat nahezu zwanzig Jahre daran gearbeitet, es fehlen nur ein paar Monate. Der Roman konnte deßhalb nicht bloß der Form, sondern auch dem Gehalt nach etwas ganz Außerordentliches werden. Dazu boten gerade die zwanzig Jahre, in welchen Göthe schrieb, eine ganz andere Fülle von Stoff, als etwa die spanische Herrschaft in der Lombardei, der Kampf des letzten Stuart um den schottischen Königsthron oder eine beliebige andere Episode der Geschichte. Seit der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts hatte die Welt keine so tiefgehende Krisis und keine so gewaltige äußere Veränderung durchgemacht, als in jenen Tagen. Das bildet aber, wie in Göthe's Leben, so auch in diesem seinem berühmtesten Roman den ersten, leitenden und charakteristischen Grundzug, daß er sich von den gewaltigen Regungen und Bewegungen der Zeit vollständig auf die Insel seines kleinlichen Künstler-, Schauspieler- und Hoflebens zurückzog, das ganze große Welt- und Menschenleben seiner Zeit ignorirte und zum Hauptstoff seines Romans das Geistes- und Gemüthsleben eines jungen Menschen erkor, der, durch verschiedene Liebschaften ernüchtert, jede Spur jugendfroher Phantasie und Poesie einbüßt und zum ökonomischen Haushalter und wahren deutschen Stockphilister verknöchert.

Werther war das Bekenntniß der krankhaften deutschen Sentimentalität, in welcher Göthe seine erste Jugendkraft vergeudet hatte. Im Wilhelm Meister folgt das Bekenntniß der pädagogischen Kur, durch welche das verschwommene Genie abgekeltert und zum würdigen Geheimrath, Theater- und Kunstorakel herangebildet wird[1].

[1] Zur Beurtheilung des Romans vgl. Dan. Jenisch, Über die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten von M.'s Lehrjahren. Berlin 1797. — Friedr. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken. 1801. I. 132 ff. — Ferd. Gregorovius, W. M. in seinen socialistischen Elementen. Königsberg 1849. — K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke. Königsberg 1847. S. 411—456. — A. Schöll, Göthe in Hauptzügen u. s. w. Berlin 1882. S. 223—234. 275—279. — Alex. Jung, Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Mainz 1854. S. 28—50 (Rückblick auf die Lehrjahre). — Gödeke, Göthe's Leben

Das erste Buch des neuen Romans ist im Grunde noch ein Abklatsch des Werther. Dasselbe Thema einer unglücklichen Liebe wird noch einmal abgehandelt, aber nicht mehr so mondscheinhaft und thränenselig, sondern ruhiger, klarer, wahrer, liederlicher, wie ein erfahrener Roué seine schmackhaften Erlebnisse zum Besten gibt.

Die Scene eröffnet in dem Stübchen der Schauspielerin Marianne, eines verwaisten, jungen Mädchens, das mit der Hinterlassenschaft seiner Eltern (wie erst später vermeldet wird) bei einiger Einschränkung hätte anständig leben können, aber um des äußern Comforts willen seine Unschuld preisgibt. Ein Anbeter, Norberg, den sie nicht liebt, bietet ihr durch seine Geschenke die Möglichkeit, behaglicher zu leben; die alte Magd Barbara dient dabei als Kupplerin. Zum ersten Anbeter gesellt sich bald ein zweiter, der poetisch angelegte junge Kaufmannssohn Wilhelm Meister. Bis dahin streng häuslich erzogen, hat er von gemüthlichen, kunstliebenden Eltern endlich die Erlaubniß bekommen, täglich in's Theater zu gehen, wird gleich ein völliger Schauspielnarr und verliebt sich in Marianne. Durch die Magd findet er alsbald Zutritt. Norberg ist auf vierzehn Tage verreist. Marianne verliebt sich auf den ersten Blick vollständig in Wilhelm, ergibt sich ihm und wird seine Geliebte. Die Folgen dieses verbotenen Umganges sind, wie Göthe behauptet, die günstigsten von der Welt. Sie veredeln den Jüngling in einem Grade, wie es sonst alle Mächte der Natur und der Gnade vereinigt kaum zu Stande zu bringen pflegen.

„Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm Alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es war ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Mariannes Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünktlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bei Tisch unterhaltend und schlich, wenn Alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus u. s. w.“ [1]

Die Stelle ist insofern wichtig, als sie den moralischen Standpunkt nicht nur dieses Romans, sondern Göthe's überhaupt bezeichnet, d. h. die Lossagung der Kunst vom Sittengesetze.

---

und Schriften. Stuttgart 1877. S. 371—387. — Émile Montégut, Philosophie de Wilhelm Meister. Revue des deux Mondes. T. 48 (1863) p. 178 bis 203. — Jos. von Eichendorff, Verm. Schriften. III. 172—184. — Gervinus, Geschichte der poetischen Nationallit. Leipzig 1844. V. 461—470 u. s. w.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 30.

Wenn das wahr wäre, was Göthe hier als Princip der deutschen Bildung hinstellt, dann wäre die ganze christliche Sittenlehre, ja das Christenthum selbst das traurigste, menschenfeindlichste Wahngebilde, das es gibt; sogar die edleren unter den Heiden würden dann Lügen gestraft. Die erste Stufe der Bildung wäre dann eben — die blinde Leidenschaft, ohne Rücksicht auf Gesetz und Sitte.

Als nothdürftige Tünche für die elende Liederlichkeit seiner Anschauungen hat Göthe in den ersten Kapitelchen seine harmlosen Kindererinnerungen an das Puppentheater verwerthet. Er geht nicht so weit, das salva venia „Glück" des Paares weitläufig psychologisch zu analysiren, wie etwa Rousseau in der Neuen Héloise, oder darüber zu philosophiren, wie Wieland, oder es kraß realistisch zu beschreiben, wie gewisse ältere und neuere Franzosen. Wilhelm erzählt endlos von seinem Puppentheater, schleppt sogar die Puppen herbei, und da seine ersten Stücke aus der biblischen Geschichte geschöpft waren, so muß selbst diese herhalten, um in dem Stübchen der Dirne eine gewisse Atmosphäre von Kindesunschuld zu verbreiten und schon im Kinderspiel die Ahnung eines künftigen Dichterheroen herbeizuzaubern. Marianne schläft darüber freilich ein, die ersten Kapitel sind darüber entschieden langweilig geworden, und wo die ästhetische Kinderei aufhört, da fängt auch gleich wieder die unsaubere Pikanterie an. Der moralische Wilhelm ist schon in vierzehn Tagen so weit, von Vaterschaft zu träumen[1]. Er plant, seinen Eltern durchzubrennen, Marianne zu heirathen und mit ihr Schauspieler zu werden. Bevor er indessen dazu kommt, Marianne den Plan mitzutheilen, kehrt Norberg zurück; die alte Barbara beredet ihren traurigen Liebling, sich in das Schicksal zu fügen, beide Anbeter zu dulden, den einen zu lieben und den andern bezahlen zu lassen. Trotz aller Vorsicht kommt Wilhelm diesem Plane auf die Spur, wird wertherisch unglücklich, erkrankt, verbrennt alle seine Gedichte und wendet sich, nach unsäglichen Thränen, einem solideren Geschäftsleben zu.

Das ist das erste Buch und der Anfang des zweiten.

Zwar älter, aber nicht viel klüger geworden, trifft Wilhelm nach einiger Zeit auf einer kaufmännischen Geschäftsreise mit den Trümmern einer Schauspielerbande zusammen, welche sich gleichzeitig mit einer Gauklergesellschaft in einem kleinen Landstädtchen aufhält. Seine zwei eng verschwisterten Leidenschaften für das weibliche Geschlecht und für das

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 57.

Theater leben hier von Neuem auf. Die Charaktere, an welche sich diese Neigungen Wilhelms und mit ihr das weitere Interesse des Romans fesseln, sind Mignon und Philine. Philine — eine mit den liebenswürdigsten Farben geschilderte, zugleich gutherzige und unendlich leichtsinnige, verführerische, lockere, wollüstige Theaterblondine, so leichtfertig, daß sie kaum zum Theater taugt, und bei allem Leichtsinn so schlau und verfänglich, daß sie immer neue Liebhaber an der Nase herumführt; Mignon dagegen, ein schwarzäugiges, tief melancholisches Mädchen, aus seiner italienischen Heimath durch Unglück in das unwirthliche Deutschland verschlagen, statt in einem Palast zu wohnen, zu armseliger Tänzerei bei einer Gauklerbande verurtheilt, obwohl halberwachsen, noch immer in Knabencostüm: das sind die zwei Universitäten, an welchen Wilhelm Meister sich weiterbildet[1]. Die von ihrer Gauklerbande mißhandelte Mignon nimmt er als eine Art Pagen zu sich; halb um Philinens willen, halb aus Liebe zur dramatischen Poesie schließt er sich den Schauspielern an, ergänzt ihre Truppe und unternimmt die kühne Aufgabe, das liederliche Chor, dem es nur um Geld und Plaisir zu thun ist, zur Höhe classischer Kunstleistungen heranbilden zu wollen. Das geht aber nicht ab ohne neue Liebesabenteuer und Liebesscenen, die mit behaglicher Lüsternheit gezeichnet sind. Zwischen der Liebe zu den Weibern und jener zum Theater dreht sich der Roman in unberechenbaren Spiralen bis zum sechsten Buch. Einen gewissen romantischen Hauch erhält das liederliche Komödiantentreiben durch die Gestalt des alten Harfners, der allerlei geheimnißvolle Lieder singt und schließlich verrückt wird. Etwas ästhetischen Ballast dagegen bekommt das leichte Schiffchen durch eine eingehende Besprechung des „Hamlet“[2], mit dem Wilhelm sein dramaturgisches Hauptexperiment vornimmt. Nach der Aufführung geht es freilich wieder toll genug zu und Alles stürzt drunter und drüber.

[1] „Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philine erschien ihm das höchste Leben.“ — Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Göthe. II. 227.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 281 ff. Die Reden über den Unterschied zwischen Roman und Drama (S. 294), ein Echo der theoretischen Besprechungen mit Schiller, streifen eher die Oberfläche, als daß sie die eigentliche Hauptsache treffen. Daß Göthe den Charakter des Hamlet nicht einmal richtig auffaßte, hat schon A. W. v. Schlegel bemerkt (Über dramatische Kunst und Literatur. Heidelberg 1817. III. 148). Man wird fast versucht, von dieser Romanästhetik zu sagen, was Göthe den Serlo von den Leseproben sagen läßt: „Gewöhnlich ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler vom Studiren sprechen; es kommt mir ebenso vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.“

Jetzt nahm Göthe plötzlich die Erinnerungen des frommen Fräulein von Klettenberg[1] hervor und redigirte daraus die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", d. h. das Tagebuch einer Pietiſtin, welche, obwohl in der hohen Welt und ihren Verſuchungen lebend, durch Kränklichkeit früh auf ein inneres religiöſes Leben geführt wird, darüber eine nicht ungünſtige Partie verliert, ſich den Herrnhutern anſchließt, ohne ſich indeß deren Leitung völlig anheimzugeben, und ſich endlich als fromme Tante damit tröſtet, zum Wohlſein und Glücke ſchöner Nichten beizutragen. Dieſe Nichten hat Göthe hinzugedichtet, um ſeinem Wilhelm ſchließlich die richtige Ehehälfte zu verſorgen. Sonſt iſt das Bild der „ſchönen Seele" der Hauptſache nach ganz aus den Erlebniſſen und Mittheilungen ſeiner frühern frommen Freundin geſchöpft und mit ſorglicher Treue nach denſelben ausgeführt, in ſo andächtigem Tone, daß manche wohlmeinende Leute ſich wirklich davon täuſchen ließen[2] und die vernichtende Ironie nicht bemerkten, welche in der ganzen Anlage des biographiſchen Gemäldes und ſeiner Verbindung mit dem Roman liegt, indem Göthe zur Trägerin der chriſtlichen Ideen eine kränkliche alte Jungfer wählt, ihr ganzes Glaubensleben auf trügeriſche Empfindungen zurückführt und das geſammte religiöſe Leben in eine dumpfe, melancholiſche Spitalregion herabſetzt, während Wilhelm mit ſeinem Schauſpielerchor gerade in ſeinen ſittlichen Verirrungen erſtarkt, wächst und ſich bildet. Was Göthe ſelbſt von der Religion der ſchönen Seele hielt, hat er Schiller deutlich genug ausgedrückt, indem er ſagte, daß „das Ganze auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechslung des ſubjectiven und objectiven beruhe"[3].

Schiller meinte, damit ſei die Materie doch zu ſchnell abgethan:

„Denn mir däucht, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſei: daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſei. Ich finde in der

---

[1] Vgl. J. M. Lappenberg, Reliquien des Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg nebſt Erläuterungen. Hamburg 1849, und über die verſchiedenen Vorbilder dieſer pietiſtiſchen Epiſode: Göthe's Werke [Hempel]. XXI. 345—348.

[2] „Neulich erfuhr ich," ſchreibt Schiller (25. Juli 1796), „daß Stolberg und wer ſonſt noch bei ihm war, den Meiſter feierlich verbrannt habe, bis auf das ſechste Buch, welches er wie Arndts Paradiesgärtlein rettete und beſonders binden ließ. Er hält es in allem Ernſte für eine Empfehlung der Herrenhuterei und hat ſich ſehr daran erbaut." Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 159.

[3] Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 45.

christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem höchsten und edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses höchsten sind." [1]

Göthe versprach darauf, „die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche in einer folgenden Generation erscheinen zu lassen" [2]. Das geschah aber in sehr sonderbarer Weise.

Nachdem Wilhelm Meister in seiner ersten Bildungsschule — Schauspielerwirthschaft und Schauspielerliebschaft — so gut wie nichts gelernt, als an der eigentlichen künstlerischen Bedeutung des Theaters und seinem eigenen Beruf dazu zu verzweifeln, führt ihn Göthe in die zweite und höchste Bildungsschule hinüber — in die aristokratischen Kreise, welche mit der Schauspielerwirthschaft innerlich und äußerlich sehr ungesucht zusammenhängen: innerlich durch die unbeschreibliche Flachheit ihres Geisteslebens, äußerlich durch ihre Liebeshändel mit den Schauspielern und Schauspielerinnen.

„Der Baron," bemerkt Friedrich von Schlegel [3], „darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit einander weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adelichen sind, den Stand abgerechnet, den Schauspielern nur darin vorzuziehen, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Karikaturen der edelsten Malerei denken möchte. Es ist eine bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 67. [2] Ebds. I. 68.

[3] Sämmtliche Werke. Wien 1846. VIII. 107. Wenn er in einer anderen Recension (VIII. 135) von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" dennoch sagt, daß „dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und geschätzt" sei, ja (S. 139) sogar die Bedenken gegen die „Sittlichkeit" des Romans und gegen die „schlechte Gesellschaft" Wilhelms zu heben versucht, so that er das in einer Übergangsperiode, wo sich seine religiösen und sittlichen Anschauungen noch keineswegs völlig geklärt hatten. Für die „schlechte Gesellschaft" ist der Hinweis auf Fielding, Scarron, Le Sage, Alfarache, Lazarillo, Cervantes durchaus keine genügende Entschuldigung; zwischen der „einförmigen Feierlichkeit der Klopstock'schen Art und Ansicht der Dinge" und zwischen der Liederlichkeit im Meister aber liegt eben die richtige Mitte echter Kunst, welche, von Religion und Sittlichkeit getragen, weder in gemeinen Realismus versinkt, noch in trostlosen Nebelgestalten verduftet, sondern die ganze Fülle des Menschenlebens mit höheren Idealen verklärt und durchgeistigt.

haben etwas, was man Äther der Fröhlichkeit nennen könnte und was zu zart und fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiederholen dürfte."

Es handelt sich hier durchaus nicht um jenen Theil des Adels, der durch Religiosität, sittlichen Ernst, patriotische Gesinnung und standesgemäße Würde durch alle Jahrhunderte deutscher Geschichte sich als eine feste Stütze der heiligsten, ehrwürdigsten Volksgüter bewährt hat, sondern um jene erbärmliche Kleinaristokratie am Ende des vorigen Jahrhunderts, welche vom Adel nichts als den leeren Namen und Titel behalten hatte, an Seichtheit, Gemeinheit und Niedertracht mit der aufgeklärten französischen Noblesse unter Ludwig XV. wetteiferte, sie nachäffte, so gut sie konnte, und damit alle wahre deutsche Bildung untergrub. Dieser religions- und sittenlose Duodezadel galt Göthe als die eigentliche Blüthe der Menschheit, seine äußere Komödianten- und Scheinbildung als Bildung überhaupt. Nur hier konnte sein „Wilhelm" ein vollendeter Mensch werden.

An der Spitze dieses adeligen Kreises steht sehr charakteristischer Weise ein Wesen, für das es nicht einmal einen deutschen Namen gibt: nicht ein derber grobkörniger Apostat oder Ungläubiger, sondern der glatte, feinrafirte höfische Abbé des vorigen Jahrhunderts, der, ursprünglich im katholischen Glauben und in dessen großen weltumfassenden Ideen erzogen, im Kreise liederlicher Gräfinnen und Baronessen alle dogmatischen Härten und alle ernsteren Forderungen des Sittengesetzes abgestreift hat, und sich nun als Apostel des „geläuterten Christenthums" „echter Menschlichkeit" und „Liebe" an die Spitze des Fortschritts stellt. Das Modell dieser wichtigen Figur hatte Göthe unweit von Weimar gefunden. Dalberg hatte ihn ja selbst in das weimarische Regiment eingeführt, die weimarischen Größen der Reihe nach begünstigt, das Logenwesen in Thüringen zur Blüthe gebracht und durch Schrift, Wort und Einfluß in ganz Deutschland jene seichte Aufklärung gefördert, aus welcher der sogenannte deutsche Classicismus hervorgehen sollte.

Dem Freimaurer-Abbé zur Seite steht als andere Hauptfigur der „edle" Lothario, ein hoher, vornehmer Herr — könnte fast ein Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach sein. Ein „edler" Charakter — er hat schon früh ein Bauernmädchen verführt, einer leidenschaftlichen Schauspielerin das Herz gebrochen, sich wegen eines anderen galanten Abenteuers duellirt, eine Liebesgeschichte mit der „armen Lydie" durchgemacht, dabei wieder zwei andere Bräute in Sicht genommen und ist dabei immer „edler", eine Blüthe von männlicher Bildung geworden.

Dieses „edle" Paar nebst einem Freundeschor von gleichgesinnten Baronen, Grafen, Baronessen und Gräfinnen arbeiten nicht bloß nach einem ascetischen Systeme an ihrer eigenen Vervollkommnung, sondern getrauen sich auch, ihre Nebenmenschen zu erziehen. In das Archiv ihrer Freimaurerloge legt nicht bloß ein Jeder seine schönen Lebenserfahrungen nieder, sie controlliren sich auch, reißen sich gegenseitig aus der Patsche, wenn ihre sonderbaren Tugenden sie in eine solche bringen, und führen, indem sie die Bauern und Bürger für sich arbeiten lassen, die eigenen Einkünfte aber an Hunde, Gärten, Statuen, Gemälde, Bauten, Theater und Maitressen verschwenden, die Menschheit ihrer inneren Vollendung entgegen. Auf ein paar gebrochene Herzen und uneheliche Kinder rechts und links kommt's nicht an. Nachdem Jeder und Jede eine Anzahl Liebschaften bestanden, wird endlich geheirathet, und durch kluge Ökonomie ist nicht nur vorgesorgt, daß Niemand bankerott geht, sondern daß Jeder noch sein schönes Landgut erhält.

„Nette Menschen!" [1] könnte der niederländische Humorist sagen. — Aber wie gelingt es dem schlichten Bürgerlichen, zu diesem lichten Eldorado menschlichen Glückes und menschlicher Bildung emporzusteigen? Nichts leichter als das. Erstlich hat Wilhelm Meister ein so ansehnliches Vermögen, daß ihm, besonders nach dem Tode seines Vaters, den er unbetrauert „absocken" läßt, beständig Geld und Creditbriefe zur Verfügung stehen. Zweitens hat er schon als Komödiant, Poet und Vorleser — ganz wie Göthe in Weimar — Zutritt in jene seligen Regionen gefunden und nistet sich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, doch Schritt für Schritt darin ein.

Bei der „schönen Gräfin" kommt er als Vorleser zu Gnaden; dem edlen Baron Friedrich ist Philine noch vollständig gut genug, um mit ihr durchzubrennen, obwohl er weiß, daß sie soeben Wilhelm ganz zu eigen gewesen ist; in der leidenschaftlichen Schauspielerin Aurelie findet er eine unglückliche, halbwelke Geliebte des „edlen" Lothario. Sie sucht in ihm Ersatz für den Untreuen; aber er liebt sie nicht, läßt sie als sentimentaler „Freund" sitzen und sterben. Ein letzter Brief von ihr an Lothario führt Wilhelm auf das Schloß, wo die freimaurerische Adelsgemeinde ihren Sitz hat. Der Abbé übernimmt durch unsichtbare Überwachung die Leitung seiner weiteren Erziehung. Das Schauspieler-

[1] So lautet der Titel einer Novelle, in welcher der holländische Humorist Vitringa das moderne Klein-Culturleben meisterlich gezeichnet hat (Deventer 1879). „De deugd der ‚netheid' is de eenige, die op aarde haar loon vindt."

wesen wird ihm völlig verleidet. Er nimmt seinen förmlichen Abschied davon. Dabei wird unverhofft Marianne's Ruf gerettet. Sie hat sich nach Wilhelms Abreise nicht weiter mit Norberg eingelassen, sondern ist Wilhelm treu geblieben, aber bei ihrer Entbindung gestorben. Der Knabe Felix, den Wilhelm bei der Schauspielerin Aurelie fand, ist sein eigenes und Marianne's Kind. Wilhelm nimmt ihn und Mignon, die sich nicht von ihm trennen will, mit zu den adeligen Freunden, bei denen er fürder zu leben gedenkt, und hofft für den Knaben bald eine „Mutter" zu finden. Des verlotterten Schauspielertreibens und der Schauspielerinnen ist er so überdrüssig geworden, daß ihm die ganz und gar ökonomische Therese — die lebendige Verkörperung eines Haus- und Kochbuchs — jetzt als die wünschenswertheste Braut erscheint. Nachdem er ihr aber kaum seine Hand angetragen, bekommt er Lothario selbst zum Nebenbuhler, findet in der stillen, frommseligen und zugleich liebenswürdig weltlichen Natalie, der schöneren Nichte der „schönen Seele", ein noch anziehenderes Frauenideal und erreicht mit ihrer Hand das Höchste, was ein Mensch hienieden erlangen kann. Drei Herzen mußten allerdings brechen, um Wilhelm zu der Höhe von Bildung zu führen, die er in Natalie einfach heirathet: die Schauspielerin Marianne, die Schauspielerin Aurelie und das arme Kind Mignon. Denn mitten in all dem Wust von Liebeleien, dessen Zeuge es war, hat sich das unglückliche Ding ganz leidenschaftlich in Wilhelm verliebt, und da die Liebe nicht erwiedert wird, siecht es an Schwindsucht langsam dahin und stirbt endlich an einem Herzschlag. Es wird einbalsamirt und von dem Abbé unter allerlei Freimaurer-Hokus-Pokus bestattet. Durch einen Marchese, welcher auf Besuch erscheint, kommen an dem Sarkophag Mignons noch andere schöne Dinge heraus. Mignon ist eine Nichte des Marchese, eine Tochter seines Bruders Augustin, der, in den Mönchsstand gedrängt, das arme Geschöpf in sacrilegischem und blutschänderischem Umgang mit der eigenen Schwester Sperata gezeugt hat. Das gibt Anlaß, zum Schluß des Romans noch Cölibat, Ordensleben, Heiligenverehrung, Reliquienverehrung und Wallfahrten in die trübste und schauerlichste Beleuchtung zu rücken. Göthe ist hier fast der Concurrent seines „Schwagers", des berüchtigten Romanschmierers Vulpius, geworden. Durch einen Prädicanten nothdürftig vom Wahnsinn curirt, schneidet sich Bruder Augustin schließlich den Hals durch, weil er — durch einen bloßen Zufall, ganz unabsichtlich — den kleinen Felix vergiftet zu haben glaubt. Der kleine Felix hat aber das Opium gar nicht getrunken — und Wilhelm tritt somit glücklich, mit seinem unehelichen

Bübchen an der Haud, in den Stand der Ehe. Damit ist der höchste Grad moderner Bildung erreicht: liederlich, aber ja nicht zu liederlich leben und zu rechter Zeit dann heirathen und ein solider Philister werden. Nach allem Vorausgegangenen ist es allerdings schwer glaublich, daß die Geschichte hiermit ein Ende hat, und daß Natalie der letzte Frauencharakter ist, den Wilhelm praktisch studirt. Göthe schließt indeß seine „Pseudo-confession" hier ab.

So wunderlich darin die Charaktere, Erlebnisse und kleinen Abenteuer der zehn ersten Weimarer Jahre verschoben, phantastisch erweitert, künstlerisch ausgeschmückt und verklärt sind, gewährt sie doch ein recht treues Spiegelbild des inneren Lebens, das Göthe in jenem Zeitraum führte. Wie im Tasso, so hat er sich auch hier in mehrere Personen zerlegt, seine Ideen an sie vertheilt: der Hauptträger derselben bleibt indeß Wilhelm Meister, der poetisch angelegte Bürgerssohn, mit seiner unüberwindlichen Liebe zu den Weibern und zum Theater, mit seinem fast abergläubischen Schicksalsglauben, seinem bei aller Phantasterei noch praktischen, geschäftlichen Sinn, seiner stets gemäßigten Liederlichkeit, seiner servilen Hochschätzung des Adels und äußeren höfischen Scheinbildung, seinem vollständigen Mangel an Interesse für alles Große in Welt- und Menschenleben, seinem unendlichen Antheil an jeder Kleinigkeit des Nähtisches, des Frauenputzes und des weiblichen Herzens, seiner wunderlichen Mischung von empfindsamer Hingabe und herzlosem Egoismus, poetischer Träumerei und nüchternem Philisterthum [1].

Die Armseligkeit des poetischen Gehalts und des geschichtlichen Hintergrundes kam Göthe selbst zum vollen Bewußtsein, als ihn und die ganze civilisirte Welt fast 30 Jahre später die Romane Walter Scotts bezauberten. In Marienbad und Karlsbad war 1823 nur von Scott und Byron die Rede. Er nahm es den Leuten nicht übel, weil er es selbst empfand, wie nahe Walter Scott dem poetischen Geiste und der Gestaltungskraft Shakespeare's stand.

„Aber Scotts Zauber," fuhr er fort, „ruht auch auf der Herrlichkeit der drei brittischen Königreiche und der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit ihrer Geschichte, während in Deutschland sich nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber befindet, so daß ich im Wilhelm Meister den allerelendesten Stoff

[1] „Can it be for these things that Goethe is cried up? one asks in amaze, when one has read ‚Wilhelm Meister'." William Barry D. D. (Dublin Review. July 1885. p. 56).

habe wählen müssen, der sich nur denken läßt: herumziehendes Komödiantenvolk und armselige Landebelleute, nur um Bewegung in mein Gemälde zu bringen." [1]

Den tiefsten Mangel empfand er auch da noch nicht; es ist der Mangel eines Christenthums, das nicht in bloß sentimentaler „unsichtbarer Seelenfreundschaft" besteht, sondern mit seinen Lehren und Geboten, Sacramenten, Einrichtungen und Gebräuchen das ganze Menschenleben und dessen bunte Erscheinungswelt in eine höhere Sphäre emporrückt, ihm hehre, ideale Ziele gibt und das Schlechte und Niedrige siegreich überwindet.

„Das sich selbst überlassene Leben," sagt Eichendorff sehr schön [2], „wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Überirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch decorirte Evangelium der fünf Sinne, gleitet, bei seiner angebornen Schwere, nothwendig immer tiefer zum Realismus hinab, und wenn im Anfang des ‚Wilhelm Meister' der jugendliche Rausch des Lebens zuweilen anstößig geworden, so wird zuletzt der reflectirende Katzenjammer noch verletzender. Schiller sagt darüber mit der Pietät der Freundschaft: ‚Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen' [3], und anderswo noch unumwundener: ‚er sehe ihn am Ende in der menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen'." [4]

Bemerkenswerth ist, daß Göthe's gefeiertster Roman und mit ihm seine Romanweisheit und die Quintessenz der modernen Bildung schließlich genau auf denselben platten, prosaischen Materialismus hinausläuft, in welchem der berühmte Roman Voltaire's, Candide, seinen Abschluß findet.

„‚Ich weiß daher,' sagte Candidus, ‚wir müssen unsern Garten bebauen.' ‚Du hast Recht,' sagte Pangloß, ‚denn als der Mensch in den Garten von

[1] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 55.

[2] Der deutsche Roman. Paderborn 1866. S. 184.

[3] Schillers Werke [Hempel]. XV. 745. (Brief vom 8. Juli 1796.)

[4] Ebds. XV. 739. (Brief vom 3. Juli 1796). Das hat sogar dem Philosophen Eduard von Hartmann gedämmert, wenn er sagt: „So entspringt aus der Geschmacksmoral in ihrer Isolirung unausbleiblich Hohlheit und Leerheit der überschätzten Form; an Stelle echter Empfindungstiefe tritt ästhetische Anempfindung, und das Streben nach künstlerischer Lebensgestaltung schlägt in gleißnerische Schauspielerei um, welche zuletzt jede echte und wahre Sittlichkeit untergräbt. Denn der Schauspieler ist ja in der That der reinste Repräsentant der künstlerischen Selbstdarstellung ... Wilhelm Meister weiß dieß sehr wohl und drängt deßhalb immer zum Theater; die inneren Gründe, warum er sich von demselben entfernt, lassen hingegen an Klarheit zu wünschen übrig und heimlich bleibt er seiner alten Liebe doch sein Leben lang treu." Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin 1879. S. 156. Vgl. S 153 ff.

Eden verſetzt ward, wurde er dahin verſetzt, ut operaretur eum, damit er ihn bearbeitete. Das beweist, daß der Menſch nicht für die Ruhe geſchaffen iſt.' ‚Arbeiten ohne nachzubrüten,' ſagte Martin, ‚das iſt das einzige Mittel, um das Leben erträglich zu machen.'

„Die ganze kleine Geſellſchaft ging auf dieſen lobenswerthen Plan ein; Jeder gab ſich daran, ſeine Talente zu üben. Das kleine Grundſtück gab großen Ertrag. Kunegunde war in der That ſehr häßlich, aber ſie wurde eine gute Paſtetenbäckerin; Paquette ſtickte; die Alte ſorgte für das Leinenzeug. Es war keiner, der ſich nicht nützlich gemacht hätte, ſogar Bruder Giroflée; er wurde ein ſehr guter Schreiner und ſogar ein anſtändiger Menſch: und Pangloß ſagte bisweilen zu Candide: ‚Alle Ereigniſſe ſind in der beſten der möglichen Welten mit einander verknüpft; denn wäreſt Du nicht, um der Liebe zu Fräulein Kunegunde willen, mit gewaltigen Fußtritten in den H..... aus einem ſchönen Schloß gejagt worden, wäreſt Du nicht der Inquiſition in die Hände gefallen, hätteſt Du nicht Amerika zu Fuß durchpilgert, hätteſt Du dem Baron nicht einen Degenſtich verſetzt, hätteſt Du nicht alle Deine Schafe im Lande Eldorado verloren, ſo äßeſt Du hier nicht eingemachten Cedrat und Piſtazien.' ‚Gut geſagt,' erwiederte Candide, ‚aber wir müſſen unſern Garten bebauen.'" [1]

Wie Göthe in ſeinem Werther den Rouſſeau etwas verdeutſcht und verbeſſert hat, ſo ſind Kunegunde und Paquette hier zu der anmuthigeren Thereſe und Natalie aufgeputzt; aber die ökonomiſche Garten- und Hauswirthſchaft iſt ſchließlich dieſelbe. Auf falſche Bahnen geführt, verliert der jugendliche Geiſt nicht bloß das Flügelpferd der Phantaſie, die „Schafe im Lande Eldorado", die „Eſelinnen Sauls", ſondern auch jegliche Schwungkraft zum Hohen, Großen, Idealen.

„Du kommſt mir vor," ſo enden dieſe Lehrjahre, „wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand." [2]

Ein Königreich — d. h. ein ſentimentales Weib, ein uneheliches Kind, eine ökonomiſche Hauswirthſchaft, die Freundſchaft eines Freimaurer-Abbé und einiger verbummelter Ariſtokraten.

Daß Wilhelm Meiſter ſich durchweg in „ſchlechter Geſellſchaft" befinde, hat Göthe ſelbſt zugegeben, entſchuldigt es aber damit, daß der Roman ſonſt langweilig geworden wäre.

„Dadurch, daß ich die ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu ſagen hatte, darin niederzulegen, gewann

[1] Candide. Oeuvres de Voltaire. Paris, Lefèvre, 1817. XXVII. 265.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 570.

ich einen poetischen Körper und einen mannichfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte Niemand das Buch lesen mögen." [1]

Abweichend von Carlyle [2], welcher den „Meister" in den Händen aller Gebildeten wissen wollte, behauptete Göthe in späteren Jahren von diesem Werke, wie von seinen Werken überhaupt:

„Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." [3]

Was er eigentlich damit wollte, darüber hat er sich später widersprechend geäußert. Gelegentlich sagte er, der ganze Roman sei Mignons wegen geschrieben [4], Wilhelm selbst nur eine Bohnenstange, an welcher der zarte Epheu sich emporranke. Bei anderer Gelegenheit that er, als ob hinter dem Roman die größten Geheimnisse verborgen lägen: „Den anscheinenden Geringfügigkeiten des ‚Wilhelm Meister' liegt immer etwas Höheres zu Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Anderen mag das gezeichnete Leben als Leben genügen." [5] „Es gehört dieses Werk übrigens," sagte er ein andermal, „zu den incalculabelsten Productionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unseren Augen vorübergeht, wäre doch auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist." „Im Grunde," fügte er noch bei, „scheint das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichsten Ziele gelange." [6] Das tönt sehr artig, drückt

---

[1] Eckermann, Gespräche. I. 159.

[2] „Ich fühle mich," sagt er, „in Sachen meiner geistigen Entwicklung Göthe zu unendlichem Danke verpflichtet. Er war zuerst unter den Neuern den steinigen Pfad vor mir auf seine eigene Weise hinangeklettert. Durch ihn habe ich gelernt, meinen Skepticismus, meine seelenbeängstigenden Zweifel und das fürchterliche Ringen mit den geisttödtenden Koth-Götzen dieses Zeitalters zu überwinden. Seitdem hatte ich nichts mehr mit Puseyismus, Ritualismus und allen ähnlichen (!) Geistesverirrungen zu thun." Froude, Thomas Carlyle. London 1882. I. 288. Vgl. Allgem. Zeitung. 1885. Nr. 58. Beil.

[3] Eckermann, Gespräche. II. 23.

[4] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 9.

[5] Eckermann, Gespräche. I. 159. [6] Ebds. I. 135.

aber vielleicht den tiefsten und verderblichsten Irrthum aus, welcher dem ganzen Roman zu Grunde liegt, daß nämlich jene höhere Hand nicht die eines vernünftigen, heiligen und gerechten Wesens ist, sondern ein launenhaft unberechenbares Schicksal, das ganze Schaaren von Leuten — Marianne, Mignon, Augustin, Sperata, Aurelie — in's Unglück stürzt, nur um den willenlosesten, charakterlosesten Menschen durch eine Reihe nichtsnutziger Streiche zu einer seichten Weltklugheit heranzuschulen [1].

Daß die Moralität des ganzen Romans sehr zu wünschen übrig läßt, wird auch von solchen zugegeben, welche nicht gerade den strengsten Maßstab des christlichen Sittengesetzes daran anlegen. So schreibt z. B. Friedrich Vischer [2]:

„Wilhelm Meisters Lehrjahre, dieser Roman, der doch im Übrigen ein wunderbares Kunstwerk ist, Gestalt um Gestalt homerisch sonnenhell, ein Weltbild, ein breiter, wellenreicher, rauschender, durchsichtiger Strom des Lebens — dieser Roman ist der Nation fremd geblieben, wird ihr fremd bleiben: gar nicht bloß darum, weil er sich, obwohl bei dem Schauspielervölkchen gern verweilend und den Kaufmann nicht verachtend, doch wesentlich in der exclusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt und dadurch zu einer ins vorige Jahrhundert hinter die Revolution fallenden Specialität wird; gar nicht bloß darum, weil die Gesellschaft vom Thurm als Zopf daran hängt, nein, schon darum, weil hier nicht unsere, des protestantisch gebildeten Deutschlands Luft und Boden ist. Man muß kein Biedermeister sein, um sich zu fragen, ob denn das bei uns nur so selbstverständlich sei, daß ein achtzehnjähriger Ladenschwengel (— Immermanns Wort, wenn ich mich recht erinnere) glücklicher Vater wird. Nicht, daß ein Poet so etwas nicht solle bringen dürfen, aber dazu gehört dann noch etwas, ein Schlußact, enthaltend etwa, daß ihn der Alte, der es erfährt, wenigstens auf acht Tage bei Wasser und Brod einsperrt. Sera iuvenum Venus — Tacitus war doch kein Pietist, kein Moralzelot. Man könnte glauben, für den Dichter vorbringen zu dürfen, es folge doch eine Nemesis:

[1] „Sérénité, sécurité, domination de soi-même, claire intelligence des lois du monde et du but de l'existence, vollà le vrai bonheur, celui qui vous rend maître-ès-arts de la vie. Nous le payons cher la plupart du temps; il y a toujours quelque souvenir importun ou douloureux, quelque méprise fatale, quelque erreur homicide (!) au fond de ce bonheur. Le doux Wilhelm ne compte-t-il pas deux victimes dans sa vie d'apprentissage, la charmante et passionnée Marianne, la sensible et poétique Mignon? Et Goethe ne traîne-t-il pas après lui le souvenir de Frédérique Brion! (und Frau von Stein!!) Heureux cependant celui qui peut s'en tirer à aussi bon compts que Wilhelm et que Goethe!“ É. Montégut, Philosophie de W. Meister. Revue des Deux Mondes. T. 48. (1863.) p. 200. — Ein schöner Trost! Und eine noch schönere Moral!

[2] Kleine Beiträge zur Charakteristik Göthe's. Göthe-Jahrbuch. IV. 29. 30.

Wilhelms Verdacht auf Marianne und was daraus folgt, Mariannens Elend und Wilhelms Seelenleiden, sei Alles die natürliche Folge eines Verhältnisses, das nicht auf wahrem Vertrauen ruhen kann. Der Einwand ist ohne Halt, denn nirgends findet sich eine Spur davon, daß Wilhelm die Folgen in diesem Sinne sich zu Herzen nähme. Und bei Philine, muß man doch sagen, verweilt der Dichter mit mehr Behaglichkeit, als der genannte Zusammenhang verlangt. — Der Lothario wird von vorneherein als ein wahrer Spiegel von Mann hingestellt, während wir lange außer einigen gescheidten Reden nichts von ihm erfahren, als eine Reihe von Liebschaften nicht sehr ascetischer Art und nicht verlaufend ohne einen Act herber Untreue, bis erst gegen Ende des Mannes höherer Werth in seinen Ideen über Bodenentlastung und Staatsbürgerpflichten ans Licht tritt. Es ist eben doch eine verliebte, wollüstige, eine Weiber-Männer-Atmosphäre in diesem Roman, dicht und schwül genug, um Jedem, der nicht bereits eine hohe Reife des Denkens erreicht hat, den Himmel von Vernunft und von Ethos zu verhüllen, der trotzdem über dieser Dunstwelt sich aufthut und in Natalien so rein offen liegt."

Was nun diesen Himmel von Vernunft und von Ethos anbetrifft, so ist der Charakter Nataliens gewiß der reinste, schönste und anständigste, welcher in dem ganzen bunten Sittengemälde vorkommt. Sie ist als eine Art von protestantischer Heiligen gezeichnet, als ein Abbild ihrer Tante, der „schönen Seele" [1], christlich-gläubig, fromm, dem Gebet ergeben, wachsam auf ihr Herz, bestrebt, sich selbst zu vervollkommnen, sie ist dabei voll Sanftmuth, Milde, Geduld, Liebe und Barmherzigkeit. Anstatt den geräuschvollen Vergnügungen der Welt oder verlockenden Liebesabenteuern nachzugehen, lebt sie in stiller Zurückgezogenheit, hilft allen Armen, erzieht verlassene Mädchen, pflegt Kranke — das ist viel für eine so hohe Dame, die dabei Kunst und Literatur kennt und sich in den höchsten Kreisen mit Anmuth zu bewegen weiß wie eine geborene Fürstin.

Um indeß diese Heilige nicht allzu hoch zu verehren, ist wohl zu beachten, daß ihr alle guten Eigenschaften schon von Natur angeboren sind. „Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht." [2] Das hat schon ihr Onkel gesagt, und Göthe stellt das ebenfalls als unfehlbar hin. Die Erziehung brauchte nur ihre Neigungen zu befördern, und sie mußte ein vollendetes Muster jeder Tugend werden. Alles ist Natur, „schöne Natur". Sie selbst betrachtet ihr Vorbild, ihre Tante, als „schöne Natur".

---

[1] Wilhelm von Humboldt wollte von dieser „schönen Seele" nicht viel wissen; Göthe bat ihn deßhalb, „ihren Vettern und Nichten desto gewogener zu bleiben". Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 14. Vgl. S. 3. 4. 6. 20. 21.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 505.

„So sind Sie," spricht sie dankend zu Wilhelm, „billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche Andere, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und Andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er Andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe, und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein." [1]

Wie die guten Eigenschaften und Anlagen, so ist auch deren Ausbildung, ihre zarte Verfeinerung, jede Bildung überhaupt ein Werk der Natur. Das höchste Princip, nach dem sie ihre Mädchen erzieht, ist eine liebevolle Nachhilfe an die natürlichen Triebe und Neigungen. „Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem Wege irre gehen, sind mir lieber als Manche, die auf fremdem Wege recht wandeln." Eine Erbsünde kennt Natalie nicht. Verkehrte Leidenschaften, Neigung zur Sünde gibt es nicht. Einer göttlichen Gnade bedarf es nicht. Auf positive Religion gibt sie nichts. Obwohl in herrnhutischen Kreisen aufgewachsen, geht sie ihre eigenen Wege und verkehrt mit Gott nach ihrem separatistischen Gutdünken.

Während der Abbé, ihr Freund, und die Herren von der unsichtbaren Loge ihre Leute laufen und machen lassen, was sie wollen, stellt sie — in Ermanglung eines Papstes — selbst gewisse Gesetze auf und schärft sie den Kindern ein; denn, so sagt sie: „Wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann." [2]

Daß sie selbst zu ihrem unsichtbaren Freund nicht schon zehn sichtbare erhalten hat, daran ist nicht ihr Wille und ihre Freiheit oder gar übernatürliche Gnade Schuld, sondern lediglich die Neigung ihrer schönen Natur. Sie hat bis jetzt „nie oder immer" geliebt. Jetzt kommt der erste beste bürgerliche Abenteurer auf's Schloß — sie weiß, daß er sich bis jetzt nur auf dem Theater und in Liebeshändeln herumgetrieben, daß Marianne, Aurelie, Mignon die Opfer seines Egoismus geworden sind; sie verpflegt Mignon in ihren letzten Tagen und hat den unehelichen Knaben Felix vor sich. Und in ein solches Subject verliebt sich die „schöne Seele" ohne Weiteres und heirathet dasselbe, nachdem Lothario beschlossen hat, ihre Freundin Thereſe zu nehmen. Es ist zum Wenigsten eine höchst wunderliche Heilige.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 488. [2] Ebdſ. S. 494.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß Göthe diesen — wenigstens einigermaßen religiösen — Charakter nicht nur als den Höhepunkt geistiger Bildung, als das „reine" und geläuterte Christenthum hinstellt, sondern ihm auch eine Art versöhnender und erlösender Kraft beimißt. Alle Sünden und Verirrungen des jungen Mannes werden damit gut gemacht, daß er schließlich diese „Heilige" heirathet — ähnlich wie im Faust Gretchens Buße hinreicht, um den liederlichen und unbußfertigen Faust zu entsühnen. Göthe bringt hierin der Religion einigermaßen eine Huldigung, indem er sie wenigstens als eine liebenswürdige Aussteuer für das Gemüthsleben des Weibes anerkennt. Aber diese Huldigung ist schließlich doch vom zweideutigsten und werthlosesten Charakter. Alle diese Religiosität besteht ja nach seinem eigenen Ausspruch auf einer „liebenswürdigen Täuschung", auf einer „Verwechslung von Subject und Object" — und so bleibt als reeller Grund derselben nur das zarte Gefühlsleben des Weibes, das Weib selbst:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan." [1]

Indem er an Stelle des Erlösers ganz allgemein das Weib setzte, hat er allen Damen ein gar artiges Compliment gemacht, das von tausend Evastöchtern dankbar angenommen wurde; er selbst aber sah sich weder nach einer solchen Natalie, noch nach einem solchen Läuterungsproceß um. Christiane Vulpius war eine gute Haushälterin und Köchin, aber nichts weniger als eine „schöne Seele".

Was die künstlerische Anlage des Romans betrifft, so verbindet sich innere und äußere Einheit mit einer bunten Fülle von Charakteren, Situationen, anziehenden Gesprächen, geistreichen Bemerkungen, naturwahrer Schilderung. Was aus einem solchen Stoff und aus einem solchen Helden zu machen war, das hat Göthe daraus gemacht. Er hat dieses auf- und abgeklärte Bürgerthum so anziehend, so schön, so echt künstlerisch aufgefaßt, beschrieben und verklärt, wie es keinem Zweiten nach ihm gelungen. Alle seine Gestalten leben. Das Kleinste und Unbedeutendste wird interessant. Durch die „schöne Seele" und Natalie ist eine Art religiöser Weihe über die leichtfertigste Alltagsprosa ausgebreitet. Der Zauber echter, tiefer Poesie aber ruht auf den Gestalten Mignons und des Harfners, jenem träumerischen Bilde lieblicher, unschuldsvoller Kindlichkeit, diesem düsteren Bilde geheimnißvollen, unergründlichen Leidens.

[1] Seinem Freunde Riemer gestand Göthe einmal: „daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes concipire. Wie ein Mann sey, das wisse er gar nicht." Riemer, Mittheilungen. II. 713.

Schon Mignons sehnsuchtsvolles Lied führt uns hinaus aus dem dumpfen Theaterqualm, aus der Kaufmannsstube, aus der vornehmen Langweile des deutschen Landschlosses in das alte Heimathland der Kunst, in das sonnige, katholische Italien. Es dämmert dem Dichter etwas von der Herrlichkeit, mit welcher das Glaubensleben der Kirche dort Kunst, Natur und Volksleben verklärt. Doch er wagt nicht, tiefer zu dringen. Selbstmörderisch gibt er die zwei schönsten Gestalten seiner Dichtung der Schmach und dem Verderben preis, um sein glaubensloses und liebeleeres Philisterthum damit zu füttern.

Die Hauptfehler des Romans rühren von dem Stoffe her, oder besser gesagt, von dem engen, kleinlichen Kreise, den der Dichter sich selbst und seiner Dichtung gezogen. Ein äußeres Leben ohne politischen, geschichtlichen Hintergrund, ein inneres Leben ohne eine feste, geoffenbarte Religion — was ist das? Außer der nüchternen Alltagsprosa bleibt dann nichts als Rauch und Nebel. Statt in Handlungen spielt sich, wie Göthe selbst fühlte, der Roman in „Gesinnungen" ab, und da die „Gesinnungen" selbst keinen Halt, kein sicheres Ziel, keine ewigen Gesetze mehr haben, so weiß der Dichter selbst zuletzt nicht mehr, was er mit seinem butterweichen Helden anfangen soll — — er schreibt an Schiller hin und her und fordert ihn zuletzt auf, „mit ein paar kecken Pinselstrichen das Mangelnde zu ersetzen. Wenn dieß Schillern auch schmeicheln konnte, so mußte es ihm doch beim Nachdenken eigen erscheinen, mit welcher Gleichgiltigkeit Göthe seine Arbeiten und mit ihnen das Publikum tractirte, dem er sie darbot." [1]

„Daß Wilhelm Meisters Lehrjahre," sagt W. Scherer [2], „gegen den Schluß hin von der Höhe der ersten Bücher herabsinken, haben schon Viele bemerkt. Die Wanderjahre nehmen dann einen ganz andern Charakter an und ihre Redaction ist so oberflächlich besorgt worden, daß nothwendige Glieder der Erzählung, die in der ersten Auflage vorhanden waren, in der zweiten Bearbeitung wegblieben." Diese Erscheinung weist genau auf denselben Grund hin. Die Welt des Dichters hatte keine festen Gesetze, keine bestimmten Pole, keinen Mittelpunkt. Alles könnte nach Belieben anders gelebt und anders geschrieben werden. Alles ist ein bloßes Spiel, das die Natur mit ihren großen Kindern treibt.

[1] Gervinus, Nationalliteratur. V. 470.
[2] Göthe-Jahrbuch VI. 231.

13. Hermann und Dorothea.

1796. 1797.

„Hermann und Dorothea ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil lesen."

Göthe an Eckermann. 1825.

„Das Kleine wird so zu Ehren gebracht. Die Kleinstädterei, sonst von uns der Ironie preisgegeben, ist durch die Magie des Poeten zum universellen Reflex des Lebens selber geworden."

Karl Rosenkranz, Göthe 346.

Durch die glückliche Vollendung des Wilhelm Meister machte Göthe einen großen Gewinn. Er fühlte nun wieder Muth, Freude, schöpferischen Drang. Kaum war der Roman abgeschlossen, so fing er Mitte September 1796 ein größeres episches Gedicht an. Die Ader floß. Neun Tage lang blieb er standhaft an der Arbeit, jeden Tag kamen etwa 150 Hexameter zu Stande. Stoff und Plan verrieth er einstweilen nicht; aber am 18. October waren drei Gesänge schon durchgearbeitet, ein vierter angefangen. Die ersten vier Gesänge schätzte er auf 1400 Verse, das Ganze auf 2000. Nach seiner alten Gewohnheit setzte er dann aber die Arbeit nicht in einem Zuge durch, sondern kam wieder auf den Anfang zurück, arbeitete die ersten drei Gesänge abermals um und ließ sie neu abschreiben. Eine Menge anderer Arbeiten und Geschäfte traten dazwischen.

Ein Angriff auf die „Moralität" seiner römischen Elegien, den die Xenien veranlaßt hatten, ging ihm ernstlich zu Herzen. Er glaubte in seinem neuen Gedichte die beste Rechtfertigung zu finden. Anstatt es aber rasch zu vollenden, wollte er es vorläufig nur in einer Elegie ankündigen, worin er so weit ging, jede Rücksicht der Kunst auf Religion und Sitte geradezu als „Heuchelei" zu brandmarken:

„Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?

Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?" [1]

Schiller war über die Elegie „Hermann und Dorothea" ganz entzückt, widerrieth aber die sofortige Veröffentlichung, weil die Gemüther in Folge der Xenien noch zu verhärtet seien. Wie immer, wurde die weitere Fortsetzung des Gedichtes durch eine Menge anderer Geschäfte und Arbeiten aufgehalten. Göthe übersetzte an einem Schriftchen der Frau von Staël und an Cellini, studirte Diderot, machte optische Experimente, trieb Fisch- und Wurm-Anatomie. Während er in der Weihnachtszeit den Herzog nach Leipzig begleitete, schematisirte er indeß wenigstens den Schluß des Gedichtes, und verkaufte es dann, noch bevor es weiter gediehen war, für „tausend Thaler in Gold" an den Buchhändler Friedrich Vieweg [2]. Mitte Februar 1797 gelangten die ersten drei Gesänge zur Begutachtung an Schiller und Wilhelm v. Humboldt, am 1. März war auch der vierte in Ordnung, am 4. März konnte er Schiller melden: „Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben, und ist er erst nur einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprung zuneigt." [3] Noch vor Ende des Monats konnte er Knebel ankündigen, daß es „beinahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet sei" [4]. Anfangs April hielt er noch ein genaues prosodisches Gericht darüber, wozu Wilhelm v. Humboldt zugezogen wurde. Am 11. April wurden die ersten vier Gesänge Böttiger übergeben, damit er sie durchsehe und vorlese, am 17. wanderten sie in die Druckerei [5]. Die weitere Durchfeilung der übrigen Gesänge veranlaßten zwischen Göthe und Schiller sehr interessante Verhandlungen über den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie, über die Einheit und andere Eigenthümlichkeiten der beiden Dichtungsarten [6]. Beide Dichter griffen bei dieser Gelegenheit zu dem Lehrmeister der gesammten alten

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 54.

[2] An Böttiger, durch den die Sache ging, schrieb Göthe kurz und gut: „Für das epische Gedicht Hermann und Dorothea fordere ich eintausend Thaler in Gold." Böttiger, Literarische Zustände II. 142.

[3] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 233.

[4] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 145.

[5] Böttiger, Liter. Zustände. I. 70—80. Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 29 ff. 45 ff.

[6] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 241 ff.

Schule, jenem Aristoteles, über dessen Theorien sie sich als junge Genies einst so unendlich erhaben gefühlt hatten. Beide fanden ihn jetzt überaus vernünftig, praktisch, selbst anregend.

„Ich habe," schrieb Göthe[1], „die Dichtkunst des Aristoteles wieder mit dem größten Vergnügen durchgelesen, es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung. Es ist sehr merkwürdig wie sich Aristoteles bloß an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meistens desto solider auftritt. So war es mir auch sehr erquickend zu lesen, mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Krittler in Schutz nimmt, immer nur aufs wesentliche dringt und in allem andern so lax ist, daß ich mich an mehr als einer Stelle verwundert habe. Dafür ist aber auch seine ganze Ansicht der Dichtkunst und der besonders von ihm begünstigten Theile so belebend, daß ich ihn nächstens wieder vornehmen werde."

So der Epiker Göthe; der Dramatiker Schiller erwiederte[2]:

„Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht bloß mit ihm, sondern auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht oft, daß man nach Lesung eines so nüchternen Kopfs und kalten Gesetzgebers den innern Frieden nicht verliert. Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen als um alle äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat: auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie."

Obwohl Göthe gerade in dem Punkte, worauf es ihm ankam — nämlich über die Anwendung des retardirenden Momentes in der epischen Dichtung — nicht den Aufschluß zu finden glaubte, den er im Sinne hatte, trug das aristotelische Studium doch für beide Dichter die günstigsten Früchte. Sie kamen beide aus dem Wirrwarr ihrer eigenen Theorien auf die einfachen, klaren und bestimmten Kunstregeln der Alten zurück und fanden daran die trefflichsten Leitsterne für ihr weiteres Schaffen.

Am 28. April schon konnte Göthe seinem Freunde Heinrich Meyer den Abschluß der Dichtung melden[3]:

---

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 248. [2] Ebds. 250.

[3] Riemer, Mittheilungen. II. 585. — Briefe von und an Göthe. S. 51.

„Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus 2000 Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe daran wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden und es kommt hauptsächlich noch darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahre ächte Menschenproportion und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich: ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet, wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden als man denkt, deßwegen auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreis bewegen.

„Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August (1796), und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in diesen letzten Zeiten, bei Gelegenheit der Vossischen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte zu entscheiden gesucht."

Für die Ausfeilung des Schlusses nahm sich Göthe noch geraume Zeit. Erst am 3. Juni bekam Schiller den letzten Gesang „Urania" zu lesen. Doch war der Dichter jetzt seiner Sache sicher und bat um umgehende Zurücksendung, um das Manuscript in die Druckerei befördern zu können.

Daß die Anregung zu der Dichtung von Vossens Luise ausging, hat Göthe selbst mehrfach bezeugt.

„Ich bin mich noch recht gut des Enthusiasmus bewußt," schreibt er an Schiller[1], „mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas, so daß ich einen großen Theil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabei befunden, denn diese Freude ist am Ende doch productiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt und wer weiß was noch daraus entstehen kann."

Dieses Geständniß zeigt deutlich genug, daß Göthe die Luise nicht, gleich manchen neueren Kritikern, als eine unendlich tiefer stehende, fast armselige Leistung betrachtete, an der höchstens abzusehen gewesen wäre, wie man es nicht machen dürfe. Die Dichtung hat ihn, bei all ihren

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 43.

Fehlern, wirklich begeistert, sie hat ihn angeregt, etwas Ähnliches zu versuchen, sie hat ihm als positive Vorlage gedient. Während Göthe's Homer-Verehrung bis dahin ganz unfruchtbar geblieben war, hat der viel grobkörnigere und hölzerne Voß das ganz unbestreitbare Verdienst, durch die Luise aus einem bloßen Homer-Übersetzer ein recht leidlicher Homer-Nachbildner geworden zu sein: kein Nachbildner der Ilias noch der Wunderwelt, der Kämpfe und Wanderschaften des schlauen Odysseus, aber ein ganz gemüthlicher Nachbildner des patriarchalischen Kleinlebens, wie es in einzelnen Stellen der Odyssee geschildert wird. Da ihm keine Helden zu Gebote standen, ein bloß weltliches Landleben aber gar zu sehr alles geistigen Gehaltes zu entbehren schien, erkor er zum Hauptträger seiner Handlung den glücklichsten aller Sterblichen, den protestantischen Landgeistlichen, der als Landwirth das gesammte Reich der Bukolik, als Bräutigam das poetische Reich irdischer Minne und als Seelenhirt und Gottesgelehrter endlich auch das himmlische bis zu einem gewissen Grade beherrscht. Schlafrock und Kaffeekanne wurden dadurch in eine religiöse Sphäre emporgehoben, die Brautfahrt aber bot eine allen Leuten willkommene Theilung dar: erste Bekanntschaft, Besuch, Hochzeit. Die Ausmalung des so durch Religion und bräutliche Liebe verklärten Kleinlebens ist überaus gewissenhaft, realistisch, wahr, ganz nach der Natur gezeichnet, sinkt wie diese zur lächerlichen Plattheit herab, erhebt sich aber auch wie diese zu höchst anmuthigen, wirklich poetischen Scenen und Bildern und spiegelt die ganze patriarchalische Gemüthlichkeit des norddeutschen Landlebens wieder, an welchem der schulmeisterliche Homeride sich von seinem harten Tagewerk des Hexameterschmiedens erholte. Mit den seraphischen Versen Klopstocks hätte Göthe nichts anfangen können; den Hexameter, wie er ihn allenfalls verwenden konnte, hat ihm Voß geliefert; er bedurfte bloß noch der Politur. Mit der äußeren Anregung war also in der Luise auch die ungefähre Form, die Schablone, das Genre und selbst auch der Geist der neuen Dichtung gegeben. Die Fehler der Vorlage waren in die Augen springend und leicht aufzubessern: Mangel an spannender Handlung, Mangel an bestimmter, scharfer Charakteristik, Überwiegen des beschreibenden Elementes, allzu platter Realismus, holperige Form. Da war nicht schwer nachzuhelfen, besonders für Göthe.

Als Stoff der Handlung zog er dießmal nicht etwas halb oder ganz Selbsterlebtes herbei, sondern eine Anekdote, die er zufällig traf und die ihn ansprach. Er hat sie unzweifelhaft sehr überschätzt. Aus hundert dergleichen kleinen Dorfgeschichtchen hätte sich ein ebenso artiges Genrebild

malen lassen. In einer 1732 zu Leipzig erschienenen Flugschrift „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten" wird die Geschichte folgendermaßen erzählt:

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Stättgen passirten, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen, erkundiget sich daher bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm der Vater nur solche zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gern wissen will, wer sie sey, sagt er, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm und wo er ihm diese nicht lassen wolle, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausrathen, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zur Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr ganz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagte: ja, gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentirt. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von der Sache wissend, meint, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlanget, und wenn er sie haben wolle, so gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn solte, so wäre sie es ganz wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschatz geben, wormit sie ihm ein Beutelgen überreicht, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

In dieser schlichten, gemüthlichen Volksanekdote lag nicht nur der schönste Rahmen zur Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Wesens,

ſondern auch der Kern eines kleinſtädtiſchen Romans, eine Liebesgeſchichte, welche in ihrer volksthümlichen harmloſen Naivetät jeden ſtrengen Sittenrichter verſtummen machen mußte. Die „erſte Liebe" ward hier ein Werk der Barmherzigkeit, die friedliche Löſung aller politiſchen und ſocialen Schwierigkeiten. Das Geſchichtchen war auch eine ſehr treffende Antwort auf die Prüderie der vornehmen Weimarer Damen, welche Göthe's Verhältniß zu Chriſtiane nicht deßhalb verurtheilten, weil die religiöſen und bürgerlichen Formalitäten fehlten, ſondern bloß weil Chriſtiane gleich jener Salzburgerin eine arme bürgerliche Maus war — ein „armes Geſchöpf", wie Göthe ſie ſelbſt genannt hatte. Die „Mésalliance" kam durch das Geſchichtchen in ein ſo rührend ſchönes Licht, daß die hohen Damen dem „edeln" Hermann entſchieden Recht geben mußten. Auch nach anderer Seite entſprach der Stoff Göthe's ſubjectiver Stimmung und Anſchauung. Das häusliche Kleinleben war es ſchließlich, in das er ſich vor den großen Zeitereigniſſen, den literariſchen Fehden und der ermüdenden Zerſplitterung des Hof- und Geſchäftslebens wie in einen ſtillen Friedenshafen zurückzog. Da wurde ihm behaglich, ſogar luſtig, während die Schreckniſſe der franzöſiſchen Revolution die geſammte Ordnung Europa's zertrümmerten und ſchon Deutſchland in den Kreis ihrer Wirkungen gezogen hatten.

„Daß Göthe die Welt luſtig anſieht," ſchrieb Frau von Stein um dieſe Zeit, „macht, weil dieſe Seite ſeines Verſtandes die klarſte iſt; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beſchaffenheit ſei, daß ſie keine Philoſophen je verbeſſern werden, und da er ſich ſelbſt, wie billig, auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders ſein kann, und je mehr ihn dieſe Dinge ſonſt gequält und er ſie durchdacht, hat er ſich gemüthlich zur Ruhe geſetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Geſundheit und mehr Fleiſch im Topf als der arme Rouſſeau, um ſich gute Bouillons kochen zu laſſen." [1]

Weder im „Großkophta", noch im „Bürgergeneral", noch in den „Aufgeregten", noch in den „Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten" hatte es ihm gelingen wollen, die unangenehmen Eindrücke der franzöſiſchen Revolution ganz zu überwinden; immer ſpielten die religiös-politiſchen Fäden hinein, die er nicht loszuwerden vermochte. Jetzt gelang ihm dieß. Er rückte die Heirathsgeſchichte der Salzburgerin in den Vordergrund, die unangenehmen Wirkungen der franzöſiſchen Revolution in den nicht allzu grellen, ſanft abdunkelnden Hintergrund, und proclamirte zum Schluß, im ſchroffen Gegenſatz zu ſeinem ganzen bisherigen Dichten und Treiben,

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 67.

die Rückkehr zur christlichen und gesetzlichen Ordnung und die mannhafte Vertheidigung derselben als die einzige wahre Lösung der gewaltigen Zeitfragen:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur versorget das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens." [1]

An den Einfluß Homers auf die Dichtung erinnert außer dem mit mustergiltiger Schönheit durchgeführten Hexameter die classische Ruhe, Einfachheit und Natürlichkeit der ganzen Erzählung, der naiv gemüthliche Ton, die schlichte, wahre und doch nie platte Charakteristik, die ungesuchte, einfach schöne Vertheilung des poetischen Schmucks [2]. Das schlichte deutsche Bürgerleben ist nicht weniger fein und künstlerisch idealisirt, als das Leben der Urschweiz in Schillers Wilhelm Tell. Volksgeist und Volksleben sind mit voller Wahrheit und Harmonie zur Erscheinung gebracht, ohne die störenden realistischen Elemente, welche das Schöne des Bildes trüben oder vermindern würden. Alles Unwahre, alles Übertriebene ist vermieden. Das einfache Genrebild hat sich zum vollendeten Kunstwerk gefaltet [3]. Mit Recht mochte der Dichter den neun Gesängen die Namen der neun Musen zur Aufschrift geben; der Geist hellenischer Kunst lebt wirklich darin und hat sich darin auf's Glücklichste mit deutschem Volksgeiste verbunden. Dennoch können wir nicht in das begeisterte Loblied derjenigen einstimmen, welche in dieser Dichtung das

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 125.

[2] Wenn W. v. Biedermann glaubt (Göthe-Jahrb. I. 21), Göthe verdanke es Lessings „Laokoon", „daß er z. B. in ‚Hermann und Dorothea' jene Gesetze genau befolgen konnte, denen Homer unbewußt gehorchte", so ist das eine jener unbeweisbaren Einfluß-Spürereien, von denen unsere moderne Classiker-Philologie strotzt. Göthe brauchte solche Krücken denn doch nicht, wo Homer und Voß ihm höchst einfach den Weg zeigten.

[3] „Dieses Idyll," sagt Fr. Vischer, „ist unbestritten Göthe's vollendetste größere Composition, fertig, rund, ganz." Göthe-Jahrb. IV. 22.

Höchſte erblicken, was deutſcher Dichtergeiſt in neuerer Zeit geleiſtet hat und leiſten konnte[1].

Die kunſttheoretiſchen Verhandlungen Göthe's mit Schiller und anderweitige Projecte Göthe's weiſen uns von ſelbſt darauf hin, daß Göthe den Beruf und Drang in ſich fühlte, ein deutſcher Homer zu werden, d. h. das geſammte deutſche Leben nach allen ſeinen Seiten hin in einer großen epiſchen Dichtung zur Darſtellung zu bringen. Dieſer Plan iſt vollſtändig mißglückt und geſcheitert. Göthe fand vor lauter Stoff den Stoff nicht, weil er vor dem Großen floh und ſein Geiſtesleben in kleinliche Verhältniſſe einſpann. Statt eines großen Volks- oder Kunſtepos, wozu er wie kein Zweiter veranlagt geweſen wäre, hat er uns nur ein liebliches Idyll geſchenkt, das uns die liebe deutſche Kleinſtädterei zwar in freundlichſtem Lichte erſcheinen läßt, aber das nie und nimmer die deutſche Jugend aus der philiſtröſen Enge eines kleinlichen Daſeins zu großen, tiefen, wahrhaft veredelnden Idealen emporheben kann.

Jeder wird ſich in dem herzigen kleinen Städtchen zu Hauſe fühlen, das Göthe mit unvergleichlicher Wahrheit gezeichnet hat, obwohl es den Kleinforſchern nicht gelungen iſt, herauszubringen, welches Städtchen am Rhein Göthe eigentlich vor Augen gehabt hat. Er hat eben nicht eines oder das andere, ſondern das deutſche Kleinſtädtchen ſchildern wollen, wie Gretchen im Fauſt nicht dieſes oder jenes Mädchen iſt, ſondern das naive deutſche Mädchen überhaupt. Jeder findet in dem Städtchen ſein Städtchen wieder. Göthe geht nirgends über das hinaus, was dem Beſchränkteſten bekannt und theuer iſt; er macht es ihm noch lieber und theurer, ſo ſchön, daß auch der feinſte Künſtler ſich dem Reize der Darſtellung nicht entziehen kann und der Idealiſt ſich verſucht fühlt, Könige und Völker, Päpſte und Religionen, Weltgeſchichte und Weltgericht, Himmel und Hölle zu vergeſſen, um beim Wirth zum goldenen Löwen friedlich ein Schöpplein zu trinken, ein Glas dreiundachtziger Rheinwein! Was kann man eigentlich Beſſeres thun in trüben Zeiten? Iſt das nicht geſcheiter als alle hiſtoriſch-politiſche Betrachtung und alle poetiſche

[1] Für die Beurtheilung der Dichtung vgl. W. v. Humboldt, Äſthetiſche Verſuche. I. Bd. Über Göthe's Hermann und Dorothea. Braunſchweig 1799. — A. W. Schlegel, Hermann und Dorothea. Allgem. Lit.-Ztg. 1797. Nr. 393—396. Krit. Schriften, 1828. I. 34—73. — G. Th. Becker, Göthe's Hermann und Dorothea. Halle 1852. — Bratranek, F. Th., Äſthetiſche Studien. Wien 1853. I. (Erläuterungen zu Herm. und Dor. S. 1—55). — Göthe-Jahrbuch III. 148 ff. VI. 295 ff. — Bratranek, F. Th., Göthe-Humboldt Briefwechſel. Leipzig. 1876. S. 16 ff. 32 ff. 45. 172. 254. — Friedr. Viſcher, Göthe-Jahrbuch. IV. 19—23.

Träumerei? Auch davon bekommen wir ja schließlich etwas mit, so weit es ein Jeder haben und vertragen kann. Denn Pfarrer, Wirth und Apotheker sind schließlich für das Städtchen, was Papst, Kaiser und Universitäten für die große Welt, und sie politisiren und philosophiren so, daß auch der gemeine Mann sie verstehen kann. Auch an Poesie soll es nicht fehlen, d. h. an jenen Lieblingsstoffen, welche das Gemüth eines redlichen Bürgers am ehesten rühren — Unglück — und Liebe. Ein Zug armer Leute, welche der Krieg vertrieben, naht der Stadt. Ihr Unglück ist so wahr, so herzlich geschildert — es muß Jedem zu Herzen gehen, der ein Herz hat. Durch die ganze übrige Dichtung sind häusliches Glück und Unglück so treffend neben einander gestellt, daß der Arme dem Dichter für sein Mitleid dankt und der Reiche die Börse öffnet, um dem Armen zu helfen. Göthe zeigt da sein, bei aller Sinnlichkeit und bei allem seinem Egoismus, doch gutes, weiches, gemüthliches Herz, dem das Unglück armer Leute wirklich nahe geht.

Nachdem der Dichter sich so recht tief in's deutsche Herz gesetzt, ernst, moralisch, gemüthreich — selbst der „edle, verständige Pfarrherr" ist dießmal dabei und garantirt gegen jede Gefahr sinnenbestrickender Lectüre —, spinnt er nun unvermerkt sein altes Lieblingsthema an — einen kleinen Liebesroman, wie von Göthe nie anders zu erwarten steht. Denn was immer die Kritiker über das Gedicht geschrieben haben mögen, es ist weder ein Epos noch ein Idyll im Sinne der Alten, sondern — ein kleiner moderner bürgerlicher Roman in antikem Versmaß. Man führe ihn nur etwas in Prosa aus und man hat eine allerliebste Musternovelle — das Vorbild zu zahllosen kleinstädtischen Liebesgeschichten, die denn auch dem deutschen Volk nicht erspart geblieben sind. Das Studium des Aristoteles erwies sich deßhalb für diese Dichtung unfruchtbar. „Freilich über das epische Gedicht findet man gar keinen Aufschluß in dem Sinne wie wir ihn wünschen", schrieb Göthe an Schiller. Und er hatte ganz Recht. Während der Roman im großen Stil, gleich dem Epos, das „retardirende Moment" nicht nur zuläßt, sondern geradezu heischt, strebt die moderne Novelle und Novellette, der Klein-Roman, mehr gleich dem Drama in raschem Fortschritt dem Schlusse zu. Bei der Liebesnovelle ruht allerdings die Verwicklung und mit ihr das Interesse wesentlich auf den Hindernissen, welche der Liebe bereitet werden, also auf „retardirenden Momenten". Diese dürfen indeß nicht breit ausgesponnen werden, wie es das Epos liebt, sondern müssen in lebendigem, spannendem Fortschritt der Lösung entgegeneilen. Deßhalb fehlen in „Hermann und Dorothea"

zwar die „retardirenden Momente" nicht, aber es geht doch munter auf die Heirath los. Vater und Mutter, Pfarrer und Apotheker, der fremde Richter und die armen Kindlein, die Wöchnerin und Dorothea, die Vertreibung der Emigranten und die französische Revolution vereinigen sich, um die brave deutsche Braut dem wackern deutschen Bräutigam nach kurzer Spannung in die Arme zu führen.

Der schüchterne Hermann, ein guter Junge, aber fast etwas blöde und linkisch, will nur darum nicht heirathen, weil er bis jetzt unter dem standesgemäßen überbildeten Weibervolk des Städtchens keine wahre Liebe gefunden. Aber an Liebesfähigkeit und Lust zu lieben fehlt es ihm nicht; sobald er nur die Rechte sieht, ist er verliebt, sterbensverliebter als nur Einer. Die ganze Verwicklung, der ganze Faden, das ganze Interesse der Dichtung ruht auf Hermanns Liebe zu Dorothea: wie der erste Keim der Liebe in seinem Herzen sich entwickelt, im Kampfe mit der väterlichen Autorität wächst und fast zur Verzweiflung drängt, durch den Rath der Mutter sich sanfter entfaltet, durch die Hilfe der Freunde dem erwünschten Ziele näher gebracht wird und endlich, durch Kampf und inneres Leiden geläutert, den Widerstand des Vaters besiegt. Zum Ziele gelangt, klingt die sanfte Liebesnovelle Hermanns keineswegs in ein leidenschaftliches Hochzeitslied aus, wie es Voß in seiner Luise zum Klaviere singen läßt, sondern in ernste, würdige und weihevolle Accorde. Hermanns Liebe wird durch die Zeitverhältnisse auch für die Zukunft in die Feuerprobe versetzt, durch edle Gesinnung geadelt. Es handelt sich nicht um eine Liebelei, sondern um jene echte, treue Gattenliebe, welche die Grundlage der Familie und alles Volkswohles bildet.

Dem Ästhetiker Fr. Vischer ist es nicht entgangen, daß die Atmosphäre in Hermann und Dorothea zwar ganz merkwürdig von der „Weiber-Manns-Atmosphäre" in Wilhelm Meister absticht; daß es Göthe aber doch nicht gelungen ist, die Verwandtschaft der beiden Werke ganz zu verläugnen. „Und mitten in diesem reinen Element," sagt er verwundert, „legt der Dichter Hermanns Mutter ein Wort in den Mund, das — Philinen nachgesprochen ist." Er führt dann die Verse an, welche in den Schulausgaben weggelassen zu werden pflegen, und frägt:

„Kann, darf eine Mutter das zum Sohne sagen? Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urtheilen. Das steht Philinen an und diese sagt es auch. S. ihr Lied in Wilhelm Meister Vers 2[1]. So ist man unvermeidlich vom Gedicht auf den Dichter geführt; es muß eine Lieblingsvorstellung sein, sonst würde er

[1] Göthe-Jahrbuch IV. 30. — Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 302. 303.

ſie nicht an ſo unpaſſender Stelle wiederholen. Die Stelle ſchreit aus dem Zuſammenhang heraus, iſt nicht objectiv bedingt, ja objectiv ausgeſchloſſen, alſo ſubjectiv zu erklären."

So der berühmte Äſthetiker. Wir pflichten ihm völlig darin bei, daß jene Verſe dem Ideenkreiſe Wilhelm Meiſters angehören; aber es will uns bedünken, daß ſie denn doch nicht ſo ſchrill aus der Dichtung herausſchreien. Denn eigentliche männliche Kraft liegt in derſelben nun einmal nicht, ſondern jene weiche Stimmung, welche aller ſanfteren Liebespoeſie anhaftet. Die Verwandtſchaft mit Göthe's anderen Dichtungen zeigt ſich auch darin, daß Hermann wie Werther, Taſſo, Egmont und Wilhelm Meiſter ein weicher, träumeriſcher Charakter iſt. Erſt als Verliebter rafft er ſich etwas auf und erſt als Bräutigam gelangt er zu einem verſtändigen, kräftigen Patriotismus. Das iſt krankhaft. Der Mann ſoll des Weibes Stütze ſein, und um das zu ſein, muß er auch ohne ſie ein Mann, ein Charakter ſein. Zu dieſer Anſchauung hat ſich der liebebedürftige Göthe auch hier nicht erſchwungen.

Zu großem Verdienſt iſt es Göthe von katholiſchen Beurtheilern ausgelegt worden, daß er nichts mit der gehäſſigen Salzburger Geſchichte zu thun haben wollte und die Salzburgerin einfach in eine Vertriebene des Jahres 1796 umwandelte. Wenn er das aus Duldung und Liebe für die Katholiken oder aus energiſchem Wahrheitsſinn gethan hätte, ſo verdiente das gewiß Anerkennung und Dank. Allein um ſolche Beweggründe handelte es ſich bei Göthe nicht. Ihm war es weder um Dogmen noch um Toleranz zu thun, ſondern lediglich um Poeſie. Während er noch an „Hermann und Dorothea" dichtete, las er im April (1797) auch wieder zur Abwechslung in der Bibel.

„Ich bin," ſchreibt er an Schiller, „indem ich den patriarchaliſchen Überreſten nachſpürte, in das alte Teſtament gerathen und habe mich auf's neue nicht genug über die Confuſion und die Widerſprüche der fünf Bücher Moſis verwundern können, die denn freilich wie bekannt aus hunderterlei ſchriftlichen und mündlichen Traditionen zuſammengeſtellt ſein mögen. Über den Zug der Kinder Iſraels durch die Wüſten habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es iſt der verwegene Gedanke in mir aufgeſtanden: ob nicht die große Zeit, die ſie darin zugebracht haben ſollen, auch eine ſpätere Erfindung ſei?" [1]

Schiller blies in dasſelbe Horn:

„Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtſein geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpäteren Urſprung." [2]

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel I. 237. 238. [2] Ebdſ. S. 238.

Göthe ſtudirte weiter an dem Zug durch die Wüſte, aber nur wie an einer Spielerei:

„Es iſt mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Intereſſe, im eigentlichen Sinne, ſpielen kann. Die Poeſie, wie wir ſie ſeit einiger Zeit treiben, iſt eine gar zu ernſte Beſchäftigung.“ [1]

Neben der Bibel ſtudirte er in dieſer Weiſe noch Ilias und Odyſſee und den italieniſchen Lumpen und Goldſchmied Benvenuto Cellini, und langte bei dem herrlichen Ergebniß an:

„Die beiden handfeſten Burſche Moſes und Cellini haben ſich heute zuſammen eingeſtellt; wenn man ſie neben einander ſieht, ſo haben ſie eine wunderſame Ähnlichkeit.“ [2]

Das iſt die Religioſität, auf deren Boden „Hermann und Dorothea“ gewachſen iſt [3]. Was am Schluß der Dichtung von „Gott und Geſetz“ ſo ſchön geſagt wird, hat keinen weiteren Rückhalt, als die indifferentiſtiſche Mutter Natur und das „liebe Ding, das ſie Gott heißen“.

Welche Fülle der ſchönſten, poetiſchen Motive hätte aber der Dichter gewinnen können, wenn er den chriſtlichen Glauben des deutſchen Volkes mit der ganzen Tiefe der Empfindung erfaßt und ſein Gedicht damit durchdrungen hätte. Man vergleiche es nur mit Longfellows „Evangeline“ [4].

---

[1] Ebdſ. S. 239. [2] Ebdſ. I. 257.

[3] Julian Schmidt (Göthe-Jahrb. II. 36) will durch den „Pfarrherrn“ Göthe's Chriſtenthum retten: „Eine ſolche Hochachtung vor dem geiſtlichen Amt iſt aber bei einem Gebildeten undenkbar ohne ſittliche Beziehung zu der Religion, die durch dieſes Amt verkündet wird.“ Die Antwort iſt in den angeführten Briefſtellen genügend enthalten.

[4] S. A. Baumgartner, Longfellows Dichtungen. Freiburg 1877. S. 49 bis 61.

14. Die Musenalmanache und Göthe's Lyrik.

1796—1804.

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Schiller.

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus."

Göthe.

Die „Xenien" waren ein scharfer, stachlichter Dornenkranz, der Manchen herb verwundete. Man würde indessen den beiden Dichtern Unrecht thun, wenn man sie nur nach der tendenziösen, persönlichen Rücksicht betrachtete. Es war auch ein gut Theil poetischer Spielerei dabei, ein lustiger, aus berechtigtem Selbstgefühl hervorgegangener Übermuth, eine durchaus künstlerische Freude an der Form des Epigramms, die mit wachsender Übung zunehmen mußte. Die Dornen, Stacheln und Disteln erschienen auch nicht für sich allein, sondern als ein humoristisches Noli me tangere hineingewoben in einen formenreichen, farbenprächtigen Blüthenkranz anderer Dichtungen, durch welche die zwei Dichter eigentlich mehr als durch die Xenien ihre geistige Überlegenheit bekundeten. Das war Schillers Musenalmanach. Die Duumvirn traten da von ihren curulischen Sesseln gemüthlich unter eine Schaar anderer Poeten herab, sangen ihr Lied und zwar so gut, daß man ihnen ihren Übermuth schon etwas zu gute halten konnte.

Fünf Jahre lang (1796—1800) vereinigte dieser Almanach die formvollendetsten kleineren Dichtungen, welche die beiden Meister in der Blüthezeit ihres Schaffens zu Stande brachten. Er bietet zum Theil die Auswahl und Blüthe der neueren classischen Poesie, und zwar nicht abgetrennt von den Versuchen und Leistungen anderer, weniger begabter Dichter, sondern vereint mit diesen zu einem an Abwechslung reichen

Kranz. Ältere einst angesehene Namen erinnern darin, daß die Beiden denn doch nicht allein die neue Literatur aufgebaut; jüngere Namen verkünden, daß die gegebene Anregung lebendig weiter pulsiren und dichterischen Geist in ganz Deutschland erwecken sollte. Den Charakter der Allgemeinheit hatte der Almanach jedoch nicht. Alle jene Richtungen, welche in den Xenien bekämpft waren, blieben mehr oder weniger ausgeschlossen oder sehr matt vertreten. Den ausgezeichnetsten jüngeren Kräften, wie Tieck, Novalis, den beiden Schlegeln, wurde der Platz nicht, den sie darin verdient hätten. Alles gruppirte sich schließlich nur als Folie um Schiller und Göthe.

Schiller unternahm den Musenalmanach im Sommer 1795, gerade in der Zeit, als er durch die mangelhafte Betheiligung der anderen Schriftsteller an seinen „Horen" und durch die ungünstigen Recensionen über dieselben in mannigfache Verlegenheit gerathen war. Es war echt poetisch, nun zum Trotz etwas Neues anzufangen. „Ich mache Gedichte für meinen Musenalmanach," schreibt er an Körner, „närrisch genug komme ich mir damit vor." Was immer gegen Schillers poetisches „Machen", über das Philosophische und Rhetorische seiner Poesie gesagt worden ist, die Mehrheit des deutschen Volkes und besonders die deutsche Jugend hat seine Lyrik und Balladendichtung, seine Elegien und seine Epigrammatik von jeher als vollbürtige Poesie anerkannt, geliebt und bewundert. Als vielgeplagter Journalist und Familienvater konnte er allerdings nicht immer die günstigsten Stimmungen abwarten, wie Göthe; als Idealist gewann er selten dem gewöhnlichen Alltagstreiben die poetische, reizende Seite ab, die jenem, dem heiter Genießenden, stets das Erste war; als Philosoph besaß er nicht jene wunderbare Leichtigkeit und Feinheit des sinnlichen Formgefühls, das Göthe von Natur eignete und spielend, genießend, arbeitend in tausenderlei Versuchen ausgebildet hatte. Die Gedichte kamen ihm nicht in's Haus geschneit. Er mußte sie machen. Aber es waren wirklich Dichtungen. Er besaß eine große, reiche Gedankenwelt, einen weiten, erhabenen Einblick in das geistige und äußere Leben der Menschheit, ein glühendes Sehnen, eine lodernde Leidenschaft nach allem wahrhaft Schönen, und er hatte durch treue Kunstübung eine bewundernswerthe Fertigkeit erlangt, für seine Ideen die passenden, zündenden Bilder und Ausdrücke zu finden. Erinnert Göthe's spielende Thätigkeit oft mehr an das üppig-reiche Walten eines Ovid oder Ariost, so gemahnt die seine an Virgil oder Dante. Er hat wie der Letztere die Kraft, selbst die abstracte Idee leidenschaftlich zu erfassen, in Farben

und Formen zu verkörpern und melodisch auszuführen. Wort, Bild und Rhythmus stehen ihm im reichsten Maße zu Gebote. Seine Empfindungen sind meist tiefer und leidenschaftlicher, als diejenigen Göthe's, und wenn auch seine Philosophie auf irren Bahnen wandelt, verliert sie die Sterne natürlicher Wahrheit und sittlicher Güte doch nur selten aus ihrem Kreis, nähert sich vielmehr stetig der Einsicht, daß das Christenthum dem Geistesleben der modernen Völker einen inneren Gehalt und eine Vollendung gegeben hat, welche das antike Heidenthum nicht besaß:

„Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palmen zugleich."

So dichtete Schiller denn im Sommer 1795 für seinen Musenalmanach den berühmten „Spaziergang", der damals noch „Die Elegie" hieß, „Das Ideal und das Leben" (damals „Das Reich der Schatten"), „Die Ideale", „Das verschleierte Bild zu Sais", die „Würde der Frauen", die „Macht des Gesanges", „Pegasus im Joche" (damals „in der Dienstbarkeit") und zahlreiche andere, noch heute allgemein beliebte Gedichte, die einen im erhabenen Schwunge des antiken Chors, die anderen im herzlichen Tone des neuern Liedes, wieder andere humoristisch, elegisch oder didactisch gestimmt, in ihrer Verschiedenheit ein treues Zeugniß von poetischem Reichthum und edelster Begeisterung.

Den Xenienalmanach für das Jahr 1797 begleiteten „Das Mädchen aus der Fremde", die „Klage der Ceres", die „Macht des Weibes", „Die Geschlechter" und eine stattliche Anzahl sinnreicher Epigramme.

Das Jahr 1797 pflegt in den Literaturgeschichten als Balladenjahr gefeiert zu werden. In Bezug auf Schiller verdient es sehr wohl diesen Namen. Nachdem er die ersten Monate des Jahres, meist durch Kränklichkeit an die Stube gebannt, sich mit dem fast kaum mehr zu bewältigenden Material seines Wallenstein beschäftigt hatte, das ihm zuletzt wie ein auszutrinkendes Meer vorkam, erwarb er nämlich gegen den Sommer hin das Gartenhaus des verstorbenen Professors Schmidt, das den freundlichsten Ausblick in die Thäler der Saale und der Leutra gewährte, und gönnte sich da von Anfang Mai an die Muße, seinen poetischen Geist an einer Reihe von Balladen zu versuchen. Göthe war in diesen Plan eingeweiht. Die gemeinschaftlichen Untersuchungen über epische und dramatische Poesie, mit Zuziehung des Aristoteles, hatten seinen kritischen und technischen Kennerblick geschärft. Bunte Lectüre aller Art bevölkerte die Garteneinsamkeit mit phantastischen Gestalten der verschiedensten Zeiten. Göthe's Hermann und Dorothea regten in ihrer formlichen Vollendung

zur Nacheiferung an. Da entſtanden denn im Juni ſeine meiſterhaften Balladen: „Der Taucher", „Der Handſchuh", „Der Ring des Polykrates"; dann nach einiger Pauſe im Juli „Ritter Toggenburg", im Auguſt „Die Kraniche des Ibykus", im September „Der Gang nach dem Eiſenhammer". Im Herbſt des folgenden Jahres folgte dann noch „Der Kampf mit dem Drachen" und „Die Bürgſchaft" [1].

Durch die Balladen erhielten die Muſenalmanache für 1798 und 1799 einen noch höheren Reiz als die vorausgegangenen. Von andern Dichtern nachgeahmt, von Künſtlern zum Vorwurf genommen, von Hunderttauſenden geleſen, auswendig gelernt und vorgetragen, ſind dieſe Balladen zum eigentlichen Gemeingut des deutſchen Volkes geworden. Mit vereinzelten Balladen Bürgers und Göthe's ſind ſie auch der Anſatz und Kern der reichen Balladendichtung, welche während dem nächſten Jahrzehnte in Deutſchland aufblühen ſollte. Ihnen folgte in dem nächſten und letzten Schiller'ſchen Muſenalmanach „Das Lied von der Glocke", das durch ganz Deutſchland hin nicht weniger volksthümlich geworden iſt und dieſe Liebe auch im reichſten Maße verdient. Es bildet einen würdigen Abſchluß zu Schillers Lyrik und Epik, und zugleich einen ſchönen Übergang zu ſeiner Dramatik, in welcher die erhabenen religiöſen Feierklänge ſeiner Glocke gewiſſermaßen noch weiterſchwingen.

Nachdem der Muſenalmanach von Voß für das Jahr 1795 ein paar vereinzelte Gedichte Göthe's gebracht hatte [2], übergab Göthe in den nächſten vier Jahren ſeine kleineren Dichtungen, darunter manche ſchon früheren Datums, meiſtens dem Schiller'ſchen Muſenalmanach [3]. Noch ein Jahr bevor dieſer aufhörte, ſammelte er ſie mit den Elegien, den venetianiſchen Epigrammen, den Weiſſagungen des Bakis, den vier

---

[1] S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. I. 249 ff. — Viehoff, Schillers Leben. III. 63—84. Palleske. II. 400—412. Scherr. III. 123—131.

[2] Die Liebesgötter auf dem Markte (Göthe's Werke [Hempel]. I. 30). Das Wiederſehen (II. 52).

[3] Muſenalmanach für 1796: Nähe der Geliebten (I. 39). Der Beſuch (I. 176). Verſchiedene Empfindungen an einem Platze (I. 29). Meeresſtille. Glückliche Fahrt (I. 43). Kophtiſche Lieder (I. 82). Antworten bei einem geſelligen Frageſpiel (I. 27). — Muſenalmanach für 1797: Epigramme. Venedig (II. 137). Alexis und Dora (II. 37). Väterlicher Rath. Der Biedermann. Würde der Kleinen. Der Würdigſte. Der Erſte. Ultima Ratio. Wer will die Stelle. Zum ewigen Frieden. Zum ewigen Krieg. Unterſchied. Urſachen. An den Selbſtherrſcher. Der Miniſter. Der Hofmann. Der Rathsherr. Der Nachtwächter. Das Heilige und Heiligſte. Der Freund. Muſen und Grazien in der Mark (I. 92). Der Chineſe in Rom (II. 10). — Muſenalmanach für 1798:

Jahreszeiten und seinen Theaterreden zu einem neuen Bande seiner bei Unger verlegten Werke[1]. Im Jahre 1803 hatten sich dann schon so viel kleinere Gedichte angesammelt, daß er Wielands Musenalmanach für das folgende Jahr mit 20 Nummern bereichern konnte[2].

In den gesammelten Werken hat Göthe die Lieder, Balladen, Elegien und Epigramme dieser Periode so mit seinem Leipziger Liederbuch, den Sessenheimer Liebesgedichten, den Oden der Sturm- und Drangperiode, den Gedichten der ersten Weimarer Zeit und den späteren Erzeugnissen seines Alters gemischt, daß die Biographen und Literaturhistoriker sie mühsam zusammensuchen mußten, um nur annähernd eine chronologische Anordnung herauszubringen. Die künstliche Gruppirung ist selbst ein kleines poetisches Kunststück und muß mit dem Eindruck reicher Fülle zugleich denjenigen meisterlicher Auswahl und classischer Formvollendung hervorrufen[3]. Hundert andere Dichter haben (wenn man von Göthe's Sprüchen und Gelegenheitsgedichten absieht) umfangreichere Gedichtsammlungen aufzuweisen, aber keiner eine so abgerundete, harmonisch geglättete. Vertheilt man sie aber auf die 60 Jahre, in welchen dieser Blüthenflor herangewachsen ist, so wird man finden, daß es Göthe keineswegs

---

Der neue Pausias und sein Blumenmädchen (II. 41). Der Zauberlehrling (I. 263). Der Schatzgräber (I. 242). Die Braut von Korinth (I. 267). Legende (II. 281). An Mignon (I. 59). Der Gott und die Bajadere (I. 272). Erinnerung (I. 39). Abschied (I. 41). Der neue Amor (II. 11). — Musenalmanach für 1799: Euphrosyne (II. 48). Die Musageten (I. 173). Metamorphose der Pflanzen (II. 227). Blümlein Wunderschön (I. 235). Sängerwürde (I. 101). Edelknabe und Müllerin (I. 246). Der Junggeselle und der Mühlbach (I. 248). Der Müllerin Verrath (I. 250). Der Müllerin Reue (I. 252). Amyntas (II. 53). Stanzen. An meine Lieder (I. 41).

[1] Paläophron und Neoterpe (XI. 23). Die Spinnerin (I 244). Der Sänger (I. 228). Der Musensohn (I. 20).

[2] In Wielands Musenalmanach für 1804: Stiftungslied (I. 70). Zum neuen Jahre (I. 69). Generalbeichte (I. 80). Weltschöpfung (II. 224). Frühzeitiger Frühling (I. 52). Dauer im Wechsel (I. 76). Schäfers Klagelied (I. 55). Trost in Thränen (I. 56). Sehnsucht (I. 57). Nachtgesang (I. 57). Bergschloß (I. 60). Die glücklichen Gatten (I. 73). Wanderer und Pächterin (I. 255). Ritter Curts Brautfahrt (I. 239). Hochzeitslied (I. 240). Magisches Netz (I. 178). Kriegserklärung (I. 24). Selbstbetrug (I. 23). Der Rattenfänger (I. 244). Frühlingsorakel (I. 71).

[3] „Es ist klar," sagt W. Scherer, „der epische Zusammenhang, der sich hier ungesucht einstellt, wenn man die Lieder nur unbefangen hintereinander liest und auf Erlebnisse des Dichters bezieht, muß von Göthe gewollt sein. Er hat sein eigenes Leben darin poetisch umgebildet, wie etwa im Wilhelm Meister." — Göthe-Jahrbuch. IV. 67.

um eine üppige Production oder gar Überproduction zu thun war. Es gereicht ihm dieß sicherlich durchaus nicht zur Unehre. Ebenso wenig die Bemerkung, die sich häufig darbietet, daß er mit dem Drucken nicht eilte, sondern kleine unscheinbare Gedichte Jahre lang im Manuscript liegen ließ, sie wieder vornahm, vorlas, veränderte, ummodelte. Wie er zum Dichten selbst günstige Augenblicke und Stimmungen abwartete, so gönnte er sich bei der Ausführung Zeit, ließ Gedanken und Form ruhig wachsen und schüttelte die Frucht erst, wenn sie reif war. Er behandelte die Kunst nicht als Geschäft, sondern als Kunst, und zwar als freie Kunst.

Wie Blumen sind eine Menge seiner Lieder ungesucht aus den verschiedenen Erlebnissen und Stimmungen seines eigenen Seelenlebens hervorgesproßt, ihr lebendigster natürlichster Ausdruck. Andere danken seiner stets heiteren Geselligkeit ihren Ursprung, andere kleinen festlichen Anlässen, der Freundschaft, der Dankbarkeit, wieder andere dem Anklingen oder Nachklingen eines Volksliedes oder eines gelesenen Gedichts, einer anziehenden Lesung, eines geistreichen Wortes. Er sucht nicht lange nach Stoffen, er ringt nicht mühsam mit der Form. Ein buntes, vielseitiges Leben, ein stetes Sichweiterbilden auf allen Gebieten menschlichen Wissens schafft von selbst reichen Vorrath von Stoff herbei; ein durchdringendes feinfühliges Auge findet in allen Beziehungen und Gegenständen das Schöne heraus; eine sanftbewegliche Phantasie, von Einförmigkeit wie von Sonderbarkeit gleich weit entfernt, gestaltet das Empfangene in Bild und Harmonie; ein tief empfindendes Herz durchströmt Eindrücke und Phantasien mit neuem Leben; ein scharfer praktischer Verstand hält das Gefühl in Schranken, und dem klaren Geiste steht eine volle Herrschaft über Wort und Form zu Gebot.

Das war Göthe, der Dichter, vorab der Lyriker. Ein wahrhaft verschwenderisch ausgestatteter Dichtergeist, ein Sänger von Geburt, einer der gewandtesten Liederdichter aller Völker und Zeiten[1]. Das Kleinste und Unscheinbarste gewinnt unter seiner Hand den Zauber der Poesie. Die Herrlichkeiten der Natur, das Leben und Weben des Menschenherzens, das bunte Treiben des Alltäglichen, all das spiegelt sich in ihm wieder, empfängt neues Leben in seiner Brust, wird durch ihn zum

[1] W. Menzel (Deutsche Dichtung. 1828. S. 209 ff.) und Das Büchlein von Göthe (2. Ausg. Weimar 1853. S. 73 ff.) mißkennen die großartigen Naturanlagen des Dichters. Vgl. Koberstein, Vermischte Aufsätze. Leipz. 1858. S. 3—30. — Dr. P. Wiegand, Göthe's Lyrik und das Volkslied. Conf. Monatsschr. von Nathusius. Sept. 1881. S. 211—233.

Liebe. Wie ein Arion zieht er Alles nach sich, und selbst die auf ihn eifersüchtigen Rivalen, das empfindlichste Geschlecht unter der Sonne — genus irritabile vatum — halten es nie lange aus, ihm abhold zu sein, sie versöhnen sich wieder mit ihm und huldigen seiner Dichtkunst. Er mag einfältig lallen wie ein Kind, schmachten wie eine Braut, zürnen wie ein Held, spotten wie ein Dämon, Alles scheint ungekünstelte Natur zu sein; er betrachtet sich auch wie ein Lieblingskind der Natur und schreibt sein Künstlerwalten auf ihre Rechnung. Wie nur Wenigen ist es ihm gelungen, den Ton der Volksdichtung zu treffen, oder besser gesagt, Freude und Schmerz des gewöhnlichsten Lebens ganz und voll wie Einer aus dem Volke zu singen und dabei anderseits wieder die vollendetste Kunstdichtung der Alten selbständig nachzuahmen. Er schien wirklich hinter das Geheimniß der Schönheit gekommen zu sein: er spielte mit ihr wie die Natur selbst im Jubel des Frühlings oder im Fruchtsegen des Herbstes.

All diese Fülle, Pracht, Kraft und Schönheit hält sich jedoch völlig im Irdischen: etwas Übernatürliches kennt sie nicht. Die tausendfältigen Wunder des Weltalls gelten dem Dichter nur als das Walten einer geheimnißvollen Urkraft, die, Eins mit der sinnlichen Erscheinung, ihr buntes Zauberspiel gestaltet. Die christliche Ordnung der Dinge ist für ihn nicht da. Im Völkerleben anerkennt er nichts als über ihm stehend, es sei denn die altgriechische Kunst, deren Harmonie er fast abgöttisch verehrt. Außer diesem Lieblingskreise schließt sich das Feld seines Dichtens nahezu im engen Bezirke des bürgerlichen Alltagslebens ab, in das kaum der Strahl einer religiösen Wahrheit fällt. Da verschanzt er sich noch streng gegen alle ernstere Lebensweisheit wie gegen alle Politik. Er will nur spielen und genießen. Seine Lyrik hat darum nicht das weite Gesichtsfeld eines Horaz, eines Walther von der Vogelweide, eines Schiller. Sie bewegt sich meist in jenem engen Gefühlskreis, den Brentano die salva venia Liebe genannt hat.

Das ist der Charakter und zugleich der Unsegen der Göthe'schen Dichtung, daß alle jene glänzenden Talente und Fertigkeiten, jenes ausgesuchte Schönheitsgefühl und jene Meisterschaft der Form schließlich jenem Theil des menschlichen Gefühlslebens dienstbar gemacht werden, welcher ihn am wenigsten über das Materielle und Sinnliche erhebt. Denn sein Sang gilt nicht jener idealen Liebe, welche in keuschen, reinen Accorden die Dichtungen aller christlichen Völker durchklingt, sondern der sinnlichen Liebe, die sich von jener losgerissen und auf freien Fuß gestellt hat. Von der frommen, ersten Minne, die gen Himmel weist, wandte er sich völlig

ab zu dem üppig wollüstigen Bilde der irdischen Schönheit, wie es Tizian so treffend jener entgegenstellt. Diese irdische Liebe, ohne alle Rücksicht auf Gott und Sitte, erhob er nicht nur zu seinem höchsten Ideal, sondern betrachtete sie auch als hauptsächlichstes Kunstprincip:

„Den Musenschwestern fiel es ein,
Auch Psychen in der Kunst zu dichten
Methodice zu unterrichten;
Das Seelchen blieb prosaisch rein.
Nicht sonderlich erklang die Leyer,
Selbst in der schönsten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer:
Der ganze Kursus war vollbracht."

Blicken wir auf sein Liederbuch, soweit es von 1795 bis 1805 zum Drucke kam, so kann kein Zweifel sein, daß er mit dieser Theorie vollen Ernst gemacht hat. Aus allen kleineren Dichtungen dieser Zeit kann man kaum ein Dutzend zusammenbringen, die nicht unmittelbar erotisch oder doch von Liebespoesie angehaucht sind.

Nur einem einseitigen Rigoristen kann es einfallen, alle Liebespoesie in Bausch und Bogen verurtheilen und von der Erde verbannen zu wollen. Es gibt eine edle, gottgewollte Liebe, die der Schöpfer selbst mit dem Zauber der Schönheit, der Jugend, der Poesie umgeben hat. Christus hat sie in eine höhere, übernatürliche Sphäre gehoben und verklärt, indem er seine bräutliche Liebe zur Kirche der wahren und edeln Gattenliebe zum Vorbild gab und die Gnade des Sacramentes an den Ehebund knüpfte. Durchflammt von der Lehre und Liebe des Kreuzes, hallte das Hohe Lied, dieser älteste und ehrwürdigste Brautgesang, in der Liturgie durch alle Jahrhunderte wieder. Es hat die Sklavenfesseln des Heidenthums zerbrochen, das Weib aus einem rechtlosen Geschöpf zur ebenbürtigen Genossin des Mannes erhoben. Es hat die Saturnalien des alten Götterdienstes hinweggeräumt, in welchem Wollust und Grausamkeit wetteiferten, die Menschennatur zu erniedrigen. An die Stelle der Polygamie trat die Ehe. An die Stelle einer liederlichen Poesie, welche alles Ideale in unlauterstem Schmutze erstickte, traten die jungfräulichen Hymnen der ersten Kirche, die Gottesminne des Mittelalters, jene von übernatürlichem Lichte verklärte Kunst, wie sie uns sichtbar aus den Bildern eines Fra Angelico da Fiesole entgegenstrahlt: Unschuld voll der Liebe zu Gott und den Menschen. Auch jetzt klingt das alte Lied der Liebe noch fort, aber nicht mehr im bacchantischen Rausche heidnischer Sinnlichkeit, sondern gedämpft von ernsten hohen Gedanken, verklärt von

übernatürlicher Weihe, von der Erde empor zum Himmel gelenkt. Dante, der große Vates des Mittelalters, beſingt ſeine Beatrice, aber dieſe Dichtung iſt nicht mit Properz und Catull verwandt, ſondern mit jenem Minneſang, in welchem der hl. Franciscus und ſeine Söhne die Armuth lobprieſen. Petrarca, der Sänger der Renaiſſance, feiert ſeine Laura, aber ſein Lied iſt ein platoniſcher Traum, nicht ein Nachhall frech-heidniſcher Erotik. Ohne Weltſchmerz, ohne krankhaften Jammer wendet ſich der edle Humaniſt von ſeiner leichten Sonetten-Tändelei wieder den höheren Idealen zu, die er im Grunde ſeiner Seele ſtets feſtgehalten, und feiert in ſeinen herrlichen Canzonen die jungfräuliche Königin des übernatürlichen Gottesreiches. Dante's Beatrice wird zur verklärten himmlichen Geſtalt; der Rieſengeiſt eines Michelangelo flieht von der Täuſchung irdiſcher Minne demüthig wie ein Kind zu den heiligen Wunden des Erlöſers; und Raphael zeichnet über das Bild der antiken Schönheit, wie ſie machtlos und ſchreckensvoll dem Dämoniſchen gegenüberſteht, hoch oben in lichter Glorie den verklärten Gottesſohn.

Wie Göthe die ältere italieniſche Kunſt völlig verkannt hat, in der Renaiſſance faſt nur die „ſchönen Weiber" zu ſchätzen wußte, ſo hat er auch zum Gegenſtand ſeiner Lyrik „immer Mädchen" gewählt. Er iſt, wie Friedrich Viſcher euphemiſtiſch ſagt, „merkwürdig lang jung geblieben", oder, um deutlicher zu reden, er hat die ſinnliche Altklugheit eines früh-verdorbenen Herzens nie mehr abgeſtreift. Möchte man deßhalb allenfalls dem Straßburger Studenten oder dem Frankfurter Advokaten ein Bändchen Liebesgedichte noch zu gute halten, ſo wird es doch widerlich, wenn der weimariſche Geheimrath, nicht einmal bürgerlich getraut und doch Familien-vater, von ſeinem 41. bis 56. Jahre von nichts zu ſingen weiß, als von verliebten Bauernburſchen und Müllerjungen, griechiſchen Hetären und römiſchen Curtiſanen, ſchmachtenden Edelfräulein und indiſchen Bajaderen, ja ſich dem Publikum ganz unverfroren auch als „Mädchenfänger" vorſtellt:

„Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht Mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde,
Doch allen wird ſo liebebang
Bei Zauberſaiten und Geſang."

Das iſt nicht bloß eine vorübergehende Spielerei, das iſt die Quinteſſenz ſeines Dichtens in dieſer Periode.

Den Kern ſeiner kleineren veröffentlichten Gedichte bilden die „Römiſchen Elegien" und die „Venetianiſchen Epigramme" — trotz ihrer claſſiſchen Formvollendung im Grunde demi-monde-Poeſie. Die zwei ſcherzhaften „Epiſteln" vermögen für die ſchnöde verletzte Sittlichkeit keinen Erſatz zu bieten. „Alexis und Dora", „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen" ſind zwei heidniſche Liebespaare, deren Begriffe von Lebensglück nicht über die Ideale Ovids hinausgehen. „Die Metamorphoſe der Pflanzen" iſt der botaniſche Commentar dazu. Unter dem Titel „Sängerwürde", jetzt „Deutſcher Parnaß", verherrlicht der Dichter einen Bacchantenzug und in demſelben die maßloſen Ausſchweifungen der Sturm- und Drangperiode, an denen ein Lenz zu Grunde ging, andere der ſchönſten Talente für lange Jahre verwilderten. „Der neue Amor" iſt des frivolen Liebesdichters Entſchuldigung in dem frommen Kreiſe zu Münſter, „Amyntas" eine ähnliche vor dem eigenen Gewiſſen. „Euphroſyne" iſt die dichteriſche Apotheoſe eines Kuſſes, den er einmal von einer jungen Schauſpielerin bekommen, das „Wiederſehen" eine weitere Kuß-Elegie. Die 20 Gedichte für Wielands Muſenalmanach ſind faſt ausnahmslos Liebesgedichte, manche harmloſe, volksthümliche Spielereien, aber andere, wie z. B. die „Generalbeichte", voll der üppigſten ſinnlichen Gluth.

Von den Balladen dieſer Zeit ſind zwar der „Zauberlehrling", der „Schatzgräber" und „Ritter Curts Brautfahrt" harmloſer Natur; aber die Balladen von der ſchönen Müllerin („Der Edelknabe und die Müllerin. Der Junggeſell und der Mühlbach. Der Müllerin Verrath. Der Müllerin Reue") ſpielen in das Gebiet der derbſten Volkserotik hinüber. In der indiſchen Legende „Der Gott und die Bajadere" wird der dürftige ethiſche Gehalt faſt ganz von lüſterner Schilderung überwuchert. Die „Braut von Korinth" aber iſt ein melancholiſch grimmiger Proteſt gegen das Chriſtenthum als die der Liebe feindliche Weltmacht. Schillers „Götter Griechenlands" ſind darin mit zündender Gluth ins Epiſche überſetzt, und aus den Bildern und Accorden der glühendſten Sinnlichkeit tönt ſchrill die tiefe leidenſchaftliche Klage des verfehmten Heidenthums auf:

„Und der Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört."

Während über Schillers griechiſchen Balladen der ſanfte Glanz attiſcher Schönheit ausgebreitet iſt, qualmt uns im wüſten Fackeldampf dieſer unzüchtigen Brautnacht der Geiſt Lucians und Julians des Apoſtaten entgegen. Obwohl mit dem Grauſen des Geſpenſtiſchen umgeben, tritt die Wolluſt doch deutlich als die eigentliche Liebhaberei des Dichters hervor, und wüthend grinst er das Chriſtenthum an wie einen blutſaugeriſchen Vampyr, der ihm ſeine Lebensfreude zu verderben droht. Das arme Chriſtenthum! Was hat es ihm denn Leids gethan?

„Was er dem Chriſtenthum am wenigſten verzieh," meint der franzöſiſche „Philoſoph" E. Caro,[1] „das war ſeine myſtiſche Moral, unverſöhnliche Feindin jeder Sinnlichkeit. Als Philoſoph proclamirt er ſich zum Apoſtel der Glückſeligkeit. Er empfiehlt den Genuß, er erklärt ihn zum Geſetze."

Der wirkliche Gegenſatz iſt aber hiermit durchaus nicht ausgeſprochen. Mit all ſeinen hundert Liebesliedern hat ſich Göthe, ebenſowenig als Heine, wahres Glück und wahre innere Befriedigung angeſungen. Hundert Zeugniſſe beweiſen das. Das Chriſtenthum aber hat er ſich ſelbſt zum Popanz und Zerrbild entſtellt. Denn ſo wenig die chriſtliche Moral auf Zerſtörung des leiblichen Lebens oder der menſchlichen Geſellſchaft gerichtet iſt, ſo wenig tritt ſie jedem Lebensgenuß, jeder Lebensfreude hemmend entgegen. Sie verbietet nur das Unerlaubte und beſchränkt mild und weiſe das Erlaubte, um das durch die Sünde zerſtörte Gleichgewicht im Menſchen wiederherzuſtellen, den Leib der Seele, die Sinne der Vernunft, die Vernunft aber Gott zu unterwerfen und dem Menſchen eben hierdurch jenes wahre, innere Lebensglück zu gewähren, das er, getrennt von Gott, bloß der Leidenſchaft fröhnend, in allen Genüſſen, in allen Wiſſenſchaften und Künſten vergeblich ſucht. Mit einem Freudengruß iſt Chriſtus in die Welt getreten, und durch alle Jahrhunderte katholiſcher Kunſt und Literatur, katholiſchen Volkslebens und katholiſcher Volkspoeſie rauſcht wie ein Jubelſang das Alleluja des Oſtermorgens.

---

[1] „Ce qu'il pardonne le moins au christianisme, c'est sa morale mystique, irréconciliable cnnemie de toute sensualité . . . Comme philosophe, il se proclame l'apôtre de la félicité. Il recommande la jouissance, il la déclare légitime." E. Caro, La philosophie de Goethe. Revue des Deux Mondes, année XXXV. 2. sér. t. 60. p. 323.

15. Die dritte Schweizerreiſe. Die Propyläen.

1797—1800.

„Für uns andere, die wir doch eigentlich zu Künſtlern geboren ſind, bleiben doch immer die Speculation ſowie das Studium der elementaren Naturlehre falſche Tendenzen.“
Göthe an H. Meyer.

„Écoutez, il y a un double Goethe, le poète et le metaphysicien. Le poète est lui-même, l'autre est son fantôme.“
Madame de Staël.

Der „neue Pauſias“ und der „Jüngling von Athen“ war übrigens längſt kein ſchlanker Apollo mehr, ſondern ein ſtark beleibter weimariſcher Geheimrath, den Fünfzigen nahe, ſteif und förmlich in ſeinen Manieren, ein unendlich pedantiſcher Sammler, deſſen Univerſalwiſſen wohlregiſtrirt in hundert Schubladen geordnet lag und der ſein Honorar noch viel ſorgfältiger abzählte, als die Füße ſeiner Hexameter. Wenn der griechiſche Halbgott aber zufällig ſeinen ſoliden dicken Überzieher vergaß, ſo ſetzte es ſchon leicht eine Erkältung ab, und auch andere proſaiſche Eigenthümlichkeiten eines älteren Herrn fehlten nicht. Auch das „Blumenmädchen“ war längſt keine Grazie mehr. Sie hatte zwar als Mutter nicht viel Sorge gehabt; aber ihre jugendliche Zierlichkeit war längſt verblüht und ihr zunehmender Embonpoint gab den andern Muſen von Weimar viel Stoff zu boshaften Stichelreden. Das dritte Mitglied der kleinen Haushaltung, der achtjährige Auguſt, wurde von Papa und Mama ziemlich verhätſchelt[1].

Mit Chriſtiane und Auguſt reiste Göthe am 30. Juli 1797 nach Frankfurt ab, um ſeine nunmehr 66jährige Mutter zu beſuchen. Es ging jetzt nicht mehr in Saus und Braus, wie ehedem mit dem Herzog und dem luſtigen Wedell. Man reiste nur bei Tage, gönnte ſich Nachts behagliche Ruhe und brauchte ſo vier Tage bis in die alte Kaiſerſtadt[2]. Die Frau

[1] Göthe, immer ein Kinderfreund, gab ſich auch jetzt noch gern mit dem ſpielenden Knaben ab. S. Düntzer, Göthe. 483.

[2] „Aus einer Reiſe in die Schweiz“. 1797. Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 19—161. — Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. II. 221 ff. — Viehoff, Göthe's Leben. III. 206 ff.

Rath war noch die alte vernünftige und gemüthliche Bürgersfrau. Von ihrer verſtorbenen Tochter hatte ſie ſchon Enkel und Urenkelchen, ſchrieb den lieben Enkeleins die herzlichſten Briefe und klöppelte für die Urenkelchen Brabanterſpitzen zu deren Kinderhäubchen, ging brav in die Kirche, auch wohl in's Theater, und blieb ſchlicht, einfach und fromm, obwohl der Frankfurter Poet Gerning ſie als Göttermutter in ſapphiſchen Strophen verherrlichte[1]. Der Beſuch des Sohnes war ein Feſttag in ihr ſonſt einfaches Leben hinein. Sie dankte ihm im Winter noch herzlich dafür:

„Das erſte daß ich Dir danke, daß Du dieſen Sommer etliche Wochen mir geſchenkt haſt — wo ich mich an Deinem Umgang ſo herrlich geweidet und an Deinem ſo außerordentlichen guten An und Ausſehen ergötzt habe! Ferner daß Du mich Deine Lieben haſt kennen lernen, worüber ich auch ſehr vergnügt war, Gott erhalte euch alle ebenſo wie bisher und ihm ſoll davor Lob und Dank gebracht werden. Amen. Daß Du auf der Rückreiſe mich nicht wieder beſucht haſt, thut mir in einem Betracht leid.“ [2]

Göthe blieb bis zum 25. Auguſt in Frankfurt. Hatte er ſchon auf ſeiner italieniſchen Reiſe der Correſpondenz und ſonſtiger Schreiberei einen mehr als zuträglichen Raum verſtattet, ſo wurde es jetzt bei weitem noch ſchlimmer; er arbeitete ſich immer mehr in die faſt aberwitzige Idee hinein, Alles wie ein Gott comprehenſiv erkennen, Alles wiſſen und begreifen zu wollen. Da das bei Städten ſchon ſchwer wurde, ſo verſuchte er die Methode ſeiner „Fiſch- und Wurmanatomie“ darauf anzuwenden, und verfiel ſogar auf den närriſchen Gedanken, die eigene Vaterſtadt durch ſchablonenmäßiges Studium zu erſchöpfen.

„In früheren Zeiten,“ ſchreibt er an Schiller[3], „imponiren und verwirren uns die Gegenſtände mehr, weil wir ſie nicht beurtheilen noch zuſammenfaſſen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unſerem Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es intereſſirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in dieſen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles, was mir in dieſen acht Tagen vorgekommen iſt, ſo gut als möglich zurechtſtellen, an Frankfurt ſelbſt als an einer vielumfaſſenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu meiner weiteren Reiſe vorbereiten.“

Er war ein ſolcher Philoſoph und Bureaukrat geworden, daß er gar nicht mehr an das Treiben ſeiner Jugend dachte und daß ihm das

[1] Keil, Frau Rath. S. 321 ff. [2] Ebdſ. S. 333.
[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. I. 281.

leichtſinnige Leben der nicht einmal beſonders großen Stadt wie etwas Außerordentliches vorkam:

„Sehr merkwürdig iſt mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beſchaffen iſt. Es lebt in einem beſtändigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und was wir Stimmung nennen, läßt ſich weder hervorbringen noch mittheilen. Alle Vergnügungen, ſelbſt das Theater, ſollen nur zerſtreuen und die große Neigung des leſenden Publicums zu Journalen und Romanen entſteht eben daher, weil jene immer, und dieſe meiſt Zerſtreuung in die Zerſtreuung bringen."

Durch dieſe Leichtfertigkeit der Welt nicht entmuthigt, beſchloß er, über Alles und Jedes ein Protokoll zu führen:

„Ich habe mir," heißt es in einem ſpäteren Brief (vom 22. Aug.), „Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzeddel, Preiscourante einheften laſſe, und ſodann auch ſowohl das, was ich ſehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einhefte; ich ſpreche ſodann von dieſen Dingen in Geſellſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe in wie fern ich gut unterrichtet bin, und in wie fern mein Urtheil mit dem Urtheil wohl unterrichteter Menſchen übereintrifft. Ich nehme ſodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und ſo gibt es Materialien, die mir künftig als Geſchichte des äußern und innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Vorkenntniſſen und meiner Geiſtesgeübtheit Luſt behalte, dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen." [1]

„Ich gewöhne mich nun alles wie mir die Gegenſtände vorkommen und was ich über ſie denke aufzuſchreiben, ohne die genaueſte Beobachtung und das reifſte Urtheil von mir zu fordern, oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken."

Wirklich fing er noch, einen Tag vor ſeiner Abreiſe von Frankfurt, an, eine Sammlung von 200 franzöſiſchen ſatiriſchen Kupfern nicht bloß zu ſchematiſiren, ſondern ſogar „einzeln zu beſchreiben und es geht ſehr gut". Dazu excerpirte er italieniſche Zeitungen, beſchrieb ausführlich ſämmtliche Decorationen einer Opern-Aufführung und charakteriſirte ſämmtliche Schauſpieler und Schauſpielerinnen, wie wenn er Buch über ſie zu führen gehabt hätte.

Bei einem längeren Aufenthalte in London oder Paris hätte er nothwendig ganze Wagenladungen von Materialien zuſammenbringen müſſen. Zum Glück für ihn ging die Reiſe nicht ſo weit, vorläufig bloß über Schwaben in die Schweiz, und legte ſich die Sammelwuth nach einigen Wochen wenigſtens etwas. Dennoch litt ſein Geiſt darunter und

[1] Ebdſ. I. 292. Vgl. Eckermann, Geſpräche. I. 55.

er erließ nicht nur an Schiller, ſondern auch an den Herzog Karl Auguſt ſo umſtändliche und actenmäßige Berichte, daß dieſer ſich darüber luſtig machte: „Göthe ſchreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken laſſen: es iſt gar poſſierlich, wie der Menſch ſo feierlich wird.“ Mit Recht mahnte Schiller daran, Göthe ſollte „mehr darauf denken, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuen Stoffen auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetiſchen Praktik leben muß“ [1]. Es war vergeblich. Unterwegs kam ihm zwar die Idee zu den ſog. „Müllerromanzen“ („Der Edelknabe und der Mühlbach“, „Der Junggeſell und der Mühlbach“), er verfaßte die Elegien „Amyntas“ und „Euphroſyne“ und entwarf den Plan zu einem Epos „Wilhelm Tell“. Das Alles war indeß das Werk kurzer Zwiſchenräume. Anſtatt echt dichteriſch die herrliche Alpennatur zu genießen, verlor er ſich in einer encyklopädiſchen Analyſe des ſchweizeriſchen Lebens, ebenſo weit ausholend, als ſein complicirtes Natur- und Kunſtſtudium in Thüringen, ebenſo zerfahren und lähmend wie dieſes, ohne jede fröhliche Hingabe an den jeweiligen Gegenſtand, ſondern ſtets mit nüchterner Rückbeziehung auf ſich ſelbſt, als wenn er der Ausgangspunkt und das Ziel der Schöpfung wäre.

„Bei der Leichtigkeit, die Gegenſtände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu ſein; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzuſtellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard's bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthiſcher Spaziergang durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen und ſich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen giebt beſonders bei der Umſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz eine ſehr angenehme Unterhaltung, und die Überſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht in's Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir (sic) in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht, als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur ſchade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.“ [2]

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. II. 224.
[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 142.

Das iſt vor dem Spiegel geſchrieben. Wer ſollte in dieſem naturhiſtoriſch-geographiſch-ökonomiſch-politiſchen Rubriciſten den fröhlichen Götterjüngling wieder erkennen, der zwanzig Jahre früher in den Bergen herumtollte und dem das Land damals nichts weniger als „ſonderbar" vorkam! Wie wenig er mit ſeiner Methode und ſeinen Schemata auch nur die kleine Schweiz zu erſchöpfen vermochte, zeigte der Erfolg. Es kam weder ein „Tell" zu Stande, noch irgend ein bedeutendes Gedicht über die Schweiz, noch eine irgendwie erquickliche Reiſebeſchreibung[1]. Nur einige Stellen des Fauſt erinnern an die phantaſtiſchen Eindrücke, welche die Alpen in ſeinem Gemüthe hinterlaſſen haben, — Eindrücke, welche er ſich aber ohne ſolches Actenſammeln viel wohlfeiler hätte verſchaffen können.

Die Reiſe ging von Frankfurt über Stuttgart, Tübingen, Hechingen, Balingen, Wellendingen und Tuttlingen nach Schafffhauſen, wo er am 17. September eintraf. Der 18. wurde dem Rheinfall gewidmet. Am 19. fuhr er über Bülach nach Zürich, wo er mit ſeinem Freunde Heinrich Meyer zuſammentraf. Lavater und die andern Freunde von ehedem wurden als Excommunicirte und unverbeſſerliche Chriſten nicht mehr beſucht. Den 21. fuhr er mit Meyer in ſeinen Heimathsort Stäfa am Züricherſee und beſichtigte hier die Kunſtwerke, welche dieſer aus Italien mitgebracht hatte. Nach einer Woche ruhigen Aufenthalts an den Ufern des lieblichen Sees brachen die beiden Freunde am 28. zuſammen auf, um einen kleinen Ausflug über Einſiedeln, Schwyz, Altorf auf den Gotthard zu machen. Am 2. October erreichten ſie das Gotthardhoſpiz, am 8. waren ſie über Zug ſchon wieder in Stäfa[2].

So kurz ſeine abgeriſſenen Reiſenotizen ſind, ſo enthalten ſie doch alle Keime einer ſchönen Reiſebeſchreibung — die reichſte Fülle genauer Beobachtung, geiſtreicher Auffaſſung und echt poetiſcher Ideen. Hätte er nur auf ſeine philiſterhaften Schemata und Schablonen verzichtet und ſeinen hellen, vielſeitigen Geiſt auf Gerathewohl walten laſſen, ſo wäre nothwendig eine höchſt anziehende Reiſebeſchreibung oder irgend ein bedeutendes dichteriſches Erzeugniß entſtanden. Aber er wollte zu viel. Neben der Reiſeſchilderung, an der er dictirte, ſchwebte ihm noch immer Italien vor und das unabſehbare Meer ſeiner Kunſtſchätze, die ganze bunte Welt der Renaiſſance und das claſſiſche Alterthum mit ſeiner Bildhauer-

[1] Die bruchſtückweiſen Notizen und eine Anzahl Briefe erſchienen erſt 1833, nach ſeinem Tode, in den „Nachgelaſſenen Werken". III. Bd. Vgl. Eckermann, Geſpräche. I. 48. [2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 51 ff.

kunſt, Malerei, Baukunſt und Poeſie. Dieſer Ocean des Kunſtſchönen zerfloß in ſeiner Vorſtellung in dem ebenſo uferloſen der Natur. Er wollte der echten Kunſt durch die Natur und der Natur durch die Kunſt habhaft werden, und da er, aus Mangel an philoſophiſcher Schulung, weder dem Erfahrungswiſſen noch der philoſophiſchen Speculation ihren Antheil zuzuweiſen und abzuwägen wußte, zerſplitterte er dabei ſeine Kraft an ein ganz unfruchtbares Bemühen. Anſtatt zu dichten, philoſophirte er über Dichtkunſt; anſtatt die Dichtkunſt dabei geſondert für ſich zu betrachten, ſprang er auf die Theorie der andern Künſte über; anſtatt in der Theorie der andern Künſte ſich an die trefflichen Leiſtungen Anderer anzuſchließen, wollte er dieſe aus eigener Erfahrung und kunſtgeſchichtlichem Studium ganz neu aufbauen; anſtatt hier von dem kunſtgeſchichtlichen Material auszugehen, wollte er das natürliche Subſtrat der Kunſt, Steine, Farben, Licht, Ton u. ſ. w. ergründen und dieſes wieder ohne mathematiſche Grundlage, und da ſich ſo nichts Einheitliches geſtalten wollte, verfiel er endlich auf den Plan, die Maſſe ſeiner zerfahrenen Beobachtungen, Einfälle und Speculationen fragmentariſch in kleinen Aufſätzen vor das Publikum zu bringen. Er hatte eine Fluth von Ideen, Meyer einen anſehnlichen Vorrath von kunſtgeſchichtlichen Kenntniſſen. In Schillers hiſtoriſche, philoſophiſche und idealiſtiſche Welt paßte Göthe's naturgeſchichtliche, kunſtgeſchichtliche, realiſtiſche Welt nun einmal nicht. Man kam alſo auf den Gedanken, eine eigene Zeitſchrift zu gründen: „Die Propyläen". Es wurden ein paar andere Freunde, anſtandshalber auch Schiller, als Mitarbeiter eingeladen; aber da dieſer ſich faſt gleichzeitig veranlaßt ſah, die „Horen" eingehen zu laſſen, und da er thatſächlich kaum hineinſchrieb und die ganze Tendenz des neuen Organs ſeiner Richtung widerſtritt[1], ſo iſt klar genug, daß es ſich bei der Einladung nur um eine Formalität oder aber um philoſophiſche Unterordnung handelte. Denn jetzt wechſelten die Rollen: Göthe war Chefredacteur, Meyer ſein ergebener Adjutant, Schiller allenfalls untergeordneter Mitarbeiter, wenn er wollte.

Für Schiller ward dieſe Wendung der Dinge zu einem wahren Segen. Er ſchloß nun endlich das Redactionsbureau, das ihm Jahre lang die beſte Kraft und Zeit entzogen hatte — er ward nun vollſtändig Dichter und brachte trotz zunehmender Kränklichkeit in den wenigen ihm noch beſchiedenen Jahren mehr zu Stande, als früher in den zwanzig Jahren ſeiner beſten Jugendkraft. An Göthe ſollte ſich das philiſtröſe Unter-

[1] Göthe ſelbſt fühlte die „Kluft" zwiſchen ſich und Schillers „höchſt beweglichem und zartem Idealismus". Riemer, Briefe von und an Göthe. 1846. S. 57.

nehmen, wodurch er das Kunstorakel von ganz Deutschland werden wollte, ernstlich rächen. Er wurde dadurch in der Blüthe der Kraft von seiner glänzenden Dichterthätigkeit fast ganz abgezogen — und erwies sich schließlich als einen sehr mittelmäßigen Redacteur, einen zwar geistreichen, aber nichts weniger als bahnbrechenden Kunsttheoretiker — und als einen bloßen Dilettanten auf naturwissenschaftlichem Gebiete.

„Jedem Kunstverständigen," sagt G. F. Waagen[1], „welcher mit Unbefangenheit die Werke Göthe's liest, muß es deutlich werden, daß der Sinn für bildende Kunst und namentlich für die Malerei diejenige Seite war, worin die Natur diesen so wunderbar begabten Genius am mindesten freigebig ausgestattet hatte." Wenn Urlichs[2] seine Fehlgriffe auf diesem Gebiete bloß seiner „angelernten Bescheidenheit" und „fremden Stimmen" zuwälzt, so beurtheilt er sowohl Göthe zu günstig, als seine Freunde zu ungünstig. Hätte er wirklich Genie für die bildende Kunst gehabt, so hätte es sich gerade durch frühe, selbständige Erkenntniß zeigen müssen. Aber das war nicht der Fall. Schon in Leipzig verwechselte er Öfers nebelhafte Geistreichigkeit mit antiker Einfalt und Größe; in Dresden ließ er das Werthvollste stehen, um den späteren Italienern und den Niederländern nachzulaufen, und zog einen Domenico Feti sogar noch einem Tizian und Paolo Veroneſe vor. In Italien fällte er später die wunderlichsten Dilettantenurtheile über die Meister der italienischen Malerei, indem er weder ihren Standpunkt noch ihre Entwicklungsgeschichte richtig zu erfassen wußte, sondern ganz thörichter Weise den Maßstab antiker Kunst an sie anlegte. Über Guido Reni wie Francia und Perugino macht er die nichtssagendsten Bemerkungen; von Dürer meint er, er hätte sich „nie zu einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben können"; in den untergeordneten Leistungen der Angelica Kaufmann dagegen erblickte er ein „unglaubliches Talent", und den geistlosen, schablonenmäßigen Landschaftsmaler Philipp Hackert lobte er so unmäßig, wie er es nie hätte thun können, wenn er einen Ruysdael oder Pouſſin richtig verstanden hätte.

Mit solcher Dilettanten-Vorbereitung, welche nicht einmal die größten Meister von der Mittelmäßigkeit zu sondern wußte, warf er sich in den „Propyläen" zum Kunstorakel für ganz Deutschland auf.

Das Kühne, fast Verwegene seines Unternehmens scheint er einigermaßen selbst empfunden zu haben. In der Einleitung, mit welcher er

[1] „Göthe's Kunsturtheil." Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst. I. 79.
[2] „Göthe und die Antike." Göthe-Jahrbuch. III. 3. 4.

die neue Zeitschrift beim Publikum einführte, trat er eher in bescheidenem, zurückhaltendem, als anmaßlichem Tone auf. Es weht hier nichts mehr von jener dithyrambischen Kunstbegeisterung, mit welcher er einst über das Straßburger Münster declamirte. Damals war Alles Genie, Natur; jetzt war Alles Studium, Kunst. Er scheint eher lernen und sich berathen, als lehren zu wollen:

„Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

„Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Äußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

„Will Jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dieß nicht gegen unsere Absicht; nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können; man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

„Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

„Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung und in gewissen Fächern, welche mehr als die deutsche?“ [1]

Der Irrthum, von welchem Göthe hier ausgeht, ist heute ziemlich allgemein überwunden [2]. Jedermann weiß, daß die neuere Welt ihre

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 9.

[2] Daß Göthe selbst theilweise (freilich nicht ohne Schwankungen) davon abkam, gereichte dem Maler Peter Cornelius zu großer Befriedigung und er knüpfte daran folgende interessante Bemerkungen: „Göthe war darüber auch zur richtigen Einsicht gekommen, und in seinen Schriften bricht einmal sein Genius durch: ‚Wir können keine Griechen werden,‘ schrieb er einmal, ‚wir müssen uns an die barbarischen Avantagen halten (so drückt er sich seltsamer Weise aus), an Shakespeare und an die Nibelungen z. B. und die in griechischem Geiste beleben.‘ Und da hat er's getroffen. Im Griechenthum werden wir immer unser Licht und unsere Leuchte suchen müssen; aber die Tiefe der Ideen ist jetzt eine größere, die Anschauungen sind richtigere. Die muß man nun geben, und es war recht wenig bedacht vom guten Friedrich Wilhelm dem Vierten, als er die recht schönen und stilvollen Figuren auf die Schloßbrücke setzte, die greifen ja

Kunſtbildung nicht ausſchließlich den Griechen verdankt, daß dieſen Ägypter, Aſſyrier und Indier vorangegangen, daß Römer und Italiener und viele andere Völker die griechiſche Kunſt ſelbſtändig weitergebildet haben, daß es auch eine ſelbſtändige deutſche Kunſt gibt, und daß der Kölner Dom und das Kölner Dombild, die Bildhauerei und Kleinkunſt des Mittelalters bis herab auf das Kunſtgewerbe nichts mit der Akropolis zu thun haben, ſich aber recht wohl daneben ſehen laſſen können, ſo gut wie ein Shakeſpeare und Calderon neben Sophokles und Euripides, ein Dante neben Homer noch Platz hat.

Mochte man allenfalls zugeben, daß die griechiſchen Künſtler ſich am meiſten dem Ideal des einfach natürlich Schönen genähert hatten, dann war es ein durchaus närriſcher, unpraktiſcher Gedanke, ſich in den Propyläen der Akropolis niederzulaſſen und darin über Kunſt und Natur zu ſchwatzen; der naturgemäße Weg, von den Griechen etwas zu lernen, war bereits durch Winckelmann eingeſchlagen, und Göthe konnte nichts Nützlicheres thun, als ſeinen Bilderatlas zu vervollſtändigen, die Beſchreibung der Kunſtwerke zu erweitern, zu vertiefen, zu ergänzen, im Anſchluß an ſie eine vollſtändige Geſchichte der griechiſchen Kunſt zu liefern und auf Grundlage derſelben dann eine verläßliche Theorie der griechiſchen Kunſt aufzubauen. Eine ſolche Geſchichte der griechiſchen Kunſt hätte ſich ebenſo praktiſch zur allgemeinen Kunſtgeſchichte, eine ſolche Theorie der griechiſchen Kunſt zur allgemeinen Äſthetik erweitern laſſen.

Statt eines ſolchen naturgemäßen Planes eines kunſtwiſſenſchaftlichen Werkes oder einer ihm vorarbeitenden Kunſtzeitſchrift verſuchte Göthe in ſeiner Einleitung all ſein confuſes und zerfahrenes Dilettantentreiben ſeit zwanzig Jahren her endlich a priori unter einen Hut zu bringen, die viele vertändelte Zeit auf dieſe Weiſe zu retten und ſich ſogar noch den Schein eines Kunſtſchriftſtellers zu geben, wie die Welt eigentlich noch keinen beſeſſen. Nichts charakteriſirt ſeine Methode, ihre wunderliche Miſchung von Oberflächlichkeit und Gründlichkeit, Empirismus und Phantaſterei, Pedanterie und echtem Kunſtſinn kürzer und beſſer, als das Schema, das er ſeiner „Einleitung" als „Einleitung" vorausſchickt:

nicht in's Leben ein; die Kunſt ſoll und muß das aber! Sehen Sie, die Griechen hatten keinen Himmel und keine Hölle; wenn wir Todesgedanken darſtellen wollen, haben wir viel erhabenere und wahrere Ideen als ſie zu geben: ſie machten auf ihren Sarkophagen Bacchanalien, brachten die in äußere Kultverbindung, haben aber doch ihre Geiſtesarmuth in dieſer Richtung nicht verſtecken können." Geſpräche mit Cornelius von Max Lohde. Lützow, Zeitſchrift für bildende Kunſt. III. 8.

„Veranlaſſung des ſymboliſchen Titels — Das Werk ſoll eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmoniſch verbundener Freunde über Natur und Kunſt enthalten — Aufmerkſamkeit des Künſtlers auf die Gegenſtände — Bemerkungen — Praktiſcher Gebrauch — Mittheilung — Betrachtungen — Gefahr der Einſeitigkeit — durch Verbindung mit mehreren Gleichdenkenden vermindert — Freundſchaftliche Verbindung zu fortſchreitender Ausbildung — Vortheile des Geſprächs — eines Briefwechſels — kurzer Aufſätze — Verhältniß des Schriftſtellers zum Publikum — in früherer Zeit — in ſpäterer — Wünſche — — Übereinſtimmung der Verfaſſer im Ganzen — Abweichung im Einzelnen — Harmonie mit einem Theile des Publikums — Disharmonie mit einem andern — Beharrlichkeit auf einem Bekenntniſſe — Natur — Forderung an den Künſtler, daß er ſich an die Natur halten ſolle — Größe dieſer Forderung — Naturſtoffe — praktiſche Ausbildung, ſie zu beherrſchen — theoretiſche Ausbildung — Nöthige Kenntniſſe — Schwierigkeit, aus der Schule des Anatomen, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers aufzuſuchen, was zum Zweck des Künſtlers dient — die menſchliche Geſtalt kann nicht allein durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden — in der Kenntniß liegt die Vollendung des Anſchauens — Beiſpiel vom Naturbeſchreiber, der zugleich Zeichner iſt — Überblick über organiſche Naturen überhaupt — die vergleichende Anatomie erleichtert ihn — organiſches Verfahren der Natur — organiſirendes Verfahren des Künſtlers — Unorganiſche Naturen — Kenntniß derſelben erleichtert — Allgemeine Naturwirkungen — nöthige Einſicht in ihre Geſetze — Töne — Farben — — Kunſt — Aufſatz über bildende Kunſt zunächſt verſprochen — Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen — Gegenſtand durch den Künſtler ergriffen — Kunſtkreis abgeſchloſſen — Fabel, Inhalt des Kunſtwerks — Sorgfalt bei der Wahl — ausführliche Abhandlung zunächſt — Behandlung — geiſtige — ſinnliche — mechaniſche — — Der Menſch leidet von ſeinem Zeitalter, wie er von demſelben Vortheil zieht — Einfluß des Publikums auf die Kunſt — Einſtimmung des Künſtlers — Zufriedenheit Beider mit einander — Einzelnes Beiſpiel, Schwierigkeit, von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen — Wirkung eines Aufenthalts in Italien auf den Künſtler — Sein Schickſal nach ſeiner Zurückkunft — Wirkung ſchlechter und guter Kunſtwerke auf Empfindung und Einbildungskraft — Die Neuern nennen die Alten ihre Lehrer und entfernen ſich von ihren Maximen — einzelne Beiſpiele — Vermiſchung der Kunſtarten als Zeichen des Verfalls — Beiſpiel von der Bildhauerkunſt — Auszuſprechende Maximen — ſie ſind aus den Kunſtwerken gezogen — ſind von dem Künſtler praktiſch zu prüfen — ſind bei Beurtheilung alter und neuer Kunſtwerke zu Grunde zu legen — Eine genaue Kritik der ältern ſowohl als neuern Kunſtwerke nöthig — Beiſpiel von der wachſenden Kenntniß des Liebhabers in der plaſtiſchen Kunſt — höchſter Grad der Einſicht — mehrere Menſchen können darnach ſtreben — — Von Kunſtwerken ſollte man eigentlich nur in ihrer Gegenwart ſprechen — doch läßt ſich auch für ſolche Leſer ſchreiben, welche die Werke geſehen haben und ſehen werden — Wie man auch den übrigen nützlich ſein kann — Nur auf dem höchſten und genaueſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte ruhen —

Psychologisch-chronologischer Gang des Auf- und Absteigens der bildenden Kunst — Beurtheilung der alten und neuen Kunst nach Grundsätzen — Maximen am nöthigsten bei Beurtheilung der gleichzeitigen Künstler — Ausdehnung des Werks auf andere Gegenstände — Theorie und Kritik der Dichtkunst wird sich besonders an diese Arbeit anschließen — — Über Kunstlokal — Italien als ein großer Kunstkörper, wie er vor Kurzem noch bestand — Zerstückelung desselben — Kunstkörper in Paris — Was Deutschland und England thun sollte, einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorschläge künftig." [1]

Zur Verwirklichung dieses gigantischen Programms, das schon unseren heutigen nationalen und internationalen Museen, Kunstausstellungen, Kunstreisen, Preisausschreiben und anderweitigen Anstalten für Kunst, Künstlerbildung und Kunstpflege vorauseilte, hätte Göthe wenigstens einen Napoleon zum Protector, Rom, Florenz, Paris und London zum abwechselnden Aufenthalt und die ersten Kunstkenner und Künstler Europa's zu Mitarbeitern haben müssen. Die Mittel in Weimar reichten nicht aus.

Der treue Heinrich Meyer arbeitete zwar recht fleißig. „Als Beschreiber von Kunstwerken, namentlich als sorgfältiger Beobachter der stilistischen Unterschiede hat er sich eine wohlverdiente Anerkennung verschafft, auch die Münzen fleißig herangezogen; aber als Kenner und Kritiker hängt der Zopf ihm hinten." [2] Wegen seiner sorgsamen Beobachtung haben seine Beiträge zu den „Propyläen": „Über die Gegenstände der bildenden Kunst", „Über etrurische Monumente", „Niobe mit ihren Kindern", „Über Masaccio" und „Über Raphaels Werke, besonders im Vatican", noch heute einigen Werth. „Sein Aufsatz ‚Über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste' enthält Winke, welche auch heute noch Beachtung verdienen und welche damals für die Kunstpflege in Weimar manche erfreuliche Früchte zeitigten." Aber gegen die Leistungen späterer Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller verschwinden seine kleinen Tractate denn doch wie ein Minimal-Versuch, und ohne seine Beziehung zu Göthe wäre er wohl nie zu einer europäischen Berühmtheit gelangt [3]. Viel unbedeutender und in fast lächerlichem Gegensatz zu dem weitgezogenen Programm der Zeitschrift standen Göthe's eigene Beiträge.

Zum I. Band (1798 und 1799) lieferte er ein kleines Aufsätzchen

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 7. 8.

[2] L. v. Urlichs, Göthe und die Antike. — Göthe-Jahrbuch III. 16. — „Er ist ein Kohlstrunk und wird ein Kohlstrunk bleiben", schrieb Herder über Meyer aus Rom. — Herders Reise nach Italien. Gießen 1859. S. 273.

[3] Alphons Dürr, Joh. Heinrich Meyer. Lützows Zeitschrift. XX. 61. 62.

über „Laokoon“ [1], ein kurzes Geſpräch „Über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke“ [2] und fing dann, da Kenntniſſe und Arbeitskraft bei ſo vielen anderen Geſchäften nicht zu raſchem Arbeiten ausreichten, „Diderots Verſuch über die Malerey“ [3] zu überſetzen an. Er brauchte bloß einige Anmerkungen dazu zu machen; das war leichte Arbeit.

Im II. Band (1799) ward die Überſetzung aus Diderot fortgeſetzt und mit einem äſthetiſchen Salongeplauder begleitet, das geiſtreicher Bemerkungen nicht entbehrt, aber höchſtens dienen konnte, modiſche Kunſtliebhaber auf ein ernſteres Kunſtſtudium hinzulenken. Das eigentliche Studium blieb ihnen überlaſſen. Das Stück heißt: „Der Sammler und die Seinigen“ [4].

Im III. Band (1800) war die ganze grandioſe äſthetiſch-kunſtgeſchichtliche Seifenblaſe ſchon am Platzen. Göthe hatte nichts Druckbares zur Hand als „Einige Scenen aus Mahomet, nach Voltaire, von dem Herausgeber“ und hinten S. 165 eine „Flüchtige Überſicht der Kunſt in Deutſchland“, S. 169 eine „Dramatiſche Preisaufgabe“ und S. 174 die „Ankündigung“ eines kleinen dramatiſchen Feſtprologs „Paläophron und Neoterpe“.

Ein IV. Band — erſchien nicht mehr. Die Zeitſchrift brachte es nicht über 450 Abonnenten; die Zahl ſank bald auf 300. Schon Aufſätze wie „Der Sammler und die Seinigen“ waren dem Modepublikum zu hoch. Göthe verlor den Muth und ließ ſeine „Propyläen“ nach dreijährigem kümmerlichem Vegetiren den „Horen“ in die Unterwelt folgen.

Weit beſchämender für Göthe als das äußerliche Fiasko der Zeitſchrift, das ſich ſchließlich durch die Theilnahmsloſigkeit des deutſchen Publikums entſchuldigen ließ, war der innere Zuſammenſturz ſeines helleniſchen Kartenhauſes. Kunſt und Natur, Himmel und Erde, alle Wiſſenſchaften und alle Künſte ſollten nach ſeinem Verſprechen in den Vorhallen der Akropolis verhandelt und das Geheimniß der Kunſt, wenn nicht gelüftet, doch einer Enträthſelung nahe gebracht werden — und nun, nach einigen Aufſätzen, von denen die ſachlich werthvollſten der Schweizer Heinrich Meyer geſchrieben hat, iſt die deutſch-helleniſche Bildung richtig wieder bei Diderot und Voltaire angelangt. Ein paar Scenen aus „Mahomet“ und etwas leichtfüßiges Kunſtgeplauder aus Paris — das

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 31—41.

[2] Ebdſ. S. 97—102. [3] Ebdſ. S. 47—102.

[4] Ebdſ. 107—158. Vgl. L. v. Urlichs, Göthe und die Antike. Göthe-Jahrbuch III. 19.

ist schließlich das Kunstgeheimniß und die „deutsche" Bildung, mit welchen man aus diesen „Propyläen" entlassen wird.

Zur Charakteristik dieser Kunstweisheit läßt sich nichts Bezeichnenderes sagen, als was Schiller von Diderot berichtet, nachdem er die Handschrift seiner Lebensbeschreibung gelesen hatte[1]:

„Diderot hatte lange und oft mit dem Mangel zu kämpfen; viele seiner Schriften danken ihre Entstehung seinem Bedürfniß, noch mehrere einer Herzensangelegenheit mit einer Madame de Roussieux, die ihn tüchtig in Contribution setzte. Madame brauchte funfzig Louis am Charfreitag. Er schrieb „Pensées philosophiques" und brachte ihr auf Ostern funfzig Louis. So ging's mit fünf und sechs andern Werken. Advocatenreden, Missionspredigten, adresses au Roi, Dedicationen, Avertissements, Bettelbriefe und Anzeigen neuer Pomaden flossen aus seiner Feder."

Am meisten wirkte Göthe mit seinen „Kunstfreunden" von Weimar noch dadurch, daß er überhaupt das Interesse für Kunst belebte, junge Talente zur Thätigkeit anspornte und durch Ausstellungen und Ausschreiben von Preisaufgaben Künstler und Publikum gleichzeitig zu fördern suchte. Dieses fein Mäcenatenthum war indeß nicht frei von einer gewissen Kunsttyrannei und einem die Künstler beengenden Pedantismus. Durch Aufstellung und Begrenzung ganz bestimmter Vorwürfe entzog er dem Künstler die freie Wahl und drängte ihm mit dem Stoff schon einigermaßen seinen Geschmack auf[2]. Die Folgen hiervon hat Philipp Otto Runge, einer der talentvollsten jüngeren Maler jener Zeit, von Göthe selbst hochgeschätzt und wiederholt belobt[3], in seinen Briefen sehr

[1] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. I. 162.

[2] Die erste Preisaufgabe 1799 war „Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend". „Man mag die Scene als Geschichte, als symbolische Darstellung oder bloß in Rücksicht auf das rein Menschliche betrachten, so spricht sie sich allemal vollkommen aus, wirkt angenehm auf jedes Auge, jedes Gefühl", sagt Göthe. Die zwei Aufgaben von 1800: „Hektors Abschied von Andromache" und „Odysseus und Diomedes, welche die Pferde des Rhesos rauben"; die von 1801: „Achill auf Skyros" und „Der Kampf Achills mit den Flüssen"; die von 1802: „Perseus und Andromeda"; die von 1803: „Ulyß, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein betrügt" und „Die Küste der Kyklopen, nach homerischen Anlässen"; die für 1804: „Das Menschengeschlecht vom Element des Wassers bedrängt" (allenfalls „Sündfluth"); die für 1805: „Ein beliebiger Gegenstand aus den Arbeiten des Herkules"; mit Ausnahme des vorletzten lauter griechische, meist mythologische oder mythologisch gedachte Stoffe. — Vgl. Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 767—801.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 183. — Philipp Otto Runge, Hinterlassene Schriften. Hamburg 1840. II. 307. 316. 329. 363. 388. 409. „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzüglich Talent, sein wahres treues Wesen als Künstler und Mensch, erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bey mir u. s. w." II. 423. 529 ff.

anſchaulich geſchildert[1]. Als er im Sommer 1801 die Aufgabe „Der Kampf Achills mit den Flüſſen“ zu löſen verſuchte, trieb ihn ſein künſtleriſcher Geiſt, ein feſtes hiſtoriſches Moment zu wählen, aber das hatte Göthe ſelbſt in ſeinem Ausſchreiben nahezu unmöglich gemacht, indem er dem Künſtler rieth, den ganzen 21. Geſang der Ilias zu leſen. Der Maler Hartmann, der frühere Weimarer Preiſe gewonnen hatte und den Runge befragt, meinte ſelbſt, Göthe hätte hier einen Fehler gemacht und den Künſtler zum Allegoriſiren und Symboliſiren hingetrieben. „Es gibt hier,“ ſagt er, „eigentlich keinen Moment darzuſtellen, ſondern die ganze Compoſition iſt ſymboliſch, und wir können ſie nur rein einſehen, wenn wir die Sache auf die platte Proſa zurückführen und dann dieſe Proſa ganz verlaſſen. Die Stelle iſt der höchſte Punkt der Ilias, wo Achill ſelbſt den Göttern widerſteht.“[2] Je länger und ernſtlicher ſich Runge mit dem Gegenſtand beſchäftigte, deſto tiefer empfand er das Unfruchtbare, das in dieſer künſtlichen Auferweckung der Antike lag:

„Der Achill und Skamander, ſammt den Sachen, wie das nach und nach zur Vollendung gebracht werden ſoll, iſt doch am Ende ein vergeblicher Wunſch; wir ſind keine Griechen mehr, können das Ganze ſchon nicht mehr ſo fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunſtwerke ſehen, viel weniger ſelbſt ſolche hervorbringen, und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern? Die neue Aufgabe („Perſeus und Andromeda“) ‚läßt viel Empfindung und Symboliſches zu‘; nun können wir ſitzen gehen und empfinden; das heißt uns: beim verkehrten Ende anfangen. — Der Tireſias iſt ‚eine neue Entdeckung in der Compoſition,‘ — ja, die Leute jagen nach Sujets, als wenn die Kunſt darin ſtäke, oder als wenn ſie nichts Lebendiges in ſich hätten. Muß denn ſo etwas von außen kommen? Haben nicht alle Künſtler, die noch ein ſchönes Kunſtwerk hervorbrachten, erſt ein Gefühl gehabt? Haben ſie ſich zu dem Gefühl nicht das paſſende Sujet gewählt?“[3]

Obwohl Runge ſeinen erſten Erfolg, nicht ohne Anregung von Verſen Herders und Göthe's, mit einem mythologiſch-ſymboliſchen Bilde, „Triumph des Amor“, erlangt hatte, ſo war er doch zu tief religiös, ernſt und ideal angelegt, um jene künſtliche, methodiſche Züchtung eines neuen Kunſt-Griechenthums zu ertragen. Er fühlte die ganze Unnatur eines Strebens, das, alle hiſtoriſche Entwicklung verläugnend, über die Jahrhunderte hinweg in's Alterthum zurückſprang und die Kunſt von Neuem zur Religion machte.

---

[1] Ph. O. Runge, a. a. O. II. 112. [2] Ebdſ. II. 77. 78.
[3] Ebdſ. I. 5. 6. Vgl. Chr. Schuchardt, Die Göthestiftung u. ſ. w. Weimar 1861.

„Die Religion iſt nicht die Kunſt," ſchrieb er ſeiner Schweſter[1]; „die Religion iſt die höchſte Gabe Gottes, ſie kann nur von der Kunſt herrlicher und verſtändlicher ausgeſprochen werden. Es gibt ein böſes Weſen in der Welt, das eben ſo den Schein für ſich hat und das eben ſo nach der Erſcheinung ſtrebt, wie das Gute, aber die lebendige Kraft iſt nicht in ihm, und es erliſcht zuletzt in ſich ſelbſt: das iſt das, was jetzt in der Welt regiert und überall die Oberhand hat. Aber das kann nicht ſo bleiben und wird alles bald anders."

Als Ausgangspunkt aller wahren Kunſt erſchien ihm „unſere Ahnung von Gott", dann „die Empfindung unſerer ſelbſt im Zuſammenhang mit dem Ganzen". Aus dieſen beiden leitete er dann „Religion und Kunſt her: d. i. unſere höchſten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken; und da ſucht denn die bildende Kunſt zuerſt: 1. den Gegenſtand, 2. die Compoſition, 3. die Zeichnung, 4. die Farbengebung, 5. die Haltung, 6. das Colorit, 7. den Ton"[2].

„Und was ſoll nun herauskommen," ſo frägt er ſich, Angeſichts dieſer thatſächlichen Stufenfolge, die vom Innern zum Äußern, vom Weſentlichen zum Zufälligen folgerichtig fortſchreitet, „was ſoll nun herauskommen bei all' dem Schnickſchnack in Weimar, wo ſie unklug durch die bloßen Zeichen etwas wieder hervorrufen wollen, was ſchon dageweſen? Iſt das denn jemals wieder entſtanden? Ich glaube ſchwerlich, daß ſo etwas Schönes, wie der höchſte Punkt der hiſtoriſchen Kunſt war, wieder entſtehen wird, bis alle verderblichen neueren Kunſtwerke einmal zu Grunde gegangen ſind."[3]

„Die Sache war recht gut im Anfange," ſagte er von den Weimarer Kunſtfreunden[4], „wenn man da vorausſetzen konnte, daß ihnen ein weit größerer Umfang von Kenntniſſen zu Gebot ſtand und ſie nur erſt etwas herausließen; aber ſo iſt das die allergrößte Extenſion geweſen und die ſie am Ende bloß als Idee hatten und die nun immer einſeitiger wurde. — Denn zuerſt glaubte man doch, daß ſie von allen den Forderungen auch den Grund angeben würden; ſie haben aber eben die Sache auf eine individuelle Anſicht und Meinung ohne feſten Grund gebaut und wer ſich ſo ernſtlich geberdet, und ſo wichtig thut, wenn er auf Sand baut, der iſt es billig werth, daß ſein Haus bei der erſten Überſchwemmung wegtreibt."

Für die falſche Richtung überhaupt, wie für die einzelnen Preis-Recenſionen machte Runge anfänglich mehr Heinrich Meyer verantwortlich, als Göthe[5]: „Es iſt nicht Göthe, der das Falſche will, vielmehr kommt das Gute, was in Weimar iſt, gewiß von ihm . . . Unterdeſſen iſt es

[1] Ebdſ. II. 148. Vgl. II. 124. [2] Ebdſ. I. 13. 14.
[3] Vgl. das Urtheil Tiecks über die Weimarer Ausſtellung. Ebdſ. II. 116.
[4] Ebdſ. II. 166. [5] Ebdſ. II. 120.

ſehr bekannt, daß der Meyer in Weimar alle die Recenſionen macht und auch die Aufgaben, und daß Göthe ihm ſehr nachſieht." Indeſſen ließ er ſich denn doch von Göthe's ſonſtigem Ruf nicht beſtechen, und als ein Freund ihm ſchrieb, die in Weimar würden ſich ſo ſchnell nicht ergeben, da antwortete er:

„Das iſt deſto kläglicher und ſchlimmer für ſie. Erſtlich hat Göthe ſelbſt in den Propyläen nichts gemacht, als die Vorrede und den ‚Kunſtſammler und die Seinigen', und von den andern Aufſätzen hat er nur ein paar durchcorrigirt. Und zweitens, wenn auch das andere von G. wäre, ſo verliert doch der Grund und wie ſie alles angeſehen haben, nichts von ſeiner Trivialität; denn was hat man ſich nach ihren Worten für eine Idee von Gründlichkeit und von Dingen, die kommen würden, gemacht und machen müſſen und — was iſt gekommen? Die größte Weisheit ſitzt in der Vorrede und das iſt das vollendetſte von allem, auch was nachgekommen iſt, ſie haben nicht einmal gewollt, daß man zu einer wirklich vollendeten Einſicht gelangen ſollte, ſondern haben jenes zum Grunde gelegt und ſind davon ausgegangen d. h. ſie ſind auf die trübſeligſte Weiſe von der Regel abgewichen, haben ſich geſtellt, als hätten ſie eine wunderhohe Anſicht von der Kunſt, und haben doch keine gehabt; denn iſt irgendwo eine Spur in allem zu finden, die auf den lebendigen Punkt hinführte, woher alles kommen muß, und um die Ausſicht auf dieſen Punkt zu reinigen? Wenn Göthe ſo etwas thun kann, wie dieſes nun doch durch ihn geſchehen iſt, daß Sachen in die Welt hineingeſchrieben werden, wovon er nicht gewiß iſt, daß ſie den Menſchen aus ſich wieder in die Kunſt zeigen, ſo achte ich ihn nicht, und wenn es zehnmal Er iſt, ſo iſt es doch nur Rauch und Qualm. — Daß Gutes daraus entſtanden iſt, gebe ich gern zu, aber das iſt doch nur inſofern entſtanden, da man einſieht, daß dieſes die Sache noch nicht iſt. Nun bleibt er beim Schwatzen — ja, was iſt denn das? Damit wird die Lüge nicht wahr, daß man ihm den Mund nicht ſtopfen kann. — Lieber, werde nicht böſe, daß ich ſo heftig geworden, aber ich verſichere es Dir, der Göthe hat mich mit all dem verſt. . . . . Zeuge nahe an den Abgrund gebracht, und was mich gerettet, iſt das, was er nicht glaubt. Ich habe eine ordentliche Bosheit auf ihn. Sich mit ſolcher Prätenſion ſo wichtig machen — und ‚ſeine ganze Kraft iſt nur in ſeinem Schnabel'![1]

Das iſt ſcharf geſprochen, aber nur allzu wahr.

Zwar milder in der Form, aber ſachlich nicht weniger ungünſtig lautet das Urtheil des ſonſt für Göthe warm begeiſterten Kunſtforſchers Felix v. Rumohr[2]:

„Von Göthe verletzte Künſtler und Kunſtfreunde mögen nie aus den Augen laſſen, daß Göthe in ſeiner dichteriſch-philoſophiſchen Ausbildung der

[1] Ebdſ. II. 172. 173.

[2] Drey Reiſen nach Italien. Leipzig. Brockhaus. 1832. S. 18.

Kunst und allem sie Angehenden der Welt das ehrenvollste Zeugniß abgegeben und durch Lehre und Beispiel einer ganz von ihr abgewandten Zeit für sie die größte Achtung mitgetheilt. Anderseits ist freilich auch nicht zu verkennen, daß seine historischen Kenntnisse und technischen Einsichten weder sehr mannigfaltig, noch selbst zusammenhängend waren; daß er in seinem langen Leben für die Kunst nie einen festen Standpunkt gewonnen, häufig dem Einflusse niedriger gestellter Kunstfreunde sich hingegeben hat, daher nicht selten in Widersprüche und Schwankungen verfallen ist, welche in dieser Hinsicht seinem Ansehen schaden mußten."

Ein wahrhaft großer Künstler ist aus der Weimarer Schule nicht hervorgegangen. Carstens und Koch lebten in Rom. Dort, in der Casa Bartholdi und in der Villa Massimi, fanden sich Peter Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow zusammen, die Überwinder des steifen, akademischen Classicismus, die Neubegründer einer echt nationalen Kunst, die geistigen Führer der Kunstschulen zu München und Düsseldorf.

Nicht einmal in der Nachahmung griechischer Plastik, in welcher Göthe den Höhepunkt aller Kunst erblickte, hat Göthe's Weimar etwas Bedeutendes geleistet. Der Genfer Pradier vollendete seine Phryne, Psyche, Sappho durchaus selbständig in Paris, nicht nach Göthe's und Meyers schematischen Papieren. Der Italiener Canova hatte in Rom selbst Zopf und Antike vor sich und vermochte, trotz der besten antiken Vorbilder, den Zopf nicht völlig zu überwinden. Wer aber den Griechen in edler Ruhe und Würde am nächsten kam, das war kein von Göthe gezüchteter Deutsch-Hellene, sondern Bartel Thorwaldsen, dessen Großvater ein isländischer Pfarrer, dessen Vater ein Kopenhagener Schiffsmaler, dessen Künstlerheimath aber Rom war. Da hat er gelebt und gewirkt von 1796 bis 1841, da hat ihn Pius VII. in hochsinnigster Weise begünstigt und selbst besucht, da nannte ihn ein italienischer Dichter neidlos

l'islandico scultor! emulo a Fidia!

Thorwaldsen hat wirklich einem Phidias nachgestrebt, Göthe aber Voltaire übersetzt und Diderot ausgeschrieben: da endigt die Kunstweisheit seiner „Propyläen".

16. Die erste Aufführung des Wallenstein.

1798. 1799.

„Weimar war die Wiege des idealen Dramas, die Stätte, wo der richtige und schöne Vortrag der Verse durch Göthe eingeübt wurde, sobald es möglich war."

Unsere Zeit. 1866. II. 572.

„Wenn das sämmtliche subalterne Personal nach und nach eine Nacht auf der Hauptwache wird zugebracht haben, so hoffe ich, soll unsere Sache vortrefflich stehen."

Göthe an Kirms.

Eine der Haupturſachen, welche Göthe's dichteriſche Entwicklung und zugleich ſein kunſttheoretiſches und kunſtgeſchichtliches Studium am meiſten hemmte, iſt nicht ſo ſehr in ſeiner beſonderen Eigenart, als in der ganzen Strömung des damaligen Geiſteslebens zu ſuchen. Es war die Revolution, die in allen jüngeren Köpfen ſpukte, und die Philoſophen wie die Dichter, die Kunſttheoretiker wie die ausübenden Künſtler auf mannigfache Irrwege leiteten. Anſtatt ſich ruhig nach dem Plan des damaligen Unterrichtsweſens auszubilden, erſt durch gründliche humaniſtiſche, dann philoſophiſche, dann ſpecielle fachmäßige Studien, warfen die jungen Genies faſt ſämmtlich ſchon während ihrer Gymnaſialſtudien alle Ehrfurcht für die Autorität und das Beſtehende über Bord, füllten ſich den Kopf mit neuer Modewaare und Revolutionsliteratur, verachteten Regel und Form und dichteten darauf los, wie es ihnen in den Sinn kam. Ihre Liebſchaften ſchrieben ſie theils in Romanen nieder, theils in Dramen, ohne auch nur oberflächlich die Technik des Theaters ſtudirt zu haben. Dabei mußten nothwendig Ungeheuer herauskommen, voll poetiſcher Ideen, aber formlos, übertrieben, unaufführbar. Nur die Scheere der Theaterdirectoren konnte den „Götz" und die „Räuber" bühnenfähig machen. Hatten die Genies nach einer größern oder geringern Zahl von Liebesabenteuern endlich etwas ausgetobt, ſo ſchlugen ſie nun in's Gegentheil um und wurden die krittlichſten Kunſtphiliſter. Da ſie meiſt alle praktiſche und poſitive Religion bei Seite gelegt hatten, ſo wandte ſich ihr ganzer Ernſt der Kunſt zu: ſie wurde ihnen nun zur höchſten Lebensaufgabe, Kunſt, Philoſophie, Religion

zugleich, der Inbegriff ihres geistigen Lebens. Nicht bloß von den deutschen Philosophen, sondern auch von den deutschen Dichtern und Schöngeistern setzte sich Jeder im vollsten Ernste daran, eine neue „Weltanschauung" — Philosophie zugleich und Religion, Kunsttheorie und private Lebensidee umfassend — auszubrüten. Diese wurde in den zahlreichen Zeitschriften fragmentarisch entwickelt, ganz und theilweise zurückgenommen, weitergeführt, bekämpft und vertheidigt, wie es sich traf. Die Kritik bemächtigte sich der geistreichen Fragmente sofort, lobte, tadelte, zankte, stritt, tödtete und machte wieder lebendig, verdammte und verhimmelte. Aus jedem von der Kritik abgesäbelten Drachenköpfchen wuchsen wieder zwanzig oder dreißig neue. Die Gährung blieb in lustigem Fluß, und da die Schreiberei anfänglich auch ihren Mann nothdürftig ernährte, so drängten sich immer zahlreichere Genies auf den Olymp.

Das Dichten, sonst die schönste Sache von der Welt, wurde aber jetzt das beschwerlichste Brutgeschäft unter der Sonne. Aus einer artigen vergessenen Novelle ein Drama zu gestalten, wie einst Shakespeare und Calderon gethan, das war zu trivial, das hielt man für gar keine Kunst mehr. Es mußte in jedem Stück wo möglich eine ganze neue Weltanschauung auf's Tapet gebracht, die ganze Welt neu geschaffen werden. Es entstanden nun andere Arten von poetischen Ungeheuern: der philosophische „Nathan", der ohne Kürzung nicht aufzuführen war; der alchymistische „Faust", der nicht fertig wurde, weil es dem Dichter selbst nicht gelang, seine neue Religion mit dem alten Heidenthum zu vereinbaren; der politische, weltbürgerliche „Don Karlos", so lang, daß man einen halben Tag daran spielen konnte, und so vielumfassend, daß der Dichter selbst Commentare darüber schreiben mußte. Es war die helle Unnatur. Selbst die Tragödie der Alten, obwohl religiösen Ursprungs, setzte sich denn doch nicht zum Ziel, Religion und Wissenschaft ersetzen und die höchste Bildung darbieten zu wollen. Das Theater war dem Griechen eine ernste, würdige Erholung — aber schließlich eine Erholung.

Schiller litt geistig und körperlich unter dem Frohndienst, zu welchem haltlose Speculation und zerstörende Kritik das Loos des dramatischen Dichters gestaltet hatte. Die Anstellung als Professor der Geschichte warf ihn noch weiter aus der naturgemäßen Bahn seines Talentes. Als er vollends erst für sich, dann mit Göthe, sich aus der Weltgeschichte in das Reich der ästhetischen und philosophischen Speculation verlor, schien sein dramatisches Genie völlig zu ersticken. Er stellte über seinen Herzog von Friedland solche historische Studien an, als ob er ein zehnbändiges Ge-

schichtswerk hätte schreiben wollen; er brütete über Willensfreiheit, Schicksal, dramatische Einheit und Entwicklung so lange, daß alle poetische Frische und Kraft zu erliegen drohte. Der Stoff wuchs zu einem riesigen, tausendfach verschlungenen Berggewirre an, aus dem kein Pfad mehr hinauszuführen schien. In fünf Acte ließ sich diese Encyklopädie von Geschichte, Culturgeschichte, Schicksalsphilosophie, Charakterstudien, ästhetischen Beobachtungen und Reflexionen gar nicht mehr unterbringen. Das Stück konnte höchstens zu einem jener zehntausend Stadien langen Lindwürmer werden, mit welchen Aristoteles die endlosen episodischen Dramen vergleicht. Nach sieben Jahren Studium wußte Schiller nicht einmal, ob er das Stück eigentlich in Versen oder in Prosa schreiben sollte, während doch das Studium der Alten wie jenes des Shakespeare deutlich genug auf den Vers hinwies.

Ganz vergeblich waren bei einem so glücklich angelegten Geiste die Mühen und Leiden jener sieben Jahre nicht. Was er in der Jugend versäumt, ward reichlich nachgeholt. Er rang sich zwischen Irrungen aller Art zu einem reichen Schatz philosophischer Ideen, praktischer Kunstmaximen und ethischer Weltbetrachtung empor. Das geistige Ringen verlieh ihm eine mächtige Schwungkraft, das Leiden läuterte sein Herz zugleich und seinen Geist, und näherte ihn wieder den christlichen Idealen. Ein weit ausschauendes Geschichtsstudium machte ihn nach und nach mit fast allen wichtigeren Kreisen der Weltgeschichte bekannt, allerdings nicht im Sinne eines Historikers, sondern in jenem des dramatischen Dichters, der auf der Suche nach Stoffen ist [1].

Endlich sollte sich auch aus dem Wallenstein-Labyrinth ein Ausweg finden. Aristoteles, Sophokles und Shakespeare leisteten dabei wesentliche Dienste. Von nicht geringerer Bedeutung war es, daß beide Dichter, Göthe und Schiller, sich nunmehr von der nüchternen Theaterprosa der Aufklärungsperiode wieder entschieden zum Vers bekehrten.

„Man sollte," schrieb Schiller [2], „wirklich alles, was sich über das gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird . . . Der Rythmus bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das gröbere bleibt zurück, nur das geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden."

---

[1] Viehoff, Schillers Leben und Werke. III. 84 ff. — Palleske. II. 412 ff. Janssen, Schiller als Historiker.

[2] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 328. 329.

Auch Göthe gingen hierüber endlich die Augen auf:

„Alles poetische sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich jemand in seinen Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja, daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rythmisch sein und man würde alsdann eher sehen wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter fast nichts übrig als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er nothwendig rythmisch werden." [1]

Der Wallenstein wurde nun in Jamben umgesetzt und erhielt ein viel besseres, poetischeres Ansehen. Nur ging die Exposition jetzt zu sehr in die Breite, was Schiller der „poetischen Gemüthlichkeit" der Jamben zuschrieb, was aber weit mehr darin lag, daß der weite Stoff noch nicht genug disponirt war.

Göthe, der den Dichter einst auf die Professoren-Laufbahn verführt hatte, sollte ihn nun auch wieder aus dem breitangeschwollenen historischen Stoff hinausleiten, nicht so sehr durch kunstrichterlichen Rath, als durch ein höchst realistisches Drängen als Chef der Theatercommission. Als solcher hatte er einen viel praktischeren Blick, denn als Redacteur der Propyläen. Weßhalb sich im Frühjahr 1798 unter seinen zwanzig proteischen Gestalten gerade diese in den Vordergrund drängte, ist schwer zu sagen. Denn unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Schweizerreise (20. November 1797) trieb er wieder alles Erdenkliche.

Als Hofmann mußte er Herzog und Herzoginnen über seine Reise unterhalten, als Theaterchef mußte er die Vorstellungen besuchen und die Schauspieler kritisiren, als herzoglicher Familienrath hatte er mit dem Schloßbau und vertraulichen Finanzgeschäften zu thun, als Reiseschriftsteller wollte er das Actenmagazin ordnen, das er aus der Schweiz mit

[1] Ebdf 330. In weiteren Kreisen dauerte die Frage, ob Vers, ob Prosa im Drama, noch lange weiter. Die Schauspieler wie das Publikum waren nur an den prosaischen Conversationston gewöhnt, der nothwendig allen poetischen Schwung darnieder hielt. S. E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. S. 9 ff.

nach Hause gebracht und das trotz aller Schemata nun doch noch nicht schematisirt war. Im December starb der Wirkliche Geheimerath Schnauß, und Göthe mußte nun auch eine Art Oberaufsicht über die herzogliche Bibliothek und das Münzkabinet übernehmen. Dazu hatte er die Theatercontracte in Ordnung zu bringen und die Theaterrechnungen abzuschließen, über die weitere Erziehung des Prinzen Rath zu geben, stellte die von Meyer mitgebrachten Kunstschätze in seinem Hause aus und machte dabei den Cicerone, plante ein großes Epos, die „Achilleis", die ein Seitenstück zur Ilias werden sollte, und überlegte ein Drama im Ton von „Hermann und Dorothea". So ging es hinüber in's Jahr 1798. Jetzt lief er in eine Menagerie, die gerade in Weimar war, jetzt blätterte er in Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur", jetzt mußte er dem Herzog zu lieb die letzte Schrift Burke's Thoughts on a regicide peace lesen. Heute schrieb er an der Farbenlehre, morgen am Faust, übermorgen an der Achilleis, dann wieder am Cellini, an den Propyläen, an den Weissagungen des Bakis, an der Schweizerreise — immer nur ruck-, stoß- und fetzenweise, ohne etwas endgültig abzuschließen. Die Bibliothekdirection übernahm er aber endlich definitiv, und in fast allen wichtigen Angelegenheiten wurde er als Quasi-Minister des herzoglichen Hauses zu Rathe gezogen. Zuletzt erwachte sogar in ihm wieder die einstige Liebe zum Bauernstand und er kaufte im März für 14000 Thaler ein Pachtgut in Oberrosla, ohne Gut noch Gebäude vorher anzusehen. Erst nachdem er den Kauf schon abgeschlossen und 6000 Thaler baar bezahlt, ging er hin, es sich anzusehen, und fand es wenigstens leidlich [1].

Für das Theater interessirte er sich sehr. Bei dem hundertfach verschlungenen Wirrwar seiner Geschäfte war es indeß schlechterdings unmöglich, ihm jene Sorgfalt zuzuwenden, welche eine planmäßige, energische Hebung der Bühne erfordert hätte. Die Hauptsorge für die Geschäfte ruhte auf dem Kammerrath Kirms. Die Schauspieler erhielten noch immer schmale Gage, brachten sie rasch durch, hatten viel Gezänke untereinander und führten sich nicht eben zum Besten auf. Die Stelle der ersten Schauspielerin, welche durch den frühen Tod der Christiane Neumann erledigt worden, war noch immer nicht entsprechend besetzt. Kirms suchte dafür zwei junge Fräulein Koch in Mannheim zu gewinnen, von denen der Schauspieler Beck sagt: „Die Acquisition wäre groß! die Älteste 16, die

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. II. 231 ff. Viehoff, Göthe's Leben und Werke. IV. 8 ff. — O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 211 ff. — Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 1 ff.

Andere 14 Jahre; schön, gesittet, talentvoll, kunstgierig Beide, was gewänne unsere Bühne!" Kirms schrieb ihnen: „Tugendhafte Frauenzimmer werden hier sehr geschätzt und werden dadurch gestärkt, wenn sie Gelegenheit zum Gegentheil bekommen sollten, wozu es aber hier wirklich fehlt. Wenn Sie einen Vormund brauchen sollten, so werden Sie schon brave Menschen finden, die sich Ihrer annehmen." Als Opitz, der Vormund der beiden Mädchen, die Einladung zurückwies, wurde der weimarische Hofjude Jakob Elkan verwandt, die Werbung weiter zu betreiben, jedoch umsonst. Dem Herrn Opitz kam zu Ohren, daß die Unschuld der beiden Mädchen in Weimar nicht sehr gesichert wäre, und Kirms widerlegte diese Befürchtung in solcher Weise, daß Opitz ihm schreiben konnte:

„Unbegreiflich ist mirs aber, wie ein Mann wie Sie junge unerfahrene Mädchen (laut dem Zeugniß Ihres eigenhändig geschriebenen Briefes) auf Dinge aufmerksam machen kann, die sie, zu deren Mädchen eygener Ehre sey es gesagt, noch nicht einmal verstehen, und sich deßhalb von mir erst eine Erklärung ausbitten, was Sie denn nehmlich in Ihrem Briefe damit sagen wollten, eine M..... des Herzogs zu sein und was denn das bedeute, daß Ihr Herzog in diesem Punkte sehr gemäßigt sei? Schamroth stand ich da und wußte gar nicht, was ich denen Mädchen darauf erwiedern sollte." [1]

Die beiden Fräulein Koch kamen nicht; dagegen wurde die siebenzehnjährige Karoline Jagemann, Tochter des Bibliothekars, welche Göthe selbst im Januar 1797 für die Weimarer Bühne gewonnen hatte, wirklich die „M....." des „in diesem Punkte sehr gemäßigten Herzogs" und erlangte als solche einen solchen Einfluß auf die Weimarer Bühne, daß sie durch ihren Hochmuth nicht bloß allen anderen Schauspielerinnen unsäglichen Verdruß bereitete, sondern auch zuletzt Göthe selbst aus dem Sattel hob [2].

Vor der Hand gingen die Dinge noch erträglich; sie zankte sich höchstens mit anderen Schauspielerinnen herum.

Als Göthe von der Schweizerreise heimkam, fand er die Schauspieler, trotz seiner nun schon sechsjährigen Direction, noch so gut wie gar nicht vorgeschritten. Sie standen genau auf demselben prosaischen Niveau, wie die Schauspieler anderer Theater. Prosastücke trugen sie gut vor, für Poesie hatten sie nicht die nöthige Bildung. „Auf einem gewissen ebenen Wege der Natur und Poesie," sagt Göthe selbst [3], „machen sie ihre Sache

[1] E. Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. I. 122. 145. 167. 158. — Düntzer, Göthe und Karl August. II. 231. 232.

[2] Ebdf. II. 169 ff.

[3] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 327.

über die Maßen gut, aber leider im Momente, wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bei dem gelindesten Pathetischen immer eintritt, sind sie gleich null oder falsch." Er kam auf den Gedanken, Schiller die ästhetische Leitung der Bühne zu übertragen, und lud ihn Anfangs December (1797) zu einem Versuch in Weimar ein:

„Sehr nöthig thut unserem Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institute eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen, jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist, freie Wechselwirkung und mechanische Kausalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen." [1]

Um das Interesse am Theater etwas zu heben, ließ Göthe auf Ende April den berühmtesten Schauspieler Deutschlands, Iffland, zu einem Gastspiel einladen und kündigte, als Iffland annahm, das Ereigniß „von Directionswegen" im Reichsanzeiger, in den Erfurter Anzeigen, in der Jenaischen Zeitung und im Weimarischen Wochenblatt an. Kirms versprach sich nicht viel davon; doch Göthe behielt Recht. Das Gastspiel wurde von nah und fern gut besucht, zwischen 380 und 430 Zuschauer bei jeder Vorstellung. Die erhöhten Preise (1 Thlr., 16 Gr., 8 Gr.) schlossen nur „einen gewissen Zirkel" von Zuschauern aus. Göthe war über Ifflands Leistungen außerordentlich entzückt, obwohl sein Repertoire nicht über die allergewöhnlichsten Zugstücke („Der deutsche Hausvater", „Stille Wasser sind tief", „Die verstellte Kranke" u. dgl.) hinausging und von jeder classischen Idealität noch weit entfernt war [2].

Wenn man an die heutigen Theater und Opernhäuser mit ihren 1200, 1500, 1600, 2000, 3000 Plätzen denkt, so kommt es Einem fast etwas wunderlich vor, nicht etwa von den dichterischen Leistungen Göthe's und Schillers, sondern von der „Hebung des Weimarischen Theaters" wie von einem Stück Weltgeschichte zu hören. Es streift ordentlich an Liliputerei. Im Juli 1798 wurde endlich der Riß zum neuen Theater bestimmt, das etwa 200 Leute mehr, also etwa 700 bis 800 Personen fassen und doch „bei weniger zahlreichen Repräsentationen nicht leer aus-

[1] Ebds. I. 337.

[2] Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. S. 23. — Pasqué, Göthe's Theaterleitung. I. 271 ff. — Düntzer, Göthe und Karl August. II. 245. — Strehlke, Göthe's Briefe. I. 337.

sehen sollte"; Ende August war die Ausmalung schon beendet. Göthe war sehr damit zufrieden: „Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein." [1] Alles war leichtes Holzwerk, mit gemalten dorischen Säulen decorirt; die „Pracht" bestand in bronzirten Kapitälern, graugrünlichen Gesimsen und etlichen Masken daran „nach antiken Mustern".

Was dem kleinen Theater einigen Werth geben sollte, das war zunächst Schillers Wallenstein. Göthe hätte mit einer solchen Novität gern im October die Wintersaison eröffnet; aber so weit war es noch nicht [2]. Schiller las ihm im August die zwei letzten Acte vor, so weit sie fertig waren. Aber fertig waren sie noch nicht und das Ganze wurde viel zu lang für eine Theatervorstellung. Nach all den jahrelangen hochfeierlichen ästhetischen Besprechungen über das Wesen und alle Eigenschaften der Tragödie entschied endlich das Ellenmaß über das Schicksal des Stückes. Der Lindwurm wurde nach einer Besprechung am 10. September entzwei geschnitten — erst in ein Vorspiel und ein Stück; dann wurden aus diesem noch zwei Stücke: „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" [3]. Das Vorspiel war jetzt zu kurz und mußte erweitert werden. Nach Abraham a Santa Clara, den ihm Göthe zuschickte, flickte Schiller zwischen die Soldatenscenen die Kapuzinerpredigt hinein. Er hoffte, am 21. September fertig zu sein; es gelang ihm aber nicht. Göthe drängte und ging deßhalb selbst nach Jena hinüber. „Wahrscheinlich," schrieb er an Kirms [4], „bringe ich das Vorspiel zum Wallenstein mit und wir können es zur Eröffnung geben. Es ist in mehr als einem Sinn geschickt, Aufsehen zu erregen." Einen Prolog, wie er versprochen hatte, lieferte er nicht; aber um recht Lärm zu schlagen, bereitete er schon Reclame vor, bevor Schiller noch die Kapuzinerpredigt vollendet hatte. „Übrigens," schrieb er ihm [5], „ist eine Vorrecension (für Posselts allgemeine Zeitung), sowie des Effects, den das Stück gemacht, schema-

[1] Göthe's eigener Bericht in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oct. 1798. — Werke [Hempel]. XXVIII. 626—629.

[2] Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 65 ff. 108 ff.

[3] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 306. 307.

[4] Göthe's Theaterbriefe. Berlin 1835. Nr. 9. Göthe und Kirms hatten die folgenden Wochen die größten Unannehmlichkeiten mit einem liederlichen Schauspielerpaar, die sich Herr und Madame Burgdorf nannten, aber gar nicht verheirathet waren. Eine ausführliche Geschichte ihrer Händel mit Kirms und Göthe gibt Pasqué. I. 177—252.

[5] Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 114.

tisirt und kann in einigen Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Gebiet der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt." Schiller wurde noch in letzter, dringender Stunde fertig, Göthe nahm noch einige kleine Änderungen vor, am 11. war Hauptprobe vor den beiden Dichtern, am 12. wurde die Bühnensaison mit „Wallensteins Lager" eröffnet.

Der Erfolg war ein günstiger[1]. Das Stück gefiel, und mochte auch das große Publikum über das bunte Lagerbild mehr gaffen und staunen, so fehlte es doch nicht an solchen, welche den Übergang von der bisherigen seichten Theaterwaare zur ernsteren, höheren Dramatik verstanden und genossen und dem Dichter folgten, der sie schon im Prolog aus dem bisherigen kleinlichen Treiben zu Größerem emporrief:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen seh'n,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen." [2]

Nachdem am 13. noch eine Wiederholung stattgefunden, begleitete Göthe den ermuthigten Freund nach Jena, wo dieser sofort begann, den 2. und 3. Act des frühern Wallenstein zu dem Drama „Die Piccolomini" umzuarbeiten. Trotz Kränklichkeit und Schlaflosigkeit widmete er sich der Aufgabe mit unbeugsamer Energie. Da er im December noch Schwierigkeit über Wallensteins Astrologie bekam, Iffland und Göthe unaufhörlich drängten, gerieth er zuletzt in die unangenehmste Hetze hinein. In der Christnacht mußte er noch mit drei Copisten arbeiten, „qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden".

Als Schiller das Manuscript endlich einsandte, aber es immer wieder zurückforderte, um zu ändern, schickte ihm Göthe schließlich folgende Mahnung:

---

[1] Über die Aufführung vgl. Palleske, Schillers Leben. II. 429. 430.

[2] Schillers Werke [Hempel]. IV. 14. 15.

„Überbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolomini's, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn er derselben nicht habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzulösen.

Weimar 27. Dezember 1798.

Melpomenische zum Wallenstein'schen Unwesen
gnädigst verordnete Kommission
Göthe und Kirms." [1]

Zu den Proben reiste Schiller am 4. Januar 1799 nach Weimar, wo er im Schlosse selbst eine bequeme Wohnung erhielt. Die Schauspieler hatten Mühe, sich an den Vers zu gewöhnen, und entsprachen nicht in Allem den Wünschen des Dichters. Die Aufführung fand am 30. Januar, dem Geburtstag der Herzogin, statt. Die Jagemann gab die Rolle der Thekla, Graff den Octavio. Da der Schauspieler Voß als Max zu weich spielte, suchte Schiller ihm mit Champagner nachzuhelfen, was aber fast dem Stück übel bekommen wäre. Denn Max verlor nun beinahe den Kopf. Das Personal that indeß, was in seinen Kräften stand, und der Erfolg war wenigstens insoweit erreicht, als das Publikum jetzt mit Spannung dem eigentlichen „Wallenstein" entgegensah.

Da die hemmenden Fäden der breiten geschichtlichen Exposition in den zwei vorausgehenden Stücken alle gezogen waren, gelang das dritte Stück rascher als verhältnißmäßig die beiden andern und konnte schon im April eingeübt und in Schillers Anwesenheit aufgeführt werden. Den 15., 17. und 20. wurden nach einander die drei Stücke gegeben, am 22. Wallensteins Tod wiederholt. Der Eindruck war ein tiefer, gewaltiger. Das ganze Publikum wurde mit fortgerissen, und selbst diejenigen, welche sich von der Dichtung nicht ganz Rechenschaft geben konnten, hatten das Gefühl, daß hier etwas Außerordentliches geleistet sei.

„Wallenstein" ist wirklich ein Markstein in der deutschen Literaturgeschichte. Mit ihm betritt das eigentliche classische Drama [2] die Bühne, eine Tragödie, die sich mit derjenigen der Griechen und Shakespeare's messen kann. Die Periode der „Räuber" und des „Don Karlos" ist hier gründlich überwunden. Handlung, Anlage, Durchführung, Form

[1] S. Palleske. II. 432 ff.

[2] Lessings „Emilie Galotti" steht noch zwischen dem bürgerlichen Trauerspiel und der höheren Tragödie, „Nathan" ist nach Lessings eigenem Geständniß nur eine Streitschrift in dramatischer Form. Für „Iphigenie" und „Tasso" war jetzt erst der Weg gebahnt.

und Sprache sind meisterhaft. Auch in religiöser Hinsicht ist Wallenstein eine Wendung zum Bessern.

Man darf in Beurtheilung desselben nicht von der neueren geschichtlichen Wallensteinforschung ausgehen. Schillers Wallenstein ist nicht jener der Geschichte. Der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber, und sobald er nicht im Interesse einer Tendenz die Geschichte fälscht, kann man ihm keinen Vorwurf machen, wenn er im Interesse seines tragischen Planes von der Geschichte abgeht. Dazu fanden sich alle großen Dramatiker mehr oder weniger genöthigt.

Schiller verfolgte beim „Wallenstein" keine religiöse, keine politische Tendenz; er wollte lediglich ein großes historisches Drama schreiben, im Sinne des Aristoteles und der Alten, soweit sie sich mit Shakespeare im Einklang befinden. Indem er einen entsprechenden großen Stoff suchte, kam er aus dem künstlichen Griechenthum auf deutschen Boden zurück, auf diesem selbst in jene Zeit, wo es noch ein starkes deutsches Reich gab, wo die alte Ordnung der Dinge der Dichtung noch einen wahrhaft großen nationalen Hintergrund gab. Die Studien, aus welchen Wallenstein hervorging, waren eigentlich angestellt, um ein Epos über Gustav Adolph zu schreiben. Der Dichter kam davon ab, weil er für den fremden Plünderer Deutschlands sich nicht begeistern konnte. Vor eigentlich katholischen Charakteren und Stoffen mußte er als Protestant auch zurückschrecken. Da heftete sich sein Interesse aber auf eine Gestalt, welche zwischen den beiden Lagern steht, auf einen Mann, der, mit allen Anlagen zu einem Helden ausgerüstet, am Reichsverrath zu Grunde geht. Sein tragisches Loos ist verbunden mit der Tragik des gesammten deutschen Volkes. Er geht unter, weil er sich an der ewigen Ordnung, am historischen Recht, an Glauben und Treue zugleich versündigt. Völlig richtig und klar hat das Schiller nicht ausgesprochen; aber das Stück ist objectiv eine vollständige Verläugnung des protestantischen Parteistandpunktes, eine gewaltige Annäherung an die historische, katholische Ordnung des alten Deutschland. Schillers Scheu vor katholischen Stoffen war damit gebrochen; er trat auf einen Standpunkt, welcher demjenigen Shakespeare's sehr nahe steht.

Göthe hat sich um die Dichtung die größten Verdienste erworben, indem er den Dichter ermuthigte, seine theoretischen Kunstanschauungen förderte, bei der technischen Ausführung half, das Stück zuerst für die Bühne gewann, durch sein Drängen zur Vollendung führte und zur glänzenden Aufführung und zum Erfolge großmüthig beitrug. Jener

inneren Richtung Schillers aber ist er mehr oder weniger fremd geblieben. Für ihn war das Stück nur ein glänzendes modernes Kunstgebilde, eine glückliche Novität, um das Weimarer Theater in Aufschwung zu bringen und das deutsche Drama selbst einer höheren künstlerischen Vollendung entgegenzuführen. Ihn kümmerte es wenig oder nicht, daß im Wallenstein die historische Ordnung triumphirt, ein genialer Revolutionär an seiner eigenen Halbheit, seinem Un- und Aberglauben, seiner Treulosigkeit zu Grunde geht, und zwar als Verbündeter der Schweden gegen Kaiser und Reich. Während Schiller an dieser inneren Pragmatik der Geschichte Befriedigung fand und sich daran begeisterte, plante Göthe ein griechisches Epos im Stile Homers, kramte in Diderot herum und übersetzte endlich ein Stück Voltaire's. Vergeblich mahnte ihn Wilhelm v. Humboldt, der in Paris soeben den ganzen Diderot gelesen hatte, daß bei diesem geistreichen Franzosen zwar Anregung, aber weder ein tieferes Kunstverständniß noch Poesie zu holen sei:

„Seine Stärke besteht wohl allein im Sprechen und Raisonniren, im beständigen und genievollen Verwechseln aller Bilder und Zeichen miteinander, in der seltenen Gabe schneller und allgemeiner Verknüpfung der verschiedenartigsten Gegenstände, in dem Talent, jedem Gedanken Farben zu leihen und durch jede Farbe den Gedanken durchschimmern zu lassen. ... Ich erinnere mich kaum, je aus einem Diderot'schen Aufsatz etwas gelernt zu haben, aber seine Lectüre hat mich immer in eine regere Geistesthätigkeit versetzt, und dasselbe hat mir auch Schiller oft von sich bezeugt." [1]

[1] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 59—61.

17. Göthe und Schiller.

1795—1805.

„Schillers eigentliche Productivität liegt im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er ebenso wenig in der deutschen als in einer andern Literatur seinesgleichen hat."
Göthe, Gespräche mit Eckermann. I. 212.

„Wenn Schiller so viel populärer geworden ist, als Göthe, so hat dieß seinen Grund darin, daß er ein echt deutscher Dichter ist. Es ist ein deutscher Zug, daß er immer auf große und tiefe Gedanken ausgeht und ihren Ausdruck anstrebt; so auch der Widerspruchsgeist und Freiheitssinn, welcher sich durch alle seine Dichtungen hindurchzieht."
Ludwig Tieck (Köpke. II. 196).

Es würde eine arge Täuschung sein, Schillers weitere dramatische Thätigkeit als eine dem Wirken Göthe's diametral entgegengesetzte, christliche oder gar katholisirende aufzufassen. Er blieb wie Göthe äußerlich Protestant, er beschränkte sich dabei wie Göthe auf die Erfüllung der allernöthigsten und dürftigsten Formalitäten, er ging praktisch wie Göthe allen weiteren religionsphilosophischen und theologischen Untersuchungen aus dem Wege. Seine Religion, der letzte Zielpunkt und das Centrum seines ganzen Strebens war die Kunst. In ihr suchte er für sich selbst Befriedigung; durch sie hoffte er auch auf seine Zeitgenossen segensreich einzuwirken. Denn ohne sich selbst genaue Rechenschaft von seinem Wissen und Glauben zu geben, faßte er seine Kunst — nunmehr fast ausschließlich die dramatische — als eine erhabene Mission an die Menschheit auf; er wollte durch seine Poesie Mit- und Nachwelt für das Höchste, Größte und Erhabenste begeistern; er wollte sie sittlich veredeln, heben, glücklich machen.

In diesem edeln, wenn auch unklaren und schwärmerischen Drange entfernte er sich indeß, ohne es zu beabsichtigen, ebenso sehr von dem protestantischen Parteistandpunkte, als von den Ideen der Revolution, dem künstlichen Griechenthum, dem er bis dahin gehuldigt hatte, und auch von Göthe. Indem er seine früheren Lieblingsideen fahren ließ und lediglich auf schöne, ergreifende Stoffe fahndete, kam er unversehens in das

Grenzgebiet katholiſchen Lebens hinüber, und ſiehe da! die ganze Weltgeſchichte nahm hier ein freundlicheres und fruchtbareres Anſehen an. Er brauchte nun nicht mehr auf Verſchwörungen zu ſinnen. Auf katholiſchem Boden wuchſen die ſchönſten, poeſievollſten Stoffe in Hülle und Fülle. Da hörte die bibliſche Wortklauberei, das Muckerthum, der nüchterne, bornirte, langweilige Rationalismus auf. Da fand er noch den Glauben an Gott und eine übernatürliche Weltordnung in voller Lebendigkeit. Da glaubte man noch an Wunder und Weiſſagung, da gab es Engel und Heilige. Da war der Gottesdienſt voll bezaubernder Poeſie. Er hat den Eindruck ſelbſt ſeinem Mortimer in den Mund gelegt:

„Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Paſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaustrieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimath hinter mir; in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.

Es war die Zeit des großen Kirchenfeſts,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Coloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heit're Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innere nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgeſtiegene
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —

Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen —
O was iſt Goldes, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen." [1]

Sind dieſe glühend begeiſterten Worte auch keineswegs als ein religiöſes Glaubensbekenntniß des Dichters aufzufaſſen, ſo doch als ein äſthetiſches. Schillers hoher, kühn zum Ideal emporringender Geiſt fand in dem vielgeläſterten Katholicismus das Schöne, das Große, das Tragiſche, das Göttliche — das Ideale in reichſter Fülle. Er hat die Peterskirche nie geſehen, ebenſo wenig geſehen als Meſſina oder das Rütli; aber was ihm Göthe davon erzählte, fiel in ſeiner edeln, großen Seele auf einen ganz andern Boden, als bei dem ſinnlichen, heidniſchen Göthe. Ihm war der Papſt kein bloßer Schauſpieler, die Kirche kein bloßer ungeheuerlicher Betrug — glaubte er auch nicht an ſie, ſo ehrte er ſie doch als die großartigſte hiſtoriſche Erſcheinung [2], als die Erhalterin der altclaſſiſchen Wiſſenſchaft, die Erbin der antiken Kunſt, die einzige Religion, welche die höchſten Ideale auch mit allem Zauber der Kunſt umgibt [3]. Seine kantiſche Philoſophie mochte ihn die Wirklichkeit nur als „Erſchei-

[1] Schillers Werke [Hempel]. V. 24. 25.

[2] Als Wilhelm von Humboldt über die traurigen Zuſtände in Rom berichtete, welche den Papſt nöthigten, ſich ſelbſt in ſeinem Privatleben einzuſchränken, ſchrieb Charlotte von Schiller: „Ich bin ordentlich gekränkt, daß die Größe des Papſtes verſchwindet, denn in der Phantaſie war er eine ſo wunderbare Erſcheinung." Charlotte von Schiller. I. 476.

[3] Es hat etwas Wahres, wenn Hermann Hettner über die „Jungfrau von Orleans" bemerkt: „Nicht wie gewöhnlich geſchieht, aus romantiſchen Neigungen Schillers iſt dieſe abzuleiten, ſondern einzig aus ſeiner antikiſirenden Richtung. Es kommt hier dem Dichter auf ein unmittelbares ſinnliches Eingreifen der Gottheit in das Leben und Treiben der Menſchen an, auf ein beſtimmtes Göttergebot im Sinne des antiken Schickſals. Er ſucht ſich aber auf modernem Boden zu halten und ſich an unſere Religion anzulehnen, wie der griechiſche Dichter an die ſeinige. So war ihm hier die einzig brauchbare Form der Katholicismus." Die romantiſche Schule in ihrem inneren Zuſammenhang mit Schiller und Göthe. Braunſchweig 1850. S. 112. 113. Dagegen irrt Hettner, wenn er dieſe „Brauchbarkeit" auf einen „fataliſtiſchen Zug" bezieht. Fataliſtiſch iſt die kirchliche Lehre durchaus nicht. Wohl aber bot ſie dem Dichter einen tiefen Glauben an eine in's Sichtbare eingreifende Providenz, eine religiös-ſichtbare Weltordnung, die Ideale der Heiligkeit und Jungfräulichkeit, der Unſchuld und der Buße, das Wunderbare als Wirklichkeit, und hiermit die Grundlage der herrlichſten poetiſchen Motive. Vgl. ebdſ. S. 135. 136.

nung" auffaſſen laſſen, aber es war die ſchönſte, welche die ganze neuere Zeit bot. Geſchichtliche Irrthümer und Vorurtheile mochten ſeine Auffaſſung umdüſtern, aber er ſuchte das „Schöne" nicht mehr in Hellas, ſondern im chriſtlichen, katholiſchen Europa, und trat ſchon dadurch, daß er den engherzigen deutſchthümelnden Nationalſtandpunkt aufgab, in den Ideenkreis jener Kirche ein, welche alle Völker zu einer Gottesfamilie vereinigt. Ganz und voll können ſeine nun folgenden Dramen keinen Katholiken befriedigen, weil ſie nicht aus der Fülle katholiſchen Glaubens hervorgegangen ſind; ſie kranken da und dort an den irrigen Humanitäts- und Schickſalsideen jener Zeit, an kantiſchen Irrthümern, an Überbleibſeln der revolutionären Strömung, welcher Schiller früher gehuldigt hatte; aber ſie ragen in ihren ethiſchen Grundzügen, in ihrer ganzen Auffaſſung des Menſchenlebens weit über die kleinlichen, weichlichen und weibiſchen Bühnenfiguren der Göthe'ſchen Sing- und Paradeſpiele, des Egmont, der Stella, des Clavigo empor und ſtellen dem formloſen Götz die vollendetſte dramatiſche Geſtaltung gegenüber. Da ſind nicht bloß Reden und Gefühle, da iſt Handlung und Leben; da iſt nicht ewiges Liebesgezwitſcher und Damendeclamation, wie Göthe ſie für ſchöne Primadonnen zurechtgerichtet, ſondern die bunte, reiche Welt der verſchiedenſten Charaktere und Leidenſchaften, wie Shakeſpeare ſie in ſeinen Schauſpielen entfaltet. Auch Taſſo und Iphigenie ſind hier übertroffen.

In „Maria Stuart" riß ſich Schiller inſoweit von der altproteſtantiſchen Geſchichtſchreibung völlig los, als er den Heiligenſchein der „jungfräulichen" Königin Eliſabeth unerbittlich zertrümmerte. Sie ſteht als die herrſchſüchtige, neidiſche Buhlerin da, als welche ſie die wirkliche Geſchichte ausweist. Die ſchöne Schottenkönigin iſt nicht als Martyrin aufgefaßt, wie ſie bei den verfolgten Katholiken Englands galt, aber auch nicht als jene Verbrecherin, zu der ſie ihre bigotten Feinde für ewig ſtempeln wollten. Sie iſt eine durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in das Netz der Schuld geſtürzte Frau, mehr bemitleidenswerth und unglücklich, als ſchuldig und haſſenswerth. Durch ihre Buße geſtaltet ſich ihr Tod faſt zum Heldentod. Das ganze Stück iſt edel und groß gedacht und verräth die innigſte Sympathie mit der unglücklichen Königin, welche heute noch von Vielen als Martyrin des katholiſchen Glaubens verehrt wird. Es war durchaus nicht in feindlicher Abſicht, wenn der Dichter ihre Beicht und letzte Communion auf die Bühne brachte: die Stelle ſelbſt bezeichnet die tiefſte Theilnahme und Ergriffenheit. Wer ſich zuerſt daran ſtieß, war der leichtlebige Herzog Karl Auguſt, der

seine Karoline Jagemann lieber in anderen theatralischen Situationen sah, als büßend und sterbend.

Den 14. Juni 1800 ward „Maria Stuart" zum ersten Mal aufgeführt. Einen Monat zuvor (am 14. Mai) konnte Macbeth, eines der schönsten Stücke Shakespeare's, in Schillers Übersetzung gegeben werden. Nur ein Jahr war seit der Aufführung des „Wallenstein" verflossen; wieder nur ein Jahr (im Frühjahr 1801) — und die „Jungfrau von Orleans" [1] stand zur Aufführung bereit.

Um den Werth dieses Stückes zu würdigen, muß man vorab zwei Dinge in Erwägung ziehen: erstlich, daß Schiller feierlich von jener Nation zum Ehrenbürger ernannt worden war, die bald darauf — es waren sieben Jahre her — den Königsmord an Ludwig XVI. verübt hatte, und zweitens, daß Voltaire das Andenken der Jungfrau von Orleans durch sein Schandgedicht, die „Pucelle", in der Fluth des unzüchtigsten Schmutzes gleichsam ertränkt hatte. Herzog Karl August, in diesem Gedichte wohl bewandert, hielt es geradezu für unmöglich, daß dieser Stoff je wieder zu Ehren gebracht werden könnte [2]. Schiller hat das zu Stande gebracht. Vor einem seichten, noch an Voltaire, Rousseau und Diderot gebildeten Hof, dem jenes Schandgedicht geläufig war, wagte er es, Voltaire beherzt gegenüberzutreten; er rief die in Unrath verschüttete Heldengestalt vom Grabe auf, umgab sie mit allem Zauber ländlich-idyllischer Gemüthlichkeit und religiöser Weihe, er drückte ihr das jungfräuliche Banner der Himmelskönigin in die Hand, er stellte sie an die Spitze der französischen Heere, er ließ sie Frankreich retten und den König krönen und motivirte ihr tragisches Loos mit hinreißender, dramatischer Kunst in einer Verwicklung, durch welche der innerste Werth jungfräulicher

[1] „Abermals eine katholische Heldin, eine Wundergestalt des Mittelalters, aber eine Vertreterin der idealen Weiblichkeit, eine Kämpferin für die gute Sache, geheiligt durch die Weihe der Religion und durch die Weihe der Natur. Schiller nimmt mit seinem ganzen Herzen für sie Partei." W. Scherer, Schiller. — Deutsche Rundschau. XXXIV. 432.

[2] „In Voltaire's ‚Pucelle', können wir sagen, genoß das achtzehnte Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen bessern Eigenschaften leider nicht zu trennen ist." D. Fr. Strauß, Voltaire. S. 71. — Zelter nennt die „Pucelle" bezeichnender den „Stinkpfuhl einer französischen Fleischgrube" und fügt bei: „Ungerechnet, daß ein schöner Geist sich einundzwanzig Gesänge lang con amore in grober Unzucht zu gefallen nicht ermüdete, ist mir die bestialische Gottlosigkeit gegen Poesie und Alterthum widerständig gewesen, die mit breitem Fuße auf alles tritt, was Blume oder Blüthe hat. Ich bin froh davon zu sein." — Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 341.

Reinheit, die Reinheit der Geſinnung und des Willens, glänzend hervorgehoben wurde. Schon durch den leiſen Schatten einer Verletzung ihres Gelübdes — Mitleid mit dem überwundenen Lionel — wird die heldenhafte übernatürliche Sendung der Jungfrau geſtört, und nur Leiden, Buße und Tod umgeben ſie ſchließlich mit dem Strahlenkranze der Verklärung. Durch Schillers Drama ward für den beſſeren Theil der Gebildeten das Schandlibell Voltaire's aus dem Wege geräumt und die Jungfrau von Orleans in ähnlicher Weiſe wieder zu Ehren gebracht wie Maria Stuart, was aber weit koſtbarer war, die Idee jungfräulicher Reinheit und der Glaube, daß ſie in der übernatürlichen Welt und in den Schickſalen der Menſchheit eine bevorzugte Stellung einnimmt. Hatte der Dichter einſt eine Vertheidigungsſchrift für Ludwig XVI. ſchreiben wollen, ſo ſchrieb er in dieſem Stücke wenigſtens eine des Königthums von Gottes Gnaden, indem er dasſelbe mit aller Würde, Pracht und religiöſen Weihe der katholiſchen Zeit umgab und den jammervollen Zerrbildern der Revolution triumphirend gegenüberſtellte:

„Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

„Doch wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben." [1]

Schon auf den 30. Januar 1802 war ein neues Stück bereit, wiederum auf katholiſchem Boden gewachſen: „Turandot", das poeſievolle Märchen des Italieners Carlo Gozzi — mit den wunderſchönen Räthſeln Schillers, ein köſtliches Gegenſtück zu der mehr oder weniger plattbürgerlichen Komik der damaligen deutſchen Bühne. Weit angeſtrengtere Arbeit erforderte die Tragödie „Die Braut von Meſſina", welche am 19. März 1803 zur Aufführung kam. Über die Chöre und über die Schickſalsidee darin iſt viel geſchrieben worden. Das Theatermodevolk konnte ſich in die Chöre nicht finden, welche den Vergleich mit den ſchönſten griechiſchen Chören vollſtändig aushalten und zum Großartigſten ge-

[1] Schillers Werke [Hempel]. I. 193.

hören, was die deutſche Literatur beſitzt. Was die Schickſalsidee betrifft, ſo iſt die Fabel um kein Haar heidniſcher, als jene in Calderons „Andacht zum Kreuze". Daß Gott die Schuld der Eltern an den Kindern ſtraft, daß er den Menſchen durch Träume und wunderbare Mahnzeichen warnen kann, daß Leichtſinn und vor Allem leichtſinnige Liebe genügt, um die furchtbarſten Verwicklungen im Menſchenleben herbeizuführen, das ſind lauter Elemente der gewöhnlichen Providenz, die in hundert Erzählungen katholiſcher Völker ihre Rolle ſpielen. Calderon hätte kein Bedenken gehabt, die Fabel auszuführen, wie ſie Schiller mit höchſter tragiſcher Meiſterſchaft behandelt hat, und Herzog Karl Auguſt hatte ganz recht, wenn er die eigentlichen Perſonen des Stücks als „Stockkatholiken" erklärte. Wenn er ſich aber über den Chor als „bewaffnete Poeten" luſtig machte, ſo beweiſt das nur, daß er den griechiſchen Chor nicht zu würdigen wußte, und wenn er es lächerlich fand, daß der Chor von den heidniſchen Göttern ſpricht, ſo überſah er ganz, daß die Renaiſſance in den dichtenden wie in den bildenden Künſten hieran nicht den mindeſten Anſtoß nahm.

Am 17. März 1804 beſchritt endlich das letzte Meiſterwerk Schillers, der „Tell", die Weimarer Bühne. Er hatte die Schweiz nie geſehen, aber was ihm Göthe davon erzählt, und was er in Tſchudi, Scheuchzer u. A. darüber fand, genügte ihm, das ſchönſte Bild der katholiſchen Urſchweiz zu entwerfen, das je gezeichnet worden iſt. Moraliſten haben den Schuß auf Geßler ſehr anſtößig gefunden; er ſteht indeß in den alten katholiſchen Chroniſten verzeichnet. Die hiſtoriſche Kritik hat die ganze Grundlage des Stückes zerpflückt, und doch hat es von ſeiner Popularität nichts verloren. Schiller kehrte darin zu ſeiner alten Lieblingsidee, der „Freiheit", d. h. der zugleich ethiſchen und politiſchen Freiheit als der Grundlage alles menſchlichen Wohlſeins zurück; aber er ſuchte ſie nicht mehr unter Räubern und Verſchwörern, ſondern im Schooße eines katholiſchen Volkes, das nur innerhalb der Schranken der Geſetzlichkeit ſich ungerechter Bedrückung erwehrt, des armen kleinen Volkes, das ſpäter Jahrhunderte lang die Ehrenwache der Päpſte war. Die Rütli-Scene rechnete auch Göthe zu dem Schönſten, was Schiller hervorgebracht.

Bereits mit der letzten Krankheit ringend, wandte Schiller im Frühjahr 1805 ſein Intereſſe einem andern katholiſchen Volke zu, dem polniſchen. Der polniſche Reichstag des begonnenen „Demetrius" iſt ein würdiges Seitenſtück zur Rütli-Scene. Das große hiſtoriſche Bild noch auf Rußland auszudehnen, war ihm nicht mehr vergönnt; dagegen entwarf

der ſchon dem Tode zuſinkende Dichter in ſeinem Feſtſpiel „Huldigung der Künſte“ ein wunderbar ſchönes Kleinbild ſeiner ganzen, ernſten und tiefen Kunſtauffaſſung, worin er, die einzelnen Künſte treffend zeichnend, das höhere Ziel aller in das Wort zuſammenfaßt:

„Ich trage dich hinauf zum höchſten Schönen.“

Zwiſchen die großen Dramen hinein überſetzte er noch aus freundlich-dankbarer Rückſicht gegen den Herzog, deſſen Liebhaberei für franzöſiſches Theater er keineswegs theilte, zwei harmloſe kleine Luſtſpiele: „Onkel als Neffe“ und „Der Paraſit“, ſowie die „Phädra“, eines der vorzüglichſten Stücke der claſſiſchen franzöſiſchen Bühne, das Werk eines ſehr braven Katholiken: Racine.

Unter den hinterlaſſenen Fragmenten bezeugt der ausführliche Plan zu den „Maltheſern“ die innigſte Begeiſterung Schillers für die poeſievolle Erſcheinung dieſes religiöſen Kriegerordens und ſeiner Heldenthaten an der großen Zeitenwende zwiſchen Mittelalter und Neuzeit.

Im „Gang nach dem Eiſenhammer“ hat er der heiligen Meſſe, im „Kampf mit dem Drachen“ dem ſtillen Wallfahrtskirchlein und den Ritterorden, im „Grafen von Habsburg“ der heiligen Euchariſtie und dem chriſtlichen Kaiſerthum ſeine dichteriſche Huldigung dargebracht, ſo gut es eine mangelhafte Kenntniß katholiſcher Lehre und Sitte ihm erlaubte; in ſeinem Liede von der Glocke hat er in unübertroffener, claſſiſch ſchöner Form den poetiſchen Zauber und die höhere Weihe gefeiert, welche die in der Glocke ſymboliſch verkörperte Chriſtusreligion über das Leben des Einzelnen wie der Geſellſchaft ausgießt:

„Hoch überm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme ſein von Oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.“

Hält man das Alles zuſammen, ſo iſt es nahezu unmöglich, den tiefen, im Grunde religiöſen Gegenſatz zu verkennen, der zwiſchen der Poeſie Schillers in ſeinen letzten Jahren und derjenigen Göthe's waltet. Eine „Stimme von Oben“ kann man ſie zwar ebenſo wenig nennen, wie diejenige Göthe's. Es fehlt ihr die poſitiv-religiöſe und gläubige Inſpiration, die Klarheit, die Sicherheit, die volle Harmonie, welche nur das ganze und volle Chriſtenthum zu gewähren vermag; aber während Schillers

Geist unaufhörlich sich läuternd und verklärend zu den Höhen der christlichen Ideale emporringt, setzt sich derjenige Göthe's immer zäher, behaglicher, sinnlicher auf der Erde fest. Schillers Poesie ist ein gewaltiger „Ruf nach Oben", zurück zur Geschichte, zum Übernatürlichen, zur Kirche, zu Gott. Göthe's Thätigkeit dagegen — in dieser Zeit mehr Prosa als Poesie — klammert sich immer enger an die sichtbare Natur und an den irdischen Genuß an, sinkt herab zu den Anschauungen des antiken Heidenthums und von diesen in die noch flacheren Niederungen der französischen Encyklopädie.

Dieser Gegensatz beleuchtet schon genugsam, was von der Vorstellung zu halten ist, Schiller habe in seinen letzten Jahren gleichsam nur „als Göthe's Bevollmächtigter" gedichtet, „Göthe habe commandirt und Schiller seine Anregungen ausgeführt" [1]. Nichts ist unwahrer, als das. Das Verhältniß der beiden Dichter zu einander erheischt indeß noch einige nähere Besprechung.

In materieller Hinsicht hat Schiller jedenfalls weder dem Herzog Karl August, noch seinem Günstling Göthe eigentlich viel zu danken gehabt. Göthe erhielt vom Herzog freie Wohnung und 1800 Thaler Gehalt. Als der lockere Knebel 1797 im Alter von 53 Jahren noch die Sängerin Ruhdorf heirathen wollte, von der er bereits ein Kind hatte, bekam er vom Herzog zur Aussteuer 1500 Thaler geschenkt. Kotzebue, der um jene Zeit maître des plaisirs für die Prinzen in Berlin wurde, bezog ein lebenslängliches Gehalt von 1600 Thalern und erhielt dazu eine Domherrnstelle in Magdeburg. Schiller, der erste Dramatiker Deutschlands, der hoch über Knebel und Kotzebue stand und um diese Zeit auch bedeutend mehr als Göthe leistete, erhielt von dem gefeierten Mäcenas der deutschen Poesie bis zum September 1799 den jährlichen Bettel von zweihundert Thalern [2]. Als er im Jahre 1795 einen

[1] Hermann Grimm, Göthe. Vorlesungen. II. 169.

[2] Schon als Reinhold in Jena angestellt wurde, mußte sein Gehalt, 200 Thlr., „herausgebettelt" werden. S. Gödeke, Schillers Briefe an Körner. I. 253. Vgl. ebds. I. 339. 343. 347. 348. „Mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er (der Herzog), daß 200 Thlr. alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dieß alles sei, was ich haben wolle." Ebds. I. 350. Vgl. I. 421; II. 149. — Die Erhebung zum professor ordinarius (1798) trug nicht einmal einen Anspruch auf eine künftig einmal vacante Besoldung ein (II. 294). Den 26. Sept. 1799 kamen 200 Thlr. mit etwas Holz in natura (II. 333). — Erst am 3. Juli 1804 konnte Schiller schreiben: „Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und meine Besoldung auf 800 Thlr. erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das 1000 voll zu machen" (II. 466). Die Angabe Göthe's bei Ecker-

Ruf nach Tübingen erhielt, ließ ihm der Herzog auf seine Bitte Verdoppelung des Gehaltes in Aussicht stellen; es blieb aber bei der schönen Aussicht, sobald man seiner wieder sicher zu sein glaubte. Vom Herbst 1799 an wurden 200 Thaler mehr verwilligt. Erst 1804, als Schiller nach Berlin gereist war, um sich dort nach einer vortheilhafteren Stellung umzusehen, legte der Herzog zu dem bisherigen armseligen Gehalt noch 400 Thaler. Gehalt und Zulage betrugen nicht so viel als Schiller im Jahre 1803 vom Coadjutor Dalberg geschenkt erhielt[1].

Göthe hat später nicht bloß das Gehalt Schillers falsch angegeben, sondern auch seine precäre Lage mit ihren verhängnißvollen Folgen höchst lieb- und rücksichtslos dargestellt.

„In seinem reiferen Leben," sagt er von Schiller, „wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

„Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent,' sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.' Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dieß aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich.

„Denn was gescheite Köpfe an seinen Productionen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respect, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem." [2]

---

mann (I. 213), daß Schiller bei seiner „Hieherkunft schon 1000 Thlr. bezogen" ist mithin falsch. Vgl. Palleske. II. 460. 461. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. II. 193.

[1] Am 7. Januar 1803 erhielt er 650 Thlr., den 10. Oct. wieder 620 Thlr., den 22. Juni 1804 542 Thlr. 12 Gr. — Palleske. II. 571.

[2] Eckermann, Gespräche. I. 213.

Faſt Alles iſt hier in ein ſchiefes Licht gerückt. Das Gehalt Schillers iſt höher angegeben, als es jemals wirklich war, der Zeitraum unrichtig angedeutet, als ob Schiller wenigſtens fünf Jahre oder noch länger jenes Gehalt bezogen hätte, während er ein einziges Mal jene 800 Thaler erhielt. Spirituoſen hat Schiller nach dem Zeugniß Karolinens von Wolzogen nicht angewendet, um ſich aufzufriſchen, ſondern höchſtens den harmloſen Kaffee[1]. Der Exiſtenz wegen brauchte Schiller in den letzten Jahren ſeine Kräfte nicht ſo zu überanſtrengen, er hat es lediglich aus freien Stücken gethan, um für die Seinigen zu ſorgen. Die vornehme Ironie aber, womit Göthe „die Idee der ideellen Freiheit", Schillers Willensſtärke und Selbſtaufopferung belächelt, hat dieſer ſelbſt von ſeinem Standpunkt aus ſehr treffend in ſeinen „Briefen über äſthetiſche Erziehung" beantwortet, wo er ſagt:

„Das ſinnliche Gute kann nur einen glücklich machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchließung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran theilnimmt. Das abſolute Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz."[2]

Das tauſendſtimmige Loblied, das über die Freundſchaft Göthe's für Schiller geſungen worden iſt, klingt, gegen die Wirklichkeit der Thatſachen gehalten, nahezu unausſtehlich. Schiller hätte an dieſer Freundſchaft verhungern können, hätte er nicht anderweitige Freunde und vor Allem die ſittliche Willenskraft gehabt, mitten unter den vornehmen Nichtsthuern und Plaiſirmenſchen von Weimar, bei kränklichem, gebrochenem Körper, unter Leiden aller Art, gedrängt vom Vorgefühl ſeines vorausſichtlich baldigen Todes, ſtandhaft von der Morgenfrühe bis in die tiefſte Nacht zu arbeiten, ja ſich förmlich zu Tode zu arbeiten, um nur den Seinigen die Mittel zu einem ſtandesgemäßen Daſein hinterlaſſen zu können. Es liegt etwas Heldenhaftes hierin, das Göthe's ſatiriſchen Spott nicht verdiente. Schiller war nichts weniger als ein Verſchwender. Er wußte ſich in die knappſten Verhältniſſe zu fügen. Wenn er aber mit den Seinen ſtandesgemäß leben, den geſellſchaftlichen Forderungen entſprechen, den armen, geplagten Schauſpielern dann und wann eine kleine Freude bereiten, ſeine Mutter und ſeine andern unbegüterten Verwandten in

[1] „Sie erzählt, daß Schiller beim Schreiben oft Kaffee, nie Wein getrunken habe." Palleske. II. 572. Göthe dagegen trank viel Wein, und als „Curioſität" auch Kirſchwaſſer. — Göthe-Reinhard Briefwechſel. S. 240.

[2] Schillers Werke [Hempel]. XV. 443.

Württemberg treulich unterſtützen wollte: ſo blieb ihm nichts Anderes übrig, als, wie er es wirklich gethan hat, ſich über ſeine Kräfte anzuſtrengen.

Er hatte das vollkommen richtige Gefühl, daß er als dramatiſcher Dichter und als Dichter überhaupt in der Nähe des Theaters, in Weimar wohnen ſollte, nicht unter den Gelehrten zu Jena. Schon im Januar 1797 wäre er ſo gerne nach Weimar hinübergezogen. Er ſprach den Wunſch wiederholt und herzlich aus; er fragte an, ob er nicht etwa das kleine Gartenhaus Göthe's miethen könnte, das ſchon lange leer ſtand. Ein wirklich hochſinniger Freund hätte es ihm geſchenkt, aber Göthe wollte nicht; er überließ Schiller ſeinem Looſe. Als Kränklichkeit und völliger Mangel an Arbeitsfähigkeit dieſen im Frühjahr 1797 endlich nöthigte, einen Landaufenthalt zu ſuchen, blieb er völlig auf ſich angewieſen. Göthe leiſtete zwar beim Kauf ein paar kleine Gefälligkeiten, bot ſein „Gutachten" an, falls Schiller etwas umbauen wollte, und führte ihn in der Equipage, die er ſich unterdeſſen angeſchafft, huldvoll ſpazieren; aber weder der Herzog noch Göthe trugen etwas zu den 1200 Thalern bei, die Schiller für das Schmidt'ſche Gartenhaus in Jena zu erlegen hatte[1]. Als im Herbſt 1799 dann abermals der Wunſch erwachte, nach Weimar überzuſiedeln, mußte Schiller ſich in unterthänigſtem Bittgeſuch an den Herzog wenden[2], der dann endlich zuſtimmte, Schillers Beſoldung etwas aufbeſſerte und ihm für den Winter Holz vor das Haus fahren ließ. Göthe that keine Schritte, ihm ein eigenes Haus zu verſchaffen; er ließ ihn zur Miethe wohnen, für 122 Reichsthaler, die Schiller ſich ſelbſt erſchreiben mußte.

Als Schiller, des Umziehens und der ärmlichen Miethwohnungen und Gartenwohnungen ſatt, endlich, drei Jahre vor ſeinem Tode, ein ordentliches Haus zu kaufen wünſchte — das Haus an der Eſplanade, das ſich der Engländer Melliſch gebaut hatte und das heute wohl Niemand für groß oder luxuriös anſehen wird; es iſt das ſchlichteſte Bürgerhaus von der Welt —, da leiſtete Göthe zwar einige Hilfe; aber die Hauptſache mußte Schiller wieder ſelber thun. Er mußte bei Göſchen Honorar einfordern, bei Cotta ein beträchtliches Anlehen machen und bei dem Ökonomen Weidner zu Oberroßla 2000 Thaler auf Hypothek nehmen. Die nöthigen Reparaturen und Einrichtungen konnte er ſelbſt beſtreiten. Der Hof that nichts dafür. Schiller hielt es ſchon für eine hohe Gnade, als die Herzogin

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 223 ff. 228. — Göbeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. II. 326.

[2] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 203. 204.

ihn nach der ersten Wallenstein-Aufführung mit einem silbernen Kaffeeservice beschenkte.

Frau von Staël, die witzige Französin, die von ihrem Vater Necker auch einige Finanzbegriffe ererbt hatte, war sehr verwundert, als sie im Winter 1803/4 die fast ärmlich einfache Hauseinrichtung und die kärglichen Verhältnisse der deutschen Genies kennen lernte.

„Sehr oft kam sie auf die Idee zurück, daß doch der Herzog statt des prächtigen Schlosses sich mit einer anständigen Fürstenwohnung begnügt, und die Hunderttausende, welche die Erbauung und Ausschmückung dieses Schlosses gekostet haben müßte, auf Pensionen und kleine Besoldungen ausgezeichneter Männer in der Literatur und in den Wissenschaften gewendet haben möchte... Bei der Pracht des Schloßbaues schien sie Göthe in Verdacht zu haben, daß er, um hier wenigstens Geheimrath des Geschmacks zu sein, dem Herzog zugeredet habe." [1]

Die Bemerkung ist vollkommen richtig. Hätte der Herzog und Göthe zur rechten Zeit von den Hunderttausenden, welche das Schloß kostete, nur etliche Hundert mehr auf Schiller verwendet, so hätte dieser voraussichtlich sich nicht so früh in übermenschlicher Anstrengung aufgerieben.

Daß Schiller sich das gefallen ließ, hatte seine verschiedenen Gründe. Einmal hatte er bei seinem früheren Wanderleben die Erfahrung gemacht, daß Dichter und Schriftsteller auch anderswo nicht viel besser behandelt wurden, von den Buchhändlern und Theaterintendanten wie von den hohen Herren. An Weimar hatte er sich nun einmal gewöhnt. Es war bei allen Fatalitäten doch für einen Dichter ein gemüthlich-stilles Plätzchen. Göthe's Geist imponirte ihm durch seine großen Anlagen; sein persönlicher Umgang gab ihm Anregung, die er bei Andern umsonst suchte; der Gegensatz ihrer Richtung selbst wirkte dabei wie Zündstahl und Feuerstein. In den „Horen" und „Xenien" hatten sie einmal gemeinschaftliche Sache gemacht — gegen alle Andern. Göthe war in Vieler Augen, besonders der Damenwelt, schon der größte deutsche Dichter, obschon seine Leistungen diesen Ruf immer weniger rechtfertigten. Eine der begeistertsten Verehrerinnen Göthe's aber war Lotte, Schillers Frau. Sie hatte die Annäherung der beiden Dichter vermitteln helfen, sie hatte ihr Zusammenwirken mit der innigsten Freude begrüßt, sie betrachtete Göthe wie einen wirklichen Hausfreund und Wohlthäter. Sie wollte nicht von Weimar fort, als Schiller im April 1803 ganz ernstlich daran dachte, nach Berlin überzusiedeln, und mit ihr und den Kindern dahin reiste, um sich Alles einmal

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. II. 469. 470.

anzusehen. Daß es ihr dort gar nicht gefiel, suchte sie zu verbergen, um Schiller volle Freiheit zu lassen. Sie weinte aber fast vor Freude, als sie auf der Rückreise wieder die ersten Hügel von Thüringen erblickte. Sie meinte, die Natur in Berlin hätte sie zur Verzweiflung gebracht. Schiller selbst hatte den Eindruck, daß er sich materiell für sich und seine Familie besser in Berlin stehen würde. „Aber," schreibt er, „auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben, schreckt mich meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause." [1]

Wie Schiller die Schwierigkeiten seiner häuslichen und materiellen Existenz selbständig überwand, so hat er auch ebenso selbständig seine Balladen und Gedichte verfaßt, die umfangreichen Geschichtstudien zu seinen großen Dramen gemacht, die Pläne dazu entworfen und die Dichtungen selbst ausgeführt. Göthe lieh wohl Bücher und Bilder, gab Anregungen und Ideen, kritisirte treffend und schlug praktische Verbesserungen vor; aber die Arbeit, die ernste, treue, immer zum Höchsten emporringende Arbeit leistete Schiller selbst. Seine Werke gehören ganz ihm an, sie sind sein eigenstes Eigenthum, ohne alles Anlehen bei Göthe. Nach jahrelangem Brüten wußte dieser mit dem Tell nichts anzufangen, er konnte Schiller höchstens Rohmaterial zu einem Stoff bieten, der damals nicht mehr unbeachtet war. Kaum hatte Schiller sich des fruchtbaren Keimes bemächtigt, da wuchs und blühte er, und zwar nach einer Richtung hin, die Göthe ganz fremd war und zu deren Entwicklung er nichts beisteuern konnte. So war es mit all den großen tragischen Stoffen. Schiller ist der echte Dramatiker, der sie mit richtigem Gefühl erfaßt, ihnen Seele und Leben einhaucht, sein ganzes Sein und Leben daran hängt und sie siegreich durchführt; Göthe ist in dieser Zeit nur der behagliche Kunsttheoretiker, der zwischen hundert anderen Beschäftigungen geistreich darüber plaudert, Kleinigkeiten zurechtzupft, so viel Künstlerverstand hat, das neben ihm wachsende Kunstgewächs wachsen zu lassen, und so viel Theaterroutine und Kunstliebe, die genialen Leistungen als Theaterdirector zu unterstützen.

Wie es mit seiner Uneigennützigkeit bestellt war, ist nicht ganz klar. Den „Wallenstein" zu fördern, lag in seinem eigenen Interesse und in jenem der Weimarer Bühne; der „Wallenstein" aber hatte in ganz Deutschland solchen Erfolg, daß es Göthe geradezu unmöglich gewesen

[1] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 465.

wäre, Schillers weitere Arbeiten zu durchkreuzen. So lang dieser in Weimar war, stand er unter Göthe's Direction, und seine Ruhmessonne vereinigte ihre Strahlen mit derjenigen Göthe's. Zog er weg, so wurde er nothwendig zum Concurrenten; ohne die Leistungen Schillers hätte Weimar nie den Glanz erlangt, welchen es heute besitzt. Es läßt sich darum nicht mit absoluter Bestimmtheit versichern, daß Göthe dessen dramatische Thätigkeit aus wahrem, uneigennützigem Wohlwollen unterstützt hat. Daß er Schiller hochschätzte und bis zu einem gewissen Grade auch liebte, ist kein Zweifel; aber ein zartfühlender, uneigennütziger, hochsinniger Freund hätte für Schillers äußere Stellung ganz anders sorgen müssen, als Göthe gethan hat.

Ein eigentlich idealer Freundschaftsbund, bei welchem beide Freunde sich selbst vergaßen, jeder nur das Wohl des andern suchte, beide völlig dasselbe Ziel anstrebten, beide ganz derselben Geistesrichtung angehörten, beide in vollster Harmonie gleichsam zu einem gemeinsamen Geistesleben verschmolzen, bestand also zwischen den beiden sogenannten „Dioskuren" nicht. Es war eine Allianz, eine allerdings sehr intime „freundschaftliche Allianz" zwischen den zwei ersten literarischen Großmächten Deutschlands, welche, nachdem sie erst gegeneinander gehandelt und geschrieben hatten, dann einander sorgfältig aus dem Wege gegangen waren, es zuletzt ersprießlicher fanden, gemeinschaftliche Sache zu machen, anstatt einzeln den Kampf mit der ganzen Kleinkritik aufzunehmen. Zusammen bildeten sie eine Macht, gegen die Niemand ankommen konnte. Aber es war schließlich eine Allianz. Man vergleiche nur die herzlichen, gemüthlichen Briefe des alten Görres, Brentano's, Friedrich Leopolds von Stolberg an ihre Freunde oder Schillers Briefe an Körner mit dem ästhetisch-literarischen Depeschenwechsel zwischen Schiller und Göthe. Es ist schon ganz charakteristisch, daß ihn Göthe noch selbst veröffentlicht hat. Es war keine vertrauliche Herzensangelegenheit, es war eine officielle oder halbofficielle Berichterstattung über ihre literarischen Bestrebungen, ein Commentar zu den Werken beider, den man sofort herausgeben konnte. Man behielt beiderseits Frack, Überrock und Handschuhe an — und konnte sich deßhalb alsbald vor dem Publikum sehen lassen. Die schönsten, verbindlichsten Artigkeiten, die glänzendsten Huldigungen, welche Göthe je dargebracht worden sind, stehen in Schillers Briefen an ihn. Schiller stellte sich darin an die Spitze seiner Verehrer. Göthe brachte es nicht über's Herz, einen solchen Schatz von Weihrauch still in den Acten ruhen zu lassen, er öffnete selbst noch die Kapsel, um sich in den Wolken desselben

der Welt als der Erste und Größte zu zeigen, dem selbst ein Schiller gehuldigt hatte[1].

Die „Allianz" der beiden Dichter beruhte aber, wie der Briefwechsel ausweist, keineswegs nur auf dem Druck der äußeren Verhältnisse oder auf der Machtfrage, welche durch ein Zusammengehen entschieden war. Sie hatte auch ihre innere Grundlage. Man hatte sich gegenseitig kennen gelernt und sich in vielen wichtigen Punkten angenähert und zusammengefunden.

Beiden Dichtern war die Kunst das Höchste — ihre Lebensaufgabe, ihr Eins und Alles, die Würze und Weihe des irdischen Daseins. Beide hatten in ihrem Lebensgang ähnliche Wandlungen durchgemacht, erst fromme Betrachtungen, dann freche Liebeslieder gedichtet, dann Shakespeare werden wollen, mit ihren dramatischen Mißgeburten großen Dichterruhm erworben, unter verschiedenen Abenteuern aber ihre Jugendrichtung langsam aufgegeben, sich den Alten zugewandt, den Göttern Griechenlands gehuldigt und dann theoretisch und praktisch versucht, die Kunstformen und Kunstideale der Alten mit den Stoffen der Neuzeit zu verbinden — zugleich classische und moderne Dichter zu werden. So verschieden jeder von ihnen diese Aufgabe auch angriff, beiden war klar, daß mit dem orthodoxen protestantischen Bekenntnißglauben für die Poesie nichts anzufangen sei; beide empfanden hinwieder bis zu einem gewissen Grad das Schöne des Christenthums, sogar des Katholicismus; beide zogen sich davon wieder auf einen freien, naturalistischen Standpunkt zurück und suchten nun gemeinsam wetteifernd das Höchste in der Kunst.

Das war die innere Grundlage der Allianz. In Bezug auf die Verwirklichung des Zieles gingen die Anschauungen sehr auseinander. Der kerngesunde, wohlbeleibte, von Haus aus reiche und vom Glück begünstigte Göthe faßte die Sache sehr behaglich auf. Von seinem häuslichen Herde aus, der nicht einmal durch die „Formalitäten" der Ehe

[1] Als Göthe im October 1824 den Briefwechsel mit Schiller zu redigiren begann, schrieb er: „Es wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Zwey Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist dabey wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war. — Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwey Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Überthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern, so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt. Höchst erbaulich wird es seyn; denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben." — Briefwechsel mit Zelter. III. 455. 456.

beſchränkt war, genoß er die bunten Zerſtreuungen eines ewig unruhigen Geſchäfts- und Hoflebens wie ein Schauſpiel, das er ſelbſt mitſpielte, um ſich zu beſchäftigen, zu unterhalten, zu betrachten und neuen Schauſpielſtoff, Liederſtoff, Romanſtoff daraus zu gewinnen. Dem Sinnlichen und Greifbaren zugewandt, ſuchte er das Geiſtige nur als eine angenehme Zuſpeiſe, die den Genuß erhöhte, das materiell Getheilte verband, die Sinnlichkeit anmuthig verklärte. Anſcheinend willenlos, mit Allem ſpielend wie ein Kind, glaubte er durch die Menge der Erſcheinungen allmählich hinter das Räthſel der Dinge zu kommen, ließ ſich von Laune und Zufall treiben und faßte ſelbſt das, was er nach ruhigem Plane vollbrachte, als ein nothwendiges Werk der Natur auf. Obwohl er bei ſeinen größeren Dichtungen mit faſt pedantiſcher Sorgſamkeit voranging, jahrelang plante, ſchematiſirte, corrigirte, veränderte, ganz umarbeitete, ſo zwang er ſich doch auch hierbei nie zu mühſamer Arbeit, ſondern wartete glückliche Stimmungen ab. So erſchien ſeine Thätigkeit auch dann wie ein fröhliches Spiel, ein ungeſuchtes Walten und Wirken unerſchöpflicher Kräfte, der Dichter als ein ſeliger Genius, als ein Liebling der Götter.

Der hagere, bruſtleidende Schiller dagegen, vom Glück wenig begünſtigt, von Jugend auf mit viel Widerwärtigkeit ringend, betrachtete die Kunſt als ein überaus ernſtes, hohes, nur mit voller Willenskraft zu erreichendes Ziel. Nach argen Unordnungen lebte er endlich in glücklich zufriedener Ehe, ein muſterhafter Gatte und Vater, trug Leiden und Sorgen mit unbezwinglicher Willensſtärke, einigte ſeine Thätigkeit auf die Poeſie und in der Poeſie wieder auf das Dramatiſche und faßte das Theater nicht als einen bloßen Genuß auf, ſondern als eine ſittliche Bildungsanſtalt. Das Schöne ſollte zugleich Wahres und Gutes bieten, die Seele über das Sichtbare erheben und beſſer machen, wie es ihn ſelbſt ſittlich läuterte und hob. Wie Göthe in ſeinem innerſten Kern ein ſinnlicher Genußmenſch war, ſo war Schiller in ſeinem innerſten Kerne religiös, ideal, ſittlich angelegt[1]. Er mochte Göthe gegenüber und ihm zu liebe mitunter einen etwas frivolen Ton anſchlagen, er ſelbſt machte ſich denſelben nicht zu eigen. Weil er ſeine Thätigkeit nicht zerſplitterte, ſondern unabhängig von Laune und Stimmung energiſch fortſetzte, machte ſie auf ihn ſelbſt und Andere den Eindruck des Mühſamen, Erworbenen, Erkämpften. Er

[1] Das mag erklären, daß ein ſo feinſinniger Kunſtkenner, wie König Johann von Sachſen, „zwar einige Werke Göthe's, namentlich den Fauſt und Hermann und Dorothea, bewunderte, daß er aber Schiller wirklich liebte". Falkenſtein, Zur Charakteriſtik König Johanns. Dresden 1874. S. 9.

ſchlug ſein Talent viel zu gering an und bemerkte nicht, daß er in derſelben Zeit viel mehr leiſtete als Göthe. Er war im Grunde auch ein weit ernſterer und tieferer Denker als Göthe, und konnte dieſen nur ſo unumſchränkt bewundern, weil er einerſeits, wie alle tieferen Geiſter, beſcheidener war, andererſeits die eigene Thätigkeit immer mehr auf ein Ziel vereinigte und ſich deßhalb nie die Mühe gab, ſeine Dilettanterien auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte, Kunſttheorie und Naturwiſſenſchaft genau kritiſch und fachwiſſenſchaftlich zu prüfen. Es imponirte ihm, wie der Halbgott, der bei nur einiger Stimmung ſo überherrliche Verſe machen konnte[1], ſich plötzlich mit feierlicher Miene in die verſchiedenſten Zweige der Naturwiſſenſchaft zurückzog, über Licht, Farben, Töne, Wolken, Knochen, Muskeln, Blattformen, griechiſche Statuen, antike Malereien orakelte, als ob er in jedem dieſer Zweige ſich den Doctorhut erworben hätte. Dieſe ſcheinbare Allſeitigkeit beſtach ihn. Er gewöhnte ſich, Göthe wie einen ihm weit überlegenen Geiſt zu betrachten. Im beiderſeitigen Verkehr ordnete er ſich ihm ganz unter; nur wenn er ſich in die eigenen Arbeiten hineingelebt, war er wieder ganz Schiller und folgte den Antrieben ſeiner meiſt reineren, edleren und tieferen Begeiſterung.

Die Verſchiedenheit ihres Weſens verkannten die beiden Männer durchaus nicht; aber eben aus der Verſchiedenheit ergab ſich auch eine größere Leichtigkeit, nebeneinander zu beſtehen, ohne ſich ihren Ruhm zu verkümmern. Dem Epiker und Lyriker kam der Dramatiker nicht in die Quere: außer der Dramatik und der dazu nöthigen Geſchichte überließ Schiller die ganze Welt an Göthe. Jeder kannte die Schwächen des Andern, hatte damit rechnen gelernt. Niemand kam ſo gut aus wie die beiden, und ſo galten ſie denn zuletzt als Freunde.

---

[1] „Gegen Göthen bin und bleib' ich eben ein poetiſcher Lump" (II. 205), ſchrieb er an Körner, als er dieſem 1796 das letzte Lied Mignons im „Meiſter" überſandte. Körner antwortete mit Recht: „Du mußt die Beſcheidenheit nicht übertreiben. In dieſer Gattung kann Göthe Vorzüge vor Dir haben; aber dieſe Gattung iſt nicht die ganze Sphäre der Dichtkunſt" (ebdſ. 206).

18. Achilleis. Helena. Mahomet. Tancred.

1797—1801.

„Man darf wohl ſagen, daß in dem contemplativen Achill, der nun zu Tage kam, der keine Zeile enthalten ſollte, die Homer nicht geſchrieben haben könnte, und in der That keine enthält, die er hätte ſchreiben können, alles erfüllt ward, was die Fabel Parturiunt montes beſagt."

Gervinus.

„Mahomet, tout entier de l'invention de Voltaire, est moins une tragédie qu'un pamphlet en vers. Sous prétexte de frapper l'islamisme, il voulut attaquer l'origine même de toute religion. ... Il s'en faut que Tancrède soit l'une des pièces les mieux écrites de Voltaire."

Frédéric Godefroy, Hist. de la litt. franç.

Die Zeit, während welcher Göthe wieder als Schriftſteller und Dichter in den Vordergrund trat, iſt eine überaus kurze. Denn Reineke Fuchs iſt keine Originaldichtung, ſondern eine bloße Bearbeitung, die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter" ein Stück leichtes Feuilleton, „Cellini" eine bloße Überſetzung, die „Xenien" mehr eine ſatiriſche Spielerei, als ein wirklich bedeutſames Werk. Im Jahr 1796 wird der „Wilhelm Meiſter", 1797 „Hermann und Dorothea" vollendet, von einer Anzahl Balladen, Elegien und lyriſcher Gedichte begleitet. Dann ſchrumpft die poetiſche Thätigkeit wieder nahezu völlig ein. Den großen Dramen, welche Schiller von 1799 an Jahr für Jahr hervorbrachte, gehen keine gleichwerthigen Leiſtungen Göthe's zur Seite. Göthe empfand es ſelbſt und war darüber niedergeſchlagen. Schiller bemerkte es und ſuchte ihn liebevoll zu ermuthigen.

„Es hat mich," ſchrieb er ihm am 5. März 1799[1], „dieſen Winter oft geſchmerzt, Sie nicht ſo heiter und muthvoll zu finden, als ſonſt, und eben darum hätte ich mir ſelbſt etwas mehr Geiſtesfreiheit gewünſcht, um Ihnen mehr ſein zu können. Die Natur hat Sie einmal beſtimmt, hervorzubringen; jeder andere Zuſtand, wenn er eine Zeit lang anhält, ſtreitet mit Ihrem Weſen. Eine ſo lange Pauſe, als Sie dasmal in der Poeſie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müſſen darin ein Machtwort ausſprechen und ernſt-

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 147.

lich wollen. Schon deßwegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte sehr willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Übergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint.

„Wenn ich mir übrigens die Masse von Ideen und Gestalten denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu verarbeiten haben und die in Ihrer Phantasie lebendig liegen, so daß ein einziges Gespräch sie hervorrufen kann, so begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick stocken kann. Ein einziger dieser Plane würde schon das halbe Leben eines andern Menschen thätig erhalten. Aber Ihr Realism zeigt sich auch hier; wenn wir andern uns mit Ideen tragen und schon darin eine Thätigkeit finden, so sind Sie nicht eher zufrieden, als bis Ihre Ideen Existenz bekommen haben."

„Es ist sehr sonderbar," antwortete Göthe, „daß meine Lage, die im allgemeinen genommen nicht günstiger sein könnte, mit meiner Natur so sehr im Widerstreite steht. Wir wollen sehen, wie weit wirs im Wollen bringen können." [1]

Er brachte es nicht weit, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil er sich Verhältnisse geschaffen hatte, mit welchen sich zwar eine beständige poetische Anregung, aber keineswegs eine ruhige dichterische Thätigkeit vereinen ließ. Er war allerdings nicht mehr Kriegsminister und Finanzminister, wie in den achtziger Jahren, aber er war doch so viele Dinge zugleich, daß das Flügelpferd der dichterischen Phantasie all das ihm aufgehalste Gepäck nicht mehr tragen konnte.

„Die Phantasie hatte ihre Morgenfrische verloren und die Gestalten wurden zu Symbolen und Begriffen; ja es machte sich die Lust geltend, in die Poesie allerhand hineinzugeheimnissen und sich an den Räthseln allegorischer Maskenspiele zu ergötzen. Die sinnliche Saftfülle begann zu vertrocknen, der Stil ward mitunter zur Manier vornehmer Künstlichkeit." [2]

Aus den Hexameterübungen, Homerlesungen und kunsttheoretischen Studien, welche Göthe bei Gelegenheit von „Hermann und Dorothea" angestellt hatte, ging der kühnste und größte Plan hervor, den er je gehegt, nämlich: als Epiker an die Seite Homers zu treten.

„Der Tod des Achilles scheint mir ein herrlicher tragischer Stoff zu sein, der Tod des Ajax, die Rückkehr des Philoktet sind uns von den Alten noch übrig geblieben. Polyxena, Hekuba und andere Gegenstände aus dieser Epoche waren auch behandelt. Die Eroberung von

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 149.

[2] Moritz Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Leipzig 1874. V. 358.

Troja ſelbſt iſt, als ein Erfüllungsmoment eines großen Schickſals, weder epiſch noch tragiſch und kann bei einer echten epiſchen Behandlung nur immer vorwärts oder rückwärts in der Ferne geſehen werden." So ſchrieb er am 23. December 1797 an Schiller[1]. Ein paar Tage ſpäter meldet er: „Ich habe dieſe Tage fortgefahren, die Ilias zu ſtudiren, um zu überlegen, ob zwiſchen ihr und der Odyſſee nicht noch eine Epopöe inne liege. Ich finde aber nur eigentlich tragiſche Stoffe, es ſei nun, daß es wirklich ſo iſt, oder daß ich nur den epiſchen nicht finden kann. Das Lebensende des Achill mit ſeinen Umgebungen ließe eine epiſche Behandlung zu und forderte ſie gewiſſermaßen wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffes. Nun würde die Frage entſtehen: ob man wohl thue, einen tragiſchen Stoff allenfalls epiſch zu behandeln? Es läßt ſich allerlei dafür und dagegen ſagen. Was den Effect betrifft, ſo würde ein Neuer, der für Neue arbeitet, immer dabei im Vortheil ſein, weil man ohne pathologiſches Intereſſe wohl ſchwerlich ſich den Beifall der Zeit erwerben wird." [2]

Da ſtand der größte Dichter nun nach aller Äſthetik, die von Leſſing an ſeit 30 Jahren in Deutſchland getrieben und geſchrieben war, vor der ſeit Jahrtauſenden klaren Wahrheit ſtill, daß tragiſche Stoffe dramatiſch und epiſche Stoffe epiſch ſind. Das war ihm eigentlich ſelbſt klar, aber da Niemand ſich für das Epos intereſſirte, ſo meinte er, um des lieben Effectes willen die poetiſchen Gattungen miſchen zu ſollen. Auch Schiller ſtimmte zu[3]:

„Weil wir einmal die Bedingungen nicht zuſammenbringen können, unter welchen jede der beiden Gattungen ſteht, ſind wir genöthigt, ſie zu vermiſchen. Gäb es Rhapſoden und eine Welt für ſie, ſo würde der epiſche Dichter keine Motive von dem tragiſchen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und intenſen Kräfte des griechiſchen Trauerſpiels und dabei die Vergünſtigung, unſere Zuhörer durch eine Reihe von ſieben Repräſentationen hindurchzuführen, ſo würden wir unſere Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen."

Über vier Monate verſtrichen, ohne daß Göthe zu einem Plan gelangte. Er las indeß zwiſchen ſeinen andern Beſchäftigungen in der Ilias und ſuchte ſich ganz in die Vorſtellungen derſelben hineinzuleben, alles Subjective und Pathologiſche aus ſeiner Unterſuchung fernzuhalten[4].

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 345. [2] Ebdſ. I. 350.
[3] Ebdſ. I. 351. [4] Ebdſ. II. 70.

„Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden, ja, ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Gebrauche des göttlichen Einflusses und der Gleichnisse, glaube ich im reinen zu sein, wegen des letzten habe ich wohl schon etwas gesagt. Mein Plan erweitert sich von innen aus und wird, wie die Kenntniß wächst, auch antiker. Ich muß nur alles aufschreiben, damit mir bei der Zerstreuung nichts entfallen kann."

Auch hier wieder das unfruchtbare Bemühen, an sich sonnenklare Dinge zu bezweifeln, lange darüber zu betrachten und endlich dabei anzulangen, was die Welt schon lange gewußt: daß sich ohne homerische Götter und ohne homerische Gleichnisse kein Epos im Stile Homers schreiben läßt. Obwohl er Schiller am 19. Mai versprach, „nächstens muthiglich zu beginnen", verging fast ein Jahr, ehe Schillers Mahnruf endlich den Säumenden aus seiner Lethargie aufweckte:

„Das Frühjahr und der Sommer werden alles gut machen, Sie werden sich nach der langen Pause desto reicher entladen, besonders wenn Sie den Gesang aus der Achilleis gleich vornehmen, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung gesetzt wird. Ich kann jenes kurze Gespräch, wo Sie mir den Inhalt dieses ersten Gesangs erzählten, noch immer nicht vergessen, so wenig als den Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, der sich bei dieser Gelegenheit in Ihrem ganzen Wesen zeigte." [1]

So schrieb Schiller am 6. März 1799. Das trojanische Feld begann sich nun wirklich vor Göthe auszubreiten. Am 16. März waren 180 Hexameter geschrieben und fünf Gesänge der „Achilleis" motivirt, er hoffte schon, die Dichtung im Herbste zu vollenden; am 2. April war der erste Gesang vollendet und konnte an Schiller gesandt werden [2]. Nach einer kleinen Pause wollte der Dichter die übrigen Gesänge noch specieller motiviren. Doch dabei blieb es. Die weitere Dichtung kam nicht zu Stande. Nur der eine Gesang bezeugt, daß Göthe, der deutsche Grieche, zwischen die Ilias und die Odyssee einst ein deutsches Epos rücken wollte, das, beider würdig, griechische Bildung von Neuem in Deutschland aufleben lassen sollte.

Es ist ein sonderbarer Torso, dieser eine Gesang [3]. Die 650 Hexameter sind mit ihren Götter- und Heldennamen, ihren homerischen Formen und Reden, in Stoff und Haltung der Ilias so sorgfältig nach-

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. II. 148. [2] Ebdf. II. 156.
[3] Göthe's Werke [Hempel]. V. 197—223.

gebildet, daß man auf den ersten Blick die Übersetzung oder Nachbildung einer griechischen Epopöe vor sich zu glauben versucht sein möchte. Aber schon die Anrufung der Muse und die feierliche Ankündigung des Sanges fehlt. Das Gedicht beginnt balladenartig mit einem gewaltigen Effect, dem großartigen Bilde des brennenden Troja, das sich später kaum mehr durch etwas Bedeutenderes steigern läßt. Dann sinkt es zu einer melancholischen Situation herab, welche nicht viele Handlung verspricht. Denn Achilles läßt sich seinen Grabhügel errichten — ein riesiges Heldengrab allerdings, aber schließlich ein Grab — und er eilt dabei so, daß man fürchtet, ihn noch im ersten Gesang begraben zu sehen. Verzögerung tritt indeß ein; es muß erst Götterrath gehalten werden, und die Darstellung spinnt sich dabei in behaglicher Breite aus. Die Horen erreichen Zeus Kronions heiliges Haus, das sie ewig begrüßen, der humpelnde Hephaistos begegnet ihnen und redet sie in homerischer Form an. Aber schon in seiner Rede fällt der moderne Dichter aus seiner homerischen Rolle und läßt den olympischen Fräulein Complimente machen, wie sie der gute alte Vater Homer nicht kennt:

„Euch allein ist gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Über das todte Gebild des Lebens Reize zu streuen.
Auf denn! Sparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt so fort mich preisen wie anfangs!"
Und sie lächelten sanft, die Beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich und gossen umher verschwenderisch Leben und Licht aus,
Daß kein Mensch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte." [1]

Die Zeichnung der Götter ist in vielen Zügen durchaus homerisch, aber es mischen sich da und dort moderne Anklänge hinein und verzärteln die festen antiken Umrisse zu jener Weichheit, von der die Alten nichts wußten.

„Spät kam Aphrodite herbei, die äugelnde [2] Göttin,
Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones." [3]

[1] Ebds. V. 208 (Vers 85—92).

[2] Demoiselle Vulpius machte sich viel mit „Äugeln" und „Äugelchen" zu schaffen. „Jetzt frage ich bey Ihnen an," schreibt sie den 13. December an Nicolaus Meyer, „ist es wahr, daß die Dem. Matizek nach Bremen aufs Theater kommt? Man sagt hier, daß Sie das gute Werk gestiftet hätten, und ich finde es recht, wenn man sich der alten Äugelchen annimmt." Auf der Geburtstagsredoute am 31. Januar 1803 „suchten etliche Damen und Äugelchen den schwarzen Ritter von vorm Jahr" ꝛc. — Freundschaftliche Briefe von Göthe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Leipzig 1856. S. 76. 78.

[3] Vers 131—134.

Ganymed sieht wie ein sentimentaler Page drein:

„Nur zu Kronion trat Ganymed mit dem Ernste des ersten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich." [1]

Nicht minder modern wird dann Ares redend eingeführt:

„Aber Ares versetzte darauf mit Adel und Ehrfurcht." [2]

Aphrodite aber spricht beinahe, als ob sie von der Natalie im „Wilhelm Meister" erzogen worden wäre:

„Wilder, stürmst du so fort, die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird?
Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die schönste der Frauen
Ist es ein wertherer Kampf, als je um der Güter Besitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopischen Völker,
Die den Göttern so oft die frömmsten Feste bekränzen
Reinen Lebens (!!!), ich gab die schönsten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber sei mir gepriesen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführst.
Denn sie sind mir verhaßt, die Rohen, welche der Männer
Süße Gemeinschaft fliehen und, Pferdebändigerinnen,
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren." [3]

Aus dem zürnenden Achilles der Ilias selbst ist ein an Größenwahn leidender Melancholiker geworden, der über seinen Grabhügel philosophirt, das allgemeine Menschenloos betrauert und sogar den Selbstmord empfiehlt, von dem die homerische Zeit, bei ihrem guten Appetit und naturgemäßen gesunden Leben, noch nichts wußte:

„Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der, nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges." [4]

So blicken zwischen der anstudirten homerischen Mythologie und der künstlich nachgebildeten Einfachheit und Naivetät der Darstellung überall die Armseligkeiten moderner Cultur durch und lassen es als einen sehr geringen Verlust erscheinen, daß Göthe die seltsame Nachdichtung nicht weiter fortgeführt hat. Bedeutsam ist sie immerhin als thatsächlicher Beweis, daß Göthe, der „Meister", auf der Höhe seines Ruhmes durchaus nicht vollständig in das eigentlichste tiefste Wesen der homerischen Dichtungen eingedrungen ist. Er hing viel zu viel an dem Weibe,

„Die, ihm göttlich scheinend, gefährlichen Jammer in's Haus bringt," [5]

[1] Vers 145. 146. [2] Vers 314. [3] Vers 331—343.
[4] Vers 535—539. [5] Vers 603.

um die Heldenkämpfe der Ilias und die Abenteuer der Odyssee in ihrer männlichen Kraft, Würde und Bedeutung — ohne sentimentalen Beigeschmack — zu erfassen. Nach einer Andeutung bei Riemer[1] ging sein Plan sogar dahin, wie früher aus Werther, Clavigo, Wilhelm Meister, Hermann, Egmont und Faust, so aus dem gewaltigsten der homerischen Helden einen liebeskranken Träumer zu machen: „Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber, nach der Tollheit seiner Natur." Zelter dagegen wußte noch 1831, trotz vieljähriger Vertraulichkeit mit Göthe nichts von einem solchen Plan, las noch in diesem Jahre abermals die Ilias „mit Hinsicht auf die Achilleis" und stellte sich dabei wieder die alte Frage: „ob dieser Eine Gesang wohl, der Anfang einer Fortsetzung des trojanischen Krieges, einen Folgeplan erwarten lasse, was bei einem so tiefen Studium des Homer sich denken läßt".

„Dabei," erzählt er naiv weiter[2], „fiel mir unser Wolf (der berühmte Philologe) wieder ein, der mir seine hundert Hexameter für Dich übergeben wollte, und über den Gesang der Achilleïs etwas leicht wegfuhr, indem ich ihm sagte: wenn ich so viel Griechisch wüßte, wie Er, so würd' ich das größere Verdienst erwerben, die Achilleïs in schöne griechische Hexameter zu übertragen; worauf er denn wie natürlich den Laien ablaufen ließ, und die Antwort bis heute schuldig geblieben ist." In seiner blinden Götheverehrung meinte er sogar, es wäre aus bloßem Neid, daß Wolf und die andern Philologen Göthe nicht für einen zweiten Homer ansehen wollten. „Den Gedanken," schrieb er an Göthe[3], „hat er Dir nicht vergeben; er hat ihn beneidet wie ein Kaufherr, der einen neuen Laden neben sich entstehen sieht."

Weder berühmte Philologen, noch Kritiker und Dichter haben sich indeß seither bemüßigt gefunden, Göthe um jenes Fragment zu beneiden; in strengerer oder milderer Form vereint sich vielmehr das allgemeine Urtheil dahin, daß der homerische Ton darin nicht getroffen ist[4]. Gervinus

[1] Mittheilungen. II. 523.

[2] Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. VI. 301. 302.

[3] Ebdf. IV. 145.

[4] M. Bernays, Göthe's Briefe an Friedr. Aug. Wolf. Berlin 1868. S. 33 ff. — Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854—1856. II. 313. — Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. III. Thl. 3. Buch. 2. Abth. S. 281. — Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur. V. 475. 476. — Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur. I. 69. — Über die Art und Weise, wie Göthe vielleicht die „Achilleis" habe fortsetzen wollen, hat Dr. Klein in einem Gymnasialprogramm (Emmerich 1850) seine Vermuthungen aufgestellt.

ruft nicht ganz umſonſt das Parturiunt montes dabei in's Gedächtniß, und Gottſchall bemerkt witzig, daß Göthe hier „dem Homer zu direct auf die Ferſen treten wollte".

An denſelben Klippen wie die Achilleis ſcheiterte vorläufig auch eine andere, großartige Dichtung, die er auf Schillers Anregung zum zweiten Male aufgenommen hatte — der Fauſt.

Zu der in der Hauptſache noch in Frankfurt gedichteten „Gretchentragödie" waren während der erſten Weimarer Jahre nur wenige Zuſätze, in Italien zwei Scenen („Die Hexenküche" und „Wald und Höhle") getreten. Das ſo ergänzte Stück erſchien 1790 als: „Fauſt. Ein Fragment" (168 S. 8°) bei Göſchen ſowohl im 7. Band von Göthe's Schriften, als auch ſeparat bei demſelben Verleger. Die übrigen Bruchſtücke und Pläne wurden in einem Packet für künftige Zeiten zurückgelegt[1]. Als Schiller bei ſeiner Annäherung an Göthe die noch ungedruckten Scenen zu leſen und womöglich für die „Horen" zu bekommen wünſchte, wagte Göthe nicht, das Packet aufzuſchnüren. Er war in ganz andere Regionen gerathen und hatte den Muth verloren, die urdeutſche Sage mit ſeinem neuen Griechenthum in Einklang zu bringen. Auf Schillers wiederholtes und eindringliches Bitten verſprach er, für das November- oder December-Heft der „Horen" „womöglich" etwas mitzutheilen; es geſchah aber nicht.

Erſt zwei Jahre ſpäter, nachdem „Wilhelm Meiſter" und „Hermann und Dorothea" vollendet waren, gegen Ende Juni 1797, einen Monat vor ſeiner Schweizerreiſe, taucht wieder der Fauſt auf. Göthe ſchreibt an Schiller[2]:

„Da es höchſt nöthig iſt, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zuſtande etwas zu thun gebe, ſo habe ich mich entſchloſſen, an meinen Fauſt zu gehen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens um ein gutes Theil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt iſt, wieder auflöſe, und mit dem was ſchon fertig oder erfunden iſt, in großen Maſſen disponire, und ſo die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee iſt, näher vorbereite. Nun habe ich eben dieſe Idee und deren Darſtellung wieder vorgenommen und bin mit mir ſelbſt ziemlich einig. Nun wünſchte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in ſchlafloſer Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und ſo mir meine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.

[1] Düntzer, Göthe's Fauſt. Leipzig 1850. I. 83—91. — K. J. Schröer, Fauſt. Heilbronn 1881. I. Thl. S. XXXVI ff. XLV. XLVI.

[2] Schiller-Göthe Briefwechſel. I. 262.

„Da die verschiedenen Theile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordiniren, da übrigens die ganze Arbeit subjectiv ist: so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten im Stande.

„Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände rathen mir, in mehr als Einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren."

Eine tiefe, wahre Dichterbegeisterung für das Werk ist weder aus diesem Briefe, noch aus der folgenden Correspondenz ersichtlich. Göthe behandelt es als bequeme Flickarbeit, an der sich gelegentlich ohne Mühe weiterzeddeln lasse — als „Luftphantome", die vor der Beschäftigung mit der „deutlichen" Baukunst rasch entschwinden, als „eine große Schwammfamilie" die in einem ruhigen Monat zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen aus der Erde wachsen könnte, als „nordische Phantome", von südlichen Reminiscenzen leicht zurückdrängt. Nachdem er kaum Schema und Übersicht festgestellt und das Gedruckte neu abschreiben lassen, legt er das Material schon wieder zurück, und nach der Schweizerreise will er nur darangehen, um den „Tragelaphen", d. h. das Ungeheuer, halb Hirsch, halb Bock, möglichst bald los zu werden und etwas Besseres — etwa den Tell — in Angriff nehmen zu können[1].

Eine Anzahl „Xenien", welche Schiller nicht in den Musenalmanach für 1798 aufnehmen wollte, um denselben von aller Polemik frei zu halten, wurde vermehrt und dann als „Oberons und Titania's goldene Hochzeit" in die Faustfragmente gestopft[2].

Viel werthvoller war die „Zueignung", der „Prolog im Himmel" und das „Vorspiel auf dem Theater", welche wahrscheinlich in den Monaten Juni oder Juli, noch vor der Schweizerreise, gedichtet sind und welche für die Fortsetzung und den Abschluß des Stückes noch nahezu die ganze Welt offen ließen.

Die „Zueignung" drückt in ergreifendster Weise die Rührung aus, welche den Dichter beschlich, als er aus seiner griechisch-italienischen Kunstwelt zu der Dichtung seiner Jugend zurückkehrte, zu den gewaltigen Ideen, welche ihn damals beschäftigten, zu den ursprünglich religiösen, christlichen Anschauungen, welche der merkwürdigen Volkssage zu Grunde lagen:

---

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 262. 264. 269. 336.

[2] Düntzer, Göthe's Faust. I. 87. — Fr. Vischer, Göthe's Faust. S. 8. 9.

„Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich;
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Äolsharfe gleich:
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze, ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Der „Prolog im Himmel" nahm einen erhabenen Aufſchwung in jenes ernſte, ſtille Geiſterreich. Das Lied der drei Erzengel rauſcht wie Pſalmenſang aus den Höhen der erhabenſten religiöſen Poeſie, aber es iſt im Munde dieſes Dichters bloß ein Wiederklang entlegener Jugenderinnerung. Durch die komiſche Fratzengeſtalt des Mephiſtopheles wird der tiefernſte Eingang des Buches Job ſofort aus ſeiner Majeſtät in das Gebiet des Niedrig-Menſchlichen herabgedrückt. Aus Job, dem typiſchen Vorbild Chriſti, wird Fauſt, ein gegen Gott ſich empörender Freigeiſt, aus der ernſt-ſittlichen Prüfung eine heitere Wette, aus der göttlichen Tragödie eine ſehr menſchliche Komödie[1]. Das „Vorſpiel auf dem Theater" rückt die Sage dann vollends aus ihren idealen Höhen als reichen, unerſchöpflichen Bühnenſtoff auf das theatraliſche Brettergerüſt herab, um Dichter und Director aus der Verlegenheit zu reißen.

Im April 1798 iſt „vor die ſchöne homeriſche Welt ein Vorhang gezogen und die nordiſchen Geſtalten Fauſt und Compagnie haben ſich eingeſchlichen"[2]. Stark gedieh die Arbeit nicht — jeden Tag etwa ein Dutzend Verſe; aber der kleinſte Theil, der Maſſe hinzugefügt, mehrte die Stimmung zum Folgenden. Am 28. April erwachte der Vorſatz: „Ebenſo will ich meinen Fauſt auch fertig machen, der ſeiner nordiſchen Natur nach ein ungeheures nordiſches Publikum finden muß."[3] Am 5. Mai war der Fauſt „um ein Gutes weitergebracht", Alles numerirt und ſchematiſirt. Göthe ſuchte einige tragiſche, in Proſa verfaßte Scenen, die gegen das Andere als zu ſtark und natürlich abſtachen, in Verſe zu bringen und ſo zu dämpfen[4].

Wie weit dieſe Förderung des „Fauſt" reichte, darüber liegen bloß

[1] Wie Kuno Fiſcher (Deutſche Rundſchau 1877. 2. Heft. 251 ff.) ausführt, gibt die Wette der ganzen bisherigen Dichtung eine neue Wendung: Fauſt muß gerettet werden, muß die Wette gewinnen. Doch wie die Läuterung und Rettung Fauſts ſich vollziehen ſollte, das war die Hauptſchwierigkeit, über die Göthe in dieſer Zeit noch nicht hinauskam. Vgl. Fr. Viſcher, Göthe's Fauſt. 1875. S. 285 ff. [2] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 368.

[3] Ebdſ. II. 59. [4] Ebdſ. II. 66.

Conjecturen vor [1]. Erſt nach zwei Jahren (16. April 1800) wird er wieder in einem Brief an Schiller erwähnt, doch wie immer nur in allgemeinen Ausdrücken. Es wurde September, bis Göthe endlich die Helena auftreten ließ.

„Nun zieht mich aber," ſagt er [2], „das Schöne in der Lage meiner Heldin ſo ſehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächſt in eine Fratze verwandeln ſoll. Wirklich fühle ich nicht geringe Luſt, eine ernſthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin ſchon die Freude des Lebens wegzehrt."

Göthe hatte das richtige Gefühl, daß die antike Helena in die Fauſttragödie, wie ſie lag, nicht paßte. Schiller aber glaubte, daß ſich beide verquicken ließen.

„Laſſen Sie ſich aber ja nicht durch den Gedanken ſtören, wenn die ſchönen Geſtalten und Situationen kommen, daß es ſchade ſei, ſie zu verbarbariſiren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Fauſt noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut ſein, Ihr poetiſches Gewiſſen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbariſche der Behandlung, das Ihnen durch den Geiſt des Ganzen aufgelegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerſtören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders ſpecificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena iſt in dieſem Stück ein Symbol für alle die ſchönen Geſtalten, die ſich hinein verirren werden. Es iſt ein ſehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtſein in's Unreinere zu gehen, anſtatt von dem Unreinen einen Aufſchwung zum Reinen zu ſuchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall iſt. Sie müſſen alſo in Ihrem Fauſt überall Ihr Fauſtrecht behaupten." [3]

Ermuntert durch dieſen Troſtſpruch, arbeitete Göthe weiter und las Schiller gelegentlich den Anfang ſeiner Helena vor. Dieſer war ungemein befriedigt:

„Ihre neuliche Vorleſung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlaſſen; der edle hohe Geiſt der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das tiefſte aufregt. Wenn Sie auch ſonſt nichts poetiſches von Jena zurückbrächten, als dieſes und was Sie über den fernern Gang dieſer tragiſchen Partie ſchon mit ſich ausgemacht haben, ſo wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt. Gelingt Ihnen dieſe Syntheſe des Edeln mit dem Barbariſchen, wie ich nicht zweifle, ſo wird auch der Schlüſſel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden ſein,

[1] S. Schröer a. a. O. — Kuno Fiſcher, Göthe's Fauſt. Deutſche Rundſchau 1877. IV. Jahrg. 1. Heft. S. 93—95.

[2] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 250. [3] Ebdſ. II. 251.

und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkte aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen. Denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen." [1]

Die „Helena", jetzt der Anfang des dritten Actes im zweiten Theile des „Faust", ist ein vollständiges Seitenstück zur „Achilleis", in der Form eine der vollendetsten Nachbildungen antiker Poesie, welche die deutsche Literatur besitzt, aber dem Gehalt nach ebenso modern gedacht als Göthe's Achilles. Die jambischen Trimeter wie die Chöre haben die ganze feierliche Würde der alten Tragödie: Sophokles, Euripides könnten sie gedichtet haben. Aber keinem der antiken Tragiker ist es eingefallen, Helena nach ihrem Liebeshandel mit Paris und nach dem trojanischen Krieg noch neue Romane anspinnen zu lassen. Vater Homer läßt sie nach Sparta zurückkehren, wo Odysseus sie bei Menelaos trifft [2]. Hieran knüpfte Göthe an, und soweit er sich beschränkt, die Rückkehr Helena's darzustellen, entspricht auch der Gehalt einigermaßen noch der Form. Ihr banges Reuegefühl, die kindliche Freude des Chors, in die Heimath zurückzukehren, die Vorwürfe des Phorkyas verbinden sich zu einigen echt dramatischen Scenen. Aber Menelaos erscheint nicht. Helena, die griechische Sagengestalt, verwandelt sich plötzlich in eine allegorische Figur, in das Symbol des altclassischen Schönheitsideals. Statt für das angerichtete Unheil entweder durch den Tod oder durch großmüthige Verzeihung Sühne zu erlangen, soll die Anstifterin des trojanischen Krieges heirathen, und zwar einen Barbaren, einen Zeitgenossen Luthers, — den Doctor Faust.

Das war der seltsame Übergang, an welchem die Dichtung vorläufig stockte. Göthe fand ihn nicht. Im October und November arbeitete er nur Weniges am Faust; dann ward er durch Krankheit gestört. Im Frühjahr nahm er die Arbeit wieder auf; aber noch Ende April schätzte Schiller das neu Hinzugekommene für nicht so groß als das früher Ge-

[1] Ebds. II. 254.

[2] Odyss. IV. 120 ff. 265 ff. Vgl. Virgil. Aen. II. 567 sqq.; VI. 494 sqq. Nach Pausanias III. 19 ist sie in einem gemeinschaftlichen Grab mit Menelaos bestattet. Nach anderen Berichten dagegen wird sie von den Söhnen des Menelaos verfolgt und schließlich erhängt. Die Sage, daß Helena den Achill geheirathet und ihm einen Sohn Euphorion geboren habe, findet sich erst bei Ptolemäus Hephästion, einem alexandrinischen Grammatiker aus der Zeit von Nero bis Nerva. Wenn sie etwas symbolisirt, so symbolisirt sie zunächst die nüchterne Verstandesheirath der alexandrinischen Philologie mit der altgriechischen Poesie, aus der bekanntlich bis heute ein vorwiegend prosaisches Geschlecht hervorgegangen ist, kein Byron und kein Shelley. S. Preller, Griechische Mythologie. II. 439.

druckte, beides zuſammen auf kaum die Hälfte der Dichtung, wie ſie nach den gemachten Entwürfen ausfallen ſollte. Bald trat die Arbeit ganz zurück, um dann über 20 Jahre auf ihre Vollendung zu warten[1]. Die politiſche und literariſche Welt war eine ganz andere geworden, als der 75jährige Greis ſie wieder aufnahm und endlich den Schlüſſel fand, das „Edle“ und das „Barbariſche“, wie er das griechiſche und das national-deutſche Literaturelement nannte, auszuſöhnen.

Was in den Jahren 1794 bis 1802 unter Schillers Rath zum Früheren hinzugekommen, darüber fehlen großentheils ſichere Nachrichten. Außer der Zueignung, dem Vorſpiel und Prolog entſtanden in dieſer Zeit jedenfalls der Walpurgisnachtstraum, die Walpurgisnacht, die Valentinsſcene und ein Theil der „Helena“, welche jetzt den dritten Act des zweiten Theiles eröffnet. Über alles Andere discutiren noch die Göthe-Philologen.

Wie es Göthe nicht gelang, ein Epos im Geiſte Homers zu ſchaffen, ſo ſcheiterte auch ſein Bemühen, die griechiſche Claſſicität und den in der Fauſtſage verkörperten deutſchen Nationalgeiſt in einer wahrhaft harmoniſchen Dichtung auszugleichen, weil er, das Alterthum falſch erfaſſend, ihm die chriſtliche Weltanſchauung unterzuordnen verſuchte, wodurch nothwendig eine ſchreiende Diſſonanz entſtand. Nur eine unverdiente Huld des Himmels ermöglichte es dem Greiſe, die verworrenen Bruchſtücke endlich noch am ſpäten Lebensabend nothdürftig zum Ganzen zu verbinden und dem langſamen Flickwerk von 60 Jahren eine Art Plan unterzulegen. Als Schiller ſeine großen Dramen längſt vollendet hatte, war Fauſt noch ein hoffnungsloſes Bruchſtück.

Was immer von der claſſiſchen Bildung und dem deutſch-nationalen Geiſte am Weimarer Hofe declamirt werden mag: Thatſache iſt, daß die beiden größten Dichterpläne Göthe's — Achilleis und Fauſt — gegen zwei Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen zurücktreten mußten, und zwar gegen Voltaire's Mahomet und Tancred[2]. Es iſt das überaus bezeichnend. An einem Hofe, deſſen ganze Bildung urſprünglich aus dem Paris

[1] Heinrich Heine ſchreibt es dem Unglauben Göthe's und ſeinem Mangel an Ehrfurcht für die alte Sage zu, daß es ihm nicht gelang, den Fauſt in entſprechender Weiſe abzuſchließen: C'est pour s'être écarté de la pieuse ordonnance de la légende, telle quelle était sortie des profondeurs de la conscience populaire, qu'il lui a été impossible de mener à bonne fin son ouvrage, d'après un plan nouveau, dont l'incrédulité est la base.“ — Mephistophéla. Revue des Deux Mondes. 1852. t. I. p. 643.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. X. 395—445; 449—509.

Voltaire's herrührte, durfte man den großen Patriarchen nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen.

Der „Wallenſtein", das erſte große deutſche Schauſpiel, hatte dem Herzog Karl Auguſt nicht gefallen. Es war ihm zu lang, zu hiſtoriſch, zu deutſch. Er hatte Voltaire's Mahomet in Paris geſehen; das war etwas ganz Anderes! Als Göthe ſich im September 1799 entſchloß, denſelben zu überſetzen, jauchzte der Herzog förmlich auf:

„Es wird ſchon an einer beſonderen Ukaſe gearbeitet, durch welche Du in allen vier Welttheilen zum Fürſten unter dem Titel Meccanus ausgerufen werden ſollſt. Dieſer Sieg iſt in manchem Betracht dem der conquête von Italien vorzuziehen, denn erſtlich arbeiteſt Du gegen Deine Natur und überwindeſt dieſe, was Suwarow nicht nöthig hatte, und dann gibt Deine Ueberſetzung dem deutſchen Theater gewiß eine neue und ſehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fach hervorbringen." [1]

Göthe bekam zeitweilig ein Billet um's andere und hieß „liebſter Meccanus". Der Herzog wollte ſelbſt ſein Omar ſein, half der Jagemann ihre Palmire-Rolle einſtudiren, kümmerte ſich ſogar um die andern Rollen und um die Gruppirung der Schauſpieler.

„Geſtern kam die Mahometiſche Partie der Seidiſchen zu nahe. In Paris war die erſte faſt ganz vorne, links den Zuſchauern und die andere blieb rechts dem Hintergrunde nahe, wo auch das Bänkchen zum Sterben ſich befand." [2]

Während Schiller das wunderbar ſchöne „Lied von der Glocke" dichtete, die tiefergreifendſte Huldigung an jene hehre Weihe, welche das Chriſtenthum über alle Verhältniſſe des Menſchenlebens ausgießt, verſchwendete Göthe als gehorſamſter Fürſtendiener ſeine Zeit und Kraft, ſeine Gewandtheit im dramatiſchen Jambus und ſeine feſſelnde Sprachfertigkeit an das nichtswürdige Tendenzmachwerk, in welchem Voltaire einſt alle poſitive Religion dem Haß und der Verachtung preiszugeben ſuchte [3]. Wie der Herzog gewünſcht, konnte es am 30. Januar 1800,

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. Weimar 1863. I. 252.

[2] Ebdſ. I. 256. Vgl. S. 253. 255. 257. 258. 261 und die lange Abhandlung des Herzogs (S. 262—266), wie „die Laulichkeit des Publikums" gegen den „Großkophta" und die darin „anſtößigen Verhältniſſe" zu überwinden wären. Die Zärtlichkeit des Herzogs für die Betrüger Caglioſtro und Mahomet iſt für ſeinen Geſchmack charakteriſtiſch. Es iſt der Rococogeſchmack Voltaire's und Friedrichs II.

[3] „Unter der Herrſchaft dieſer Tendenz," ſagt Dav. Friedr. Strauß (Voltaire. Bonn 1877. S. 53), „iſt Voltaire's Mahomet ein hartes, zurückſtoßendes Stück geworden, dem auch die mildernde Hand und der erwärmende Hauch des deutſchen Dichters keine beſſere Seele hat verleihen können ... Sein dramatiſcher

dem Geburtstag der Herzogin, ſchon gegeben werden. Das 19. Jahrhundert ward auf der Weimarer Bühne damit eingeweiht.

Schiller empfand den Gegenſatz wohl, in welchem der Prophet und der Geſchmack ſeines Omar ſich zu ſeiner Geiſtesrichtung befanden; allein als Hofrath mußte er die Dinge ihren Gang gehen laſſen und begnügte ſich, Göthe in verblümt-poetiſcher Weiſe daran zu mahnen, daß er, im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Vergangenheit und ſeinem beſſern Ich, überwundenen Götzen huldige und Mumien magnetiſire:

„Du ſelbſt, der uns vom falſchen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege ſchon ein Held, die Schlange
Erſtickt, die unſern Genius umſchnürt;
Du, den die Kunſt, die göttliche, ſchon lange
Mit ihrer reinen Prieſterbinde ziert:
Du opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aſtermuſe, die wir nicht mehr ehren?

„Einheimiſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt.
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen,
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.

„Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo ſich die eitle Aſtergröße bläht,
Da kann die Kunſt das Edle nicht geſtalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgeſät;
Aus eigner Fülle muß es ſich entfalten,
Es borget nicht von ird'ſcher Majeſtät,
Nur mit der Wahrheit wird es ſich vermählen,
Und ſeine Gluth durchflammt nur freie Seelen.

„Drum nicht in alte Feſſeln uns zu ſchlagen,
Erneuerſt du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloſer Minderjährigkeit;

Mahomet iſt zwar kein gemeiner, d. h. kein ideenloſer, aber ein kalter und bewußter Betrüger, eine Figur, die nur an Göthe's Großkophta, d. h. an Caglioſtro erinnert, ſo plump und hölzern, daß der Zauber, die Gewalt über bedeutende Menſchen unbegreiflich bleibt, die ihm im Stück zugeſchrieben wird." — F. Godefroy, Histoire de la littérature française (XVIIIe Siècle, Poètes). Paris 1879. VI. 159—162. — Die von der Akademie preisgekrönte Schrift nennt den „Mahomet" einfach ein „Pamphlet in Verſen". Vgl. V. Bénard, Frédéric II. et Voltaire. Paris 1878. p. 57. — P. W. Kreiten, Voltaire. 2. Aufl. Freiburg 1885. S. 217. 128. 203—204.

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden." [1]

Damit war ſowohl gegen den Geiſt der Tragödie, wie gegen die franzöſiſche Rococo-Form genugſam Einſprache erhoben. Im Übrigen anerkannte Schiller, daß die Erinnerung an den franzöſiſchen Regelzwang auch ihr Nützliches hätte, und als freiſinniger Dramaturge ließ er ſich die Aufführung als ein „Experiment" gefallen, an dem man ſeine Beobachtungen und Erfahrungen machen könnte.

Herders Frau ſchrieb nach der Vorſtellung an Knebel [2]:

„Nachdem man im Anfange an der Neuheit der Vorſtellung (es war Anſtand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wohlgefallen hatte und der Zauber von Göthes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, ſo wurde man durch den Inhalt von Scene zu Scene empört. Eine ſolche Verſündigung gegen die Geſchichte (er machte den Mahomet zum groben, platten Betrüger, Mörder und Wollüſtling) und gegen die Menſchheit habe ich Göthe nie zugetraut. Die platte, grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wolluſt wird gefeiert! — Ach, und die Ziererei der Kunſt, uns Deutſche mit dem franzöſiſchen Kothurn zu beſchenken, weil es der Herr von Haaren durch den Herzog ſo beſtellt hat."

Die eigentliche Nichtswürdigkeit in der Tendenz des Stückes — die poſitive Religion als Quelle aller jener triumphirenden Schändlichkeiten hinzuſtellen — entging der ſonſt beleſenen Frau, vielleicht den meiſten Weimarern. Doch machte das Stück keineswegs Epoche, wie der Herzog gemeint hatte. Schon am 14. Mai kam mit Schillers Macbeth wieder etwas Beſſeres auf die Bühne, worüber ſich die Herzogin Luiſe und Andere ſehr freuten. Der Herzog hielt indeß an ſeinem Franzoſenthum feſt, und Göthe that ihm den Gefallen, noch ein Stück Voltaire's zu überſetzen — ein komödienhaftes Ritterſtück ohne allen tiefern Gehalt — den Tancred [3].

Amenaïde, Herrſcherin von Syrakus, bietet dem Tancred in Meſſina Hand, Herz und die Herrſchaft in Syrakus an. Der Brief hat aber keine Adreſſe, wird dem Boten unterwegs abgenommen und fällt in die

[1] Schillers Werke [Hempel]. I. 210. Vgl. Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 206. 208. 209. 226. 227. 245.

[2] Düntzer, Göthe u. K. Aug. II. 327. — „Vortreffliche Verſe," ſagte Herder ſelbſt, „aber der Inhalt eine Verſündigung gegen die Menſchheit." — Haym. II. 765.

[3] Es war ihm dabei hauptſächlich darum zu thun, ein „Trauerſpiel mit Chören" zu verſuchen, da Schillers „Braut von Meſſina" ſich in die Weite zog. Zelter ſollte die Chöre componiren. S. Grenzboten. 1873. III. 293.

Hände des feindlichen Feldherrn Solamir. Sie wird als Verrätherin verurtheilt. Tancred kämpft nun zwar für sie, um ihre Ehre zu retten, gibt aber ihre Liebe auf, weil er sie wirklich für eine Verrätherin hält. Durch willkürliche Verwicklung wird der Irrthum nicht aufgedeckt. Amenaïde büßt ihren nicht adressirten Brief mit dem Tode, und Tancred sucht und findet Befreiung von dem ihm unerträglichen Leben im Kampfgewühl [1].

Dieses Ritterstück des alten Voltaire, worin die Ritter nur da waren, um zu declamiren, wurde am 30. Februar 1801 in Göthe's Übersetzung aufgeführt; die „Jungfrau von Orleans" dagegen, welche bald darauf zum Abschluß kam, durfte nicht gegeben werden.

„Das Sujet ist äußerst skabrös," schrieb der Herzog an Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen [2], „und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das voltärsche Poem fast auswendig wissen. So oft und dringend bat ich Schillern, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst jemanden, der das Theater einigermaßen kennt (!), die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wollte. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt (!) und es würde ihm nützlich gewesen sein; aber all mein Bitten war vergebens."

Schiller war artig genug, nicht auf der sofortigen Aufführung eines Stückes zu bestehen, das Voltaire's Gemeinheit in der edelsten Weise an den Pranger stellte und dem modischen Franzosenthum des Herzogs eine der rührendsten Erinnerungen des alten katholischen Frankreich entgegenstellte.

Die Schwierigkeit der Aufführung scheint übrigens nicht so sehr in dem Stoff und in der Richtung des Stücks gelegen zu haben, sondern in Umständen, welche den Herzog noch viel peinlicher berühren mußten. Das ganze Stück hing von der Titelrolle ab. Die Titelrolle mußte nothwendig von der ersten Schauspielerin des Hoftheaters gegeben werden, wenn diese nicht von einer andern in der Gunst des Publikums überflügelt werden sollte. Die erste Schauspielerin, Karoline Jagemann, war nun wohl noch eine „Demoiselle", aber stand als Freundin des Herzogs

[1] „C'est un ouvrage fondé sur la pointe d'une aiguille", sagt Diderot. Marmontel findet in dem Stil greisenhafte Schwäche: „Des vers lâches, diffus, chargés de ces mots rédondants qui déguisent le manque de forces et de vigueur, y annoncent la vieillesse du poète." Godefroy (V. 172) anerkennt hohe Schönheiten im Detail, aber tadelt die ganze Anlage. Einige Hauptfehler gesteht auch A. W. von Schlegel ein. (Über dramatische Kunst und Literatur. 1817. II. 221. 222.) [2] Nachlaß von K. von Wolzogen. I. 449. Vgl. oben S. 248.

nicht mehr im Rufe der Jungfrauſchaft. „Als Karoline Jagemann," erzählt Palleske[1], „von einer längern Reiſe zurückkehrte, war zwar ein Hauptgrund, der ſie an der Darſtellung der Jungfrau gehindert hatte, beſeitigt; allein erſt am 23. April 1803 brachte der weiſe Schiller, vom Publikum vielfach beſtürmt, das Stück auf die Weimariſche Bühne." [2] Alſo „intereſſante Umſtände" bereiteten dem Herzog an dem Stücke ſo viel Verlegenheit.

Noch bevor Voltaire's Tancred aufgeführt werden konnte, ward Göthe durch eine ernſte Krankheit an die Hinfälligkeit alles irdiſchen Treibens und an den Ernſt der Ewigkeit gemahnt.

Am Neujahrstag 1801 hatte er im Theater Haydns „Schöpfung" beigewohnt; am andern Tage befiel ihn ein ſtarker Katarrh, der ſich bald zu einer Blatternroſe mit Fieber und Krampfhuſten verſchlimmerte. Wegen Erſtickungsgefahr konnte er am 5. ſchon nicht mehr im Bette bleiben, ſondern mußte in aufrechter Stellung gehalten werden. Kopf, Hals und das linke Auge ſchwollen auf. Hofrath Stark von Jena, der am 7. auf des Herzogs Anordnung gerufen wurde, befürchtete einen Gehirnſchlag. Trotz Fußbad und Aderlaß phantaſirte Göthe die ganze Nacht hindurch; auch das rechte Auge ward von der Geſchwulſt ergriffen. Mehrere Tage ſchwebte er phantaſirend zwiſchen Leben und Tod[3]. In dieſer furchtbaren Kriſe beſtand ſein ſtolzes Heidenthum die Feuerprobe nicht. Riemer erzählt, daß er, „nach ſeiner Gattin Zeugniſſe, das ſie wiederholt ablegte, wenn das Geſpräch auf dieſe Epoche ſeines Lebens kam, von Schmerz übermannt, in Fieberphantaſien, mit wahrhafter Begeiſterung in die beweglichſten, herzergreifendſten Reden an den Erlöſer ausgebrochen ſei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand hätte daran denken können, dieſe aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in ſeiner Seele für chriſtlich-religiöſe Geſinnung gelegen und wie ſie nur bei ſolchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt (sic!) ſich zu äußern veranlaßt werden" [4].

---

[1] Schillers Leben und Werke. II. 521. — Wie Behſe berichtet, hatte ſie „wiederholt nothwendige Reiſen zu machen". Geſchichte der deutſchen Höfe. XXVIII. 264.

[2] Auch bei dieſer Aufführung war man um eine „Jungfrau" verlegen. Amalie Malcolmi, welche die Titelrolle ſpielte, wurde, da ſie nach Genaſts Mittheilung ihren Mädchennamen gleichfalls verwirkt hatte, auf dem Zettel „Miller" genannt. Palleske, a. a. O.

[3] H. Düntzer, Aus Knebels Nachlaß. 1858. II. 1. (Brief von Karoline Herder. 22. Jan. 1801.) [4] Riemer, Mittheilungen. I. 121.

Bereits am 13. trat eine Wendung zum Beſſern ein. Am folgenden Tag ſchrieb Frau von Stein an ihren Sohn Fritz:

„Mit Göthe geht es beſſer, doch muß der einundzwanzigſte Tag vorüber ſein; bis dahin könnte ihm noch etwas zuſtoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geſchadet hat. Geſtern hat er mit großem Appetit Suppe gegeſſen, die ich ihm geſchickt habe, mit ſeinem Auge ſoll es auch beſſer gehen. Nur iſt er ſehr traurig, und ſoll drei Stunden geweint haben; beſonders weint er, wenn er den Auguſt ſieht. Der hat indeſſen ſeine Zuflucht zu mir genommen; der arme Junge dauert mich. Er war entſetzlich betrübt, aber er iſt ſchon gewohnt, ſeine Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klub von der Klaſſe ſeiner Mutter 17 Gläſer Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Weine abzuhalten.“ [1]

Gegen Ende des Monats konnte Göthe wieder Beſuche empfangen, nahm mit den Schauſpielerinnen Caſpers und Jagemann ihre Rollen vor und ließ auf ſeinem Zimmer ſogar ein kleines Concertchen halten. Von nah und fern trafen die freundlichſten Kundgebungen der Theilnahme ein, darunter auch ein Schreiben des Muſikers Reichardt, den Göthe in den „Xenien“ ſo unverantwortlich verunglimpft hatte. Göthe antwortete auf ſein Schreiben am 5. Februar [2]:

„Nicht Jedermann zieht von ſeinen Reiſen ſolchen Vortheil, als ich von meiner kleinen, kleinen Abweſenheit.

„Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich ſo viele Theilnehmende, welche mir die ſchmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich ſonſt nicht allein für mich, ſondern auch für Andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, ſondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen; und wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der erſten Jahre darin beſteht, daß in ihnen mehr die Neigung, als die Abneigung herrſcht, ſo ſollte ich auch bei meinem Wiedereintritt in's Leben dieſes Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

„Wie angenehm mir Ihr Brief in dieſem Sinne war, ſagen Sie ſich ſelbſt, mit der Herzlichkeit, mit der er geſchrieben iſt. Ein altes gegründetes Verhältniß, wie das Unſerige, konnte nur wie Blutsfreundſchaften durch unnatürliche Ereigniſſe geſtört werden; um ſo erfreulicher iſt es, wenn Natur und Ueberzeugung es wiederherſtellt.

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 134. 135. — Das „Ewig Weibliche“ hat hier wohl aus alter Eiferſucht und auf bloßes Hörenſagen hin ein Dutzend Gläſer zu viel gezählt. Daß Auguſt ſich früh dem Trunk ergab, iſt aber durch verläßliche Zeugen, namentlich den ihm befreundeten Karl von Holtei, feſtgeſtellt. — Vierzig Jahre. IV. 383. V. 70 ff.

[2] Blätter für literariſche Unterhaltung. 1832. Nr. 143.

„Von dem, was ich gelitten habe, weiß ich wenig zu ſagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur unter ſo vielerlei ſeltſamen Formen, daß meine Geneſung ſelbſt den erfahrenſten Aerzten auf einige Zeit zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieſer Zuſtand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das Glücklichſte war, daß in dem Augenblick, als die Beſinnung eintrat, ich mich ſelbſt ganz wieder fand. . . .

„Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit, in den vergangenen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich an's Leben, an Geſchäfte, an Wiſſenſchaft und Kunſt knüpfen. Keiner iſt abgeriſſen, wie es ſcheint, die Combination geht wie vor Alters fort, und die Production ſcheint auch in einem Winkel zu lauern, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkung zu erfreuen.

„Doch wollen wir uns indeß als Geneſende behandeln, und zufrieden mit einer ſo baldigen Wiederherſtellung nach einem ſo großen Uebel, in geſchäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenſchlendern.

„Das erſte höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Muſik, das man denn auch, ſo gut es die Umſtände erlaubten, zu befriedigen ſuchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neueſten Compoſitionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Feſtabend machen."

19. Häusliches und geſchäftliches Leben.

1798—1805.

„Göthe kann ſelbſt das Geſchöpf nicht achten, das ſich ihm unbedingt hingab. Er kann von Anderen keine Achtung für ſie erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn ſie gering geſchätzt wird. Solche Verhältniſſe machen den kraftvollſten Mann endlich mürbe."

Körner an Schiller, 27. Oct. 1800.

„Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben."

Göthe zu Eckermann. I. 76.

Als Haupthemmniß für Göthe's dichteriſche Thätigkeit hat Schiller ſelbſt ſeine „elenden häuslichen Verhältniſſe" bezeichnet. Er kannte ſie ſehr genau, als er das ſchrieb. Es iſt viel aufgeboten worden, um ſie in ein günſtigeres Licht zu rücken; aber Thatſachen reden ſchließlich doch lauter als alle Worte. Einen gemüthlichen, glücklichen Familienkreis wie Schiller hatte Göthe nicht.

Am 14. October 1791 kam Chriſtiane mit einem todten Knaben nieder; am 22. November 1793 gebar ſie ein Mädchen, das aber ſchon am 3. December wieder ſtarb. Am 1. November 1795 kam ſie mit einem Knaben nieder, aber ſchon am 17. war derſelbe eine Leiche. Ein viertes Kind, ein Mädchen, ſtarb Ende December 1802, einen Tag nach der Geburt[1]. Das Haus am Frauenplan blieb öde, nur von Fremden bevölkert. Der kleine Auguſt, am Weihnachtstage 1789 geboren, ward von der Mutter und ihrer Schweſter aufgezogen, die mit ihr in Göthe's Hauſe wohnte. Der Vater war mit zu viel anderen Dingen beſchäftigt, um an des Knaben Erziehung ſich zu betheiligen. Später hielt er ihm einen Erzieher im Hauſe, jenen Dr. Friedr. Wilh. Riemer, der nachmals die „Mittheilungen" über Göthe geſchrieben hat[2]. Vor ihm bewohnte der

[1] „Wüthender Schmerz zerriß ſeine Seele," ſagt Düntzer, Göthe's Leben. S. 478. Vgl. S. 446. 463. 520.

[2] Er war den 19. April 1774 geboren, hatte Philologie ſtudirt und war dann Erzieher im Hauſe Wilh. v. Humboldts geworden.

Maler Johann Heinrich Meyer als Hausfreund die oberen Zimmer in Göthe's Wohnung, einige längere Reiſen abgerechnet, vom November 1791 bis Ende 1802, wo er ein Fräulein von Koppenfels heirathete und ſeinen eigenen Hausſtand gründete.

„Meyer verſtand es," wie A. Dürr ſagt, „Chriſtiane Vulpius gegenüber, ſo lange dieſelbe noch nicht als Göthe's angetraute Frau im Hauſe weilte, in taktvoller Weiſe den richtigen Ton anzuſchlagen. Seine Hausgenoſſenſchaft erſcheint angeſichts dieſer eigenartigen Verhältniſſe im Göthe'ſchen Hauſe in beſonderer Weiſe hervorhebenswerth. Die treue Sorgfalt, mit der Meyer bei längerem Fernſein Göthe's, wie gleich im Jahre 1792 während der Campagne in Frankreich ſich der Obhut Chriſtianens und des kleinen Auguſt von Göthe annahm, die eifrige Thätigkeit, die er während derſelben Zeit beim Aus- und Umbau des Hauſes entfaltete, mußten Göthe ſeine Gegenwart nur um ſo dankbarer empfinden laſſen. Dieſes ſchöne gemeinſame Verhältniß ſpricht ſich auch in dem Familienbilde aus, das Meyer während der erſten Jahre in Weimar malte. In einer der Madonna della sedia verſtändig nachgebildeten Situation ſtellte er, wie Riemer berichtet, Chriſtiane als Mutter mit ihrem Erſtgebornen im Arme dar. Göthe hielt dieſes Aquarellbild, das er beſonders ſchätzte, immer in ſorgfältiger Bewahrung." [1]

Als Gattin nicht anerkannt, Göthe's Bildung nicht entfernt gewachſen, völlig auf's Hausweſen beſchränkt, wird Chriſtiane in Göthe's Briefwechſel nur ſelten und kümmerlich erwähnt. Von ſeinem Geiſtesleben als Gelehrter und Dichter iſt ſie nahezu ausgeſchloſſen; ſie hält ſich für zu beſchränkt, um ihm folgen zu können, obwohl ſeine Poeſie gar oft eigentlich zu ihrem Niveau herabſinkt. Sie weiß nichts von ſeinen Plänen, von ſeinen großen Ideen, von ſeinen Studien. Sie ſtaunt ihn nur an, wie Gretchen den Fauſt, und liebt ihn, daß der vielbewunderte Gott auf ſie arme Bajadere herabgeſehen. Sie ſorgt treulich für ihn, kocht ihm gut, hält ihn warm und iſt ſtolz auf alles, was ſie von ſeinem Ruhme hört.

Einigen Einblick in ihr häusliches Weſen, ihren Charakter und ihre Anſchauungsweiſe gewährt der Briefwechſel des ſpäteren Medicinalraths Dr. Nikolaus Meyer in Bremen mit ihr und Göthe [2]. Als dreiundzwanzigjähriger Student kam er 1798 nach Jena, beſuchte unterwegs Göthe und ward, ohne weitere Empfehlung, wie ein Freund bei ihm aufgenommen. Während ſeiner Studien benützte er jeden freien Augen-

[1] Alphons Dürr, Johann Heinrich Meyer in ſeinen Beziehungen zu Göthe (Lützows Zeitſchrift für bildende Kunſt. 1884. 20. Jahrg. Heft 2. S. 31.)

[2] Freundſchaftliche Briefe von Göthe und ſeiner Frau an Nicolaus Meyer. Leipzig 1856.

blick, um nach Weimar hinüberzuschlüpfen. Den größten Theil des Winters 1799 auf 1800 brachte er in Göthe's Hause zu, mit Studien über die Anatomie der Mäuse[1] beschäftigt. Göthe stellte ihm seine eigene naturhistorische Sammlung zur Verfügung, und Christiane mußte es geschehen lassen, daß die Mäuse an ihrem Küchenherd secirt und präparirt wurden. Sie versöhnte sich ohne Mühe mit dem jungen Studenten, der, wie sie, Tanz und Theater liebte und mit ihr häufig auf den Ball ging. Als er im folgenden Herbst wegzog, blieb er in freundschaftlicher Verbindung mit Göthe sowohl als Christiane und übernahm es für lange Jahre, seine früheren Gastfreunde mit feinen Weinen, Butter, Fischen und anderen Victualien zu versorgen, wofür er aus Weimar dann Bücher, Gedichte, Musikalien, Theaterutensilien, Obst, Pflaumenmus u. A. erhielt.

Man sieht aus diesen Briefen, daß Göthe nicht gerade luxuriös, aber doch gut lebte. Bestellungen von Franzwein, Portwein und Malaga[2] wiederholen sich in mäßigen Zwischenräumen. Dann liefert Bremen Lachs, Bricken, Häringe, Dorsche, Schellfische, Butten, Hummer und ansehnliche Lieferungen Butter, gewöhnlich zu 50 Pfund. Christiane's Lieblingsspeise waren Bricken, über die denn öfter näher berichtet wird. Ihr Hauptvergnügen aber war das Tanzen.

„Schon seit drei Wochen," heißt es in einem Briefe, „bin ich mit dem Geh. Rath und August in Lauchstädt, und jeden Tag hab' ich Ihnen schreiben wollen, aber frühe wird gebadet, alsdann muß man doch gehen, und dann geht es zu Tisch, von da wird sich geputzt und geht in das Theater, wieder zum Abendessen und alsdann auch wohl auf den Ball. Ich war schon hier auf 6 Bällen, wo es sehr brillant ist. Es sind viele junge Landsleute hier, die alle recht hübsch sind, viele Offiziere sind nicht da, aber die Halleschen Studenten sind meist sehr gescheute Leute, und der Herr Geh. Rath ist sehr mit ihrem Betragen sowohl auf Bällen als im Theater zufrieden . . . Zu jedem Ball werden wir 4—5 Mal eingeladen, und wenn wir nicht gleich kommen, geholt, und auf jedem Ball haben wir Sie immer gewünscht. Ich tanze auf jedem Ball mit einem wie mit dem andern, weil sie mir alle gleich sind — sie erweisen mir alle wo ich bin, viel Artigkeit, und haben auch dem Geh. Rath und mir ein Vivat zugerufen.

„Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath

[1] Für eine Dissertation: Prodromus anatomiae murium.

[2] Göthe trank den Wein hauptsächlich zur Stärkung seines Willens: „Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen complicirten Zuständen zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, was zu thun sei, und ich war auf der Stelle entschieden." Eckermann, Gespräche. III. 164.

anfing, betitelt: ‚Was wir bringen', waren 800 Menschen — wir waren auf dem Balkon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so riefen die Studenten ‚es lebe der größte Meister der Kunst, Göthe!' Er hatte sich hingesetzt, aber ich stand auf und er mußte vor, um sich zu bedanken.

„Nach der Comödie war Illumination, und dem Geh. Rath sein Bild und Namen illuminirt. Wir speisten im Salon, wo auch wieder alles illuminirt, und der ganze Saal mit Blumenguirlanden geschmückt war." [1]

Diese Ovation fällt eben in die Zeit, wo Schiller den Höhepunkt seiner Production erreicht hatte, Göthe's Poesie so dürftig quoll wie ein versiegender Brunnen.

Im Juli (1802) war es gar einsam in Weimar. Die Herrschaften waren verreist. Auch im August gab es keine Neuigkeiten als „einige Heirathen". Im October war die Hochzeit des Malers Meyer beschlossene Sache. Aber im November fingen die Redouten wieder an; auf dem Theater wurde das Donauweibchen gegeben, und alle „alten Äugelchen", besonders Demoiselle Burkhardt, erinnerten sich wieder des liebenswürdigen Nikolaus Meyer. Am 31. Januar war eine ganz besonders brillante Redoute, auf der Griechinnen und Circassierinnen und das Personal des Vorspiels „Was wir bringen" aufspazierten. Der Geheime Rath war sehr vergnügt und ließ Christiane täglich mit seinen schönen Pferden spazieren fahren [2]. Am fröhlichsten aber läßt sie sich in einem Briefe vom folgenden November über das Tanzen aus:

„Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie sich doch noch mit Tanzen abgeben, und da habe ich Hoffnung, wenn Sie zu uns kommen, auch wieder mit Ihnen zu tanzen.

„Es sind zwei junge Leute beim Theater hier, die bloß aus Liebe für die Kunst (!!) zum Theater gegangen, und als Schüler vom Geheimerath bei uns bekannt sind.

„Von diesen Beiden tanzt der Eine ganz wie Sie, nur noch mit mehr Leidenschaft.

„Wenn ich mit diesem tanze, so fliegen wir gleichsam den Saal hinunter; ob ich gleich stärker werde, so tanze ich doch immer wie sonst." [3]

Am Schlusse des Jahres konnte sie sich das Zeugniß geben, daß sie keinen Ball und keine Redoute versäumt habe, und war entschlossen, auch im folgenden Jahre fröhlich weiterzutanzen [4]. Auch nach ihrer letzten Niederkunft war ihre Hauptsorge, möglichst bald wieder auf einen Ball zu kommen, obwohl sie schon ihre 37 Jahre zählte und längst nicht mehr

[1] Briefe an Nik. Meyer. S. 68. 69.
[2] Ebds. S. 71. 74. 75. 77. [3] Ebds. S. 85. 86. [4] Ebds. S. 87.

für schön galt. Im Hause zog Göthe oft Schauspieler zur Tafel; an anderen Gästen war kein Mangel. Im Januar 1804 meldet sie: „daß kein Mittag vergeht, wo nicht immer Freunde bey uns speisen; dann geht's in's Theater, wo wir jetzo sehr viel hübsche junge Männer und Mädchen haben; alsdann gibt's Redouten-, Harmonie- und Ressourcen-Bälle, wo ich mich dann immer sehr mit Tanzen amüsirt, denn ich tanze jetzt noch mehr als sonst und befinde mich recht wohl dabey." [1]

Zwischen dieses tanzlustige Mückenleben drängten sich aber doch mitunter die trüben Wolken ernüchternder Prosa.

„Ich lebe ganz still," schreibt sie am 21. April (1803), „und sehe fast keinen Menschen, das Theater nur ist meine Freude, denn wegen dem Geh. Rath lebe ich sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft ist, habe aber so gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank." [2]

Als sie sich selbst einmal unpäßlich fühlte, schrieb sie:

„Ich kann mir jetzo recht gut vorstellen, wie Ihnen zu Muthe war, als Sie krank waren, nun geht es mir ebenso, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles was ich nur wünsche, es geht aber nichts auf dieser Welt über Gesundheit und frohen Muth, wenn man das nicht hat, so ist das ganze Leben nichts." [3]

Ungemein drückend und hart wurde ihr ihre rechtlich und gesellschaftlich ungesicherte Lage, als Göthe im Frühjahr 1805 ernstlicher zu kränkeln anfing. Sie war noch immer nicht seine Gattin, war um seinetwillen von der ganzen Gesellschaft zurückgestoßen, und nun?

„Der Geh. Rath hat nun seit einem viertel Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden wo man denken muß er stürbe. Denken Sie also sich mich die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe — und Sie, lieber Freund, sind wegen der Entfernung für mich doch so gut wie verloren. Sie können sich denken, wenn so ein unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stände, wie mir zu Muthe wäre. Ich bin wahrhaftig ganz auseinander — und dann kommt noch dazu, daß die Erneſtine sehr abzehrt und dem Grabe sehr nah ist und die Tante auch sehr schwach — es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzt, und ich muß fast unterliegen, es wollen zwar die Leute behaupten man sehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht so fortgehen. Hier ist kein Freund, dem ich so

[1] Ebdſ. S. 88. [2] Ebdſ. S. 79. [3] Ebdſ. S. 69.

Alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte — ich könnte sie genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen, und werde wohl für mich allein meinen Weg wandeln müssen."[1]

Das ist die Kehrseite der „römischen Elegien" und der „venetianischen Epigramme". Schiller hat sich doch wohl nicht getäuscht, wenn er von Göthe's „elenden häuslichen Verhältnissen" sprach. Göthe genoß nicht einmal jene irdische, sinnliche Behaglichkeit, von welcher Manche in Folge seiner vielen Liebesgedichte sich träumen. Vor den Augen seiner Geliebten und Haushälterin war der „ewig junge" Erotiker ein schon vielfach kränkelnder und hypochondrischer alter Herr, mit dem sie viel auszustehen hatte, wenn er auch nicht eben eifersüchtig war und sie mit Studenten und Schauspielern tanzen ließ, so viel sie wollte. Bei allem äußern Wohlstand und Wohlleben, bei aller Freiheit und Ungebundenheit fehlte es in diesen häuslichen Verhältnissen an dem, was allein die Familie zur Familie macht: an der geistigen Lebensgemeinschaft der Gatten, an Adel der Gesinnung, an einer auf das Ewige gerichteten wahren Freundschaftsliebe, an jener Würde und Weihe, welche nur die Religion dem ehelichen Verhältnisse zu geben vermag, an jenem wahren religiösen Trost, der allein die flüchtigen irdischen Genüsse überdauert, in Tagen der Prüfung Stand hält und in Tagen des Glücks volle Zufriedenheit gewährt.

Im Hause Göthe's, des größten deutschen Liebesdichters, fehlte nichts so sehr, als wahre, echte Liebe — und Frauen, welche sich für seine Poesien so schwärmerisch entzücken, thäten gewiß sehr wohl daran, sorgfältig zu prüfen, was er eigentlich „Liebe" nennt.

Über den Sohn August wird später die Rede sein[2].

Nicht weniger nachtheilig, als sein trostloses Familienleben, wirkte auf Göthe's dichterische Entwicklung seine höfische Stellung ein. Er dankte ihr allerdings viel äußere Bequemlichkeit, Ansehen, Geld, Einfluß, bedeutende Verbindungen, wissenschaftliche Hilfsmittel, auch poetische Anregungen. Auf ihr ruhte großentheils der Primat, den er seit der Verbindung mit Schiller nahezu unangefochten auf dem deutschen Parnaß behauptete. Er hatte sich so in die herzogliche Familie und in den Hof hineingelebt, daß sein Ruhm mit dem des Dichterhofes völlig zusammenfloß. Keine Kritik, keine Intriguen konnten die hohen Regionen erreichen,

[1] Ebdf. S. 95.

[2] Vgl. Sebastian Brunner, Hau- und Bausteine zu einer Literatur-Geschichte der Deutschen. Wien 1885. III. 101—127.

in denen er ſich eingewurzelt, kein Ruhm eines Andern ihn aus der vornehmen Stellung drängen, die er nicht erobert, ſondern ſich langſam angelebt hatte. Der ganze Hof blickte zu ihm wie zu einem göttlichen Onkel auf, der mit zu Herzog und Herzogin, Hof und Land gehörte, ohne den Weimar kein Weimar mehr war. Er war der einzige Dichter, der aufhören konnte zu dichten, ohne ſeines Anſehens verluſtig zu gehen, der bei jedem, noch ſo ſchwachen Stück ſicher ſein konnte, bewundert und ſogar angebetet zu werden. Es war pure Herablaſſung, wenn er weiterdichtete.

Wie alle Herrſchgewaltigen, mußte er indeß Erwerb und Behauptung der Herrſchaft ſchwer bezahlen — mit großen Opfern an Zeit, Bequemlichkeit, freier Muße. So bequem er ſich ſein Poetenheim eingerichtet hatte, ſo hatte er doch eigentlich nicht viel davon; er gehörte weit weniger ſich, als dem Hofe. Es macht einen halb wehmüthigen, halb komiſchen Eindruck, wenn man in ſeinen Geſchäftsbriefen an Voigt u. A. all die Bagatellen nachlieſt, mit welchen der große Mann ſeine koſtbare Zeit verderben mußte, um ganz Weimar mitregieren zu helfen und auf allen Punkten der Unentbehrliche zu bleiben. So ſchreibt er z. B. den 27. Mai 1798 an Voigt:

„Ich eile die mir überſendeten Depeſchen zu beantworten und zurückzuſchicken. Es erfolgt alſo:

1. Die Verordnung an den Bergrath in Concept und Mundo nebſt den Acten.

Ein Pro Memoria, welches noch zu ſecretiren und mir Ihre Meynung darüber zu eröffnen bitte; ſo einen mineralogiſchen Schatz muß man bis er gehoben iſt geheim halten.

Wegen des übrigen, das Sie mit freundſchaftlicher Sorgfalt berühren, gebe ich folgendes zu erkennen.

Von Oſann erfährt man ja wol, wenn Schenk die beiden Taxatoren vorgeſchlagen hat, und man zeigt alsdann bei der Commiſſion an, daß man ihnen aquiescire.

Fiſcher wird ſich wohl die Freiheit nehmen die Cautionsgelder bei Ihnen zu deponiren.

Auf die Auction will ich Fiſchern aufmerkſam machen; denn da ich ihm das Gut verpachtet habe, wie es überkommen, auch ihm erklärt iſt, daß es ſeine Sache iſt die Brandweinblaſe zu ſtellen, ſo kann ich das übrige abwarten und mich bis zur Uebergabe ruhig verhalten.

Haben Sie die Güte mir gelegentlich anzuzeigen, wie ſich Thouret anläßt. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt er bei ſeiner Geſchicklichkeit reſolut und expedit, Eigenſchaften, die wir in dem gegenwärtigen Falle ſehr brauchen. Nehmen Sie ihn doch im Geſpräche einmal vor und hören, wo er hinaus will.

Wenn Riehl fleißig iſt und accurat, ſo können wir ihm ſchon etwas mehr geben; da uns die Katalogen unentbehrlich ſind und wir auf dem jenaiſchen

Tramite wohl ſchwerlich eine Abſchrift ſobald erhalten möchten, ſo kommt es auf einige Thaler mehr nicht an. Haben Sie die Güte mir Mittwochs einige Buch Papier, wie Sie ſolche Riehlen gegeben, zu überſchicken. Geiſt hat hier manche müßige Stunde und kann bei meinem Hierſein vielleicht auch einen Band fördern.

Es thut mir leid, daß ich Trebra verſäumt habe, ob es gleich nicht wohlthätig iſt, alte Freunde wieder zu ſehen, welche die ganze Richtung ihrer ehemaligen Beſchäftigung mit einer andern vertauſcht haben.

Dagegen hat mich die gute Behaglichkeit des Bergrathes in ſeinem neuen Zuſtande erfreut.

Sie haben ja wohl die Güte die Beilagen gefällig beſorgen zu laſſen und mich gelegentlich Sereniſſimo zu Gnaden zu empfehlen.“[1]

Solche Briefe hat Göthe nahezu täglich expedirt, dazu Depeſchen, Promemorien, Eingaben, Actenſtücke, Gutachten, Empfehlungen aller Art. Der maßgebende Premierminiſter, auf deſſen Bureau alle Fäden der weimariſchen Verwaltung zuſammenliefen, war er allerdings ſeit der italieniſchen Reiſe nicht mehr. Das war Chriſtian Gottlob Voigt, ein tüchtiger, erprobter Geſchäftsmann, ſechs Jahre älter als Göthe, der nach ſoliden juriſtiſchen Studien in Jena von der Pike auf gedient hatte, erſt als Advokat, dann als Bibliothekar, dann als Juſtizamtmann, Regierungsrath und endlich Miniſter. Bode nahm ihn bald nach der Gründung der Weimarer-Loge (1778) unter die Freimaurer auf. Von 1784 war er Göthe's Vertrauter in der Ilmenauer Bergwerkangelegenheit. Von 1794 an wurde er des Herzogs vorzüglichſter Rathgeber in allen Fragen der Politik und Verwaltung. Da ſeine Collegen Fritſch und Schmidt alte Herren waren, fiel ihm nach und nach alle wichtige Arbeit zu; er wurde nach ſeinem eigenen Ausdruck „der Geſchäftsſcherwenzel für ganz Weimar“, mußte „immer Trumpf ſein“ und klagte (12. Februar 1800) ſchließlich ſeinem Freunde Miniſter von Frankenberg in Gotha:

„Mich verläßt man nicht ſelten, um gar nichts zu thun; man läßt ſich ſogar nichts zuſchicken, und was das wunderbarſte iſt, ſo iſt man hintendrein nicht einmal damit zufrieden, daß andere unſere Arbeiten gethan haben. Bey dem allen tröſtet mich denn mein Vertrauen auf das ius talionis, das hienieden ſelten ausbleibt, nach welchem ich hoffe, daß, wenn ich auch einmal voll wunderlicher Laune, unbilliger Eiferſucht, Verachtung alles Neuen, mir unbekannten u. ſ. w. ſein werde, alsdann es auch redliche Collegen geben werde, die mit mir Geduld haben und mich ertragen.“[2]

Obwohl Göthe bis zum Jahre 1809, die Theaterdirection und die Bergwerkscommiſſion abgerechnet, keinen beſtimmten Verwaltungskreis

[1] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 210—212.

[2] Ebdſ. S. 78. 79.

übernahm, consultirte und regierte er doch zugleich mit Voigt in die verschiedensten Verwaltungszweige hinein, in Steuerangelegenheiten, Baufragen, Forst- und Militärsachen, Anstellungen von Beamten, Polizeimaßregeln u. s. w. Von der hohen Politik ist selten die Rede.

„Wenn man das ungeheure Interesse bedenkt," sagt Göthe einmal (1796), „was die Franzosen von Ancona bis Würzburg zu bedenken haben, so sollte man hoffen, daß wir in dem jetzigen Augenblicke kein bedeutender Gegenstand für sie wären. Dagegen läßt sich aber auch sagen daß es für sie ein leichtes seyn müßte noch einen Grad nördlicher Breite weiter mitzunehmen." [1]

Das verräth mehr Furcht und Friedensliebe, als politischen Scharfsinn, und fast komisch klingt es, wenn er beifügt:

„Daß Sie übrigens ein Bureau halb kriegerischer halb diplomatischer Art in Eisenach etablirt haben, ist doch wenn auch die Gefahr völlig vorüberginge im Augenblick ein großer Trost und Beruhigung für viele und muß den Platz zu einem interessanten Mittelpunkt machen." — „Möchten wir doch," seufzt er am 28. August [2], „noch recht lange zusammen in einem gemeinschaftlichen Kreise fortleben. Die Nachricht, die an den General Lind gekommen ist, ist freylich von der größten Bedeutung, verbunden mit dem was die Baireuther Zeitung von der großen Schlacht bey Amberg sagt, man kann, wenn, wie von unserer Seite bisher geschehen, alles gethan ist, doch nur abwarten was die verschiedenen Wendungen die die Dinge nehmen auf uns für Einfluß haben könnten, diese Wendung scheint wenigstens auf einer Seite günstig zu seyn."

Um so zu kannegießern, braucht man nicht eben Geheimrath, geschweige Minister zu sein. Weit mehr verbreitet sich Göthe's Geschäftscorrespondenz denn auch über Dinge, welche dem großen Weltlauf ferne stehen und in der Verwaltung des kleinen Weimar selbst zu den Winkelfragen gehören.

Der „hießige Gastwirth zum Bären wünscht bey sich ein Billard aufzustellen"; Göthe frägt an, ob so etwas zulässig ist und von wem die Vergünstigung abhängt. Der Nachbar des Bärenwirths hat sein Haus eingerissen und will es mit schon behaueuen Steinen aus Zwätzen neu aufbauen; die Weimarer Maurer haben dagegen Streit erhoben und wollen die Steinfuhr nicht in die Stadt lassen: Göthe legt ein „pro memoria" für die Freizügigkeit ein [3]. Der Botaniker Batsch reicht ein Gutachten über „Weidenaussaat" ein, und Göthe empfiehlt, es im Reichsanzeiger „ventiliren" zu lassen, „um eine Menge Menschen mit einer solchen Anfrage in Bewegung zu setzen" [4]. Hofrath Loder wünscht, „gegen Be-

[1] Ebds. S. 169. [2] Ebds. S. 173.
[3] Ebds. S. 162. 163. [4] Ebds. S. 164.

zahlung ein Deputat von einigen Rehen und Hasen festgesetzt zu erhalten"; Göthe verlangt vom Minister Aufschluß darüber [1]. Dem Gastwirth Heiße in Stützerbach will er den Fischereipacht lassen, und glaubt, daß „ihm sogar das Pachtgeld gegen gute Aufsicht gut thäte" [2]. Konrad Franke, „ein gar hübscher Mensch, wünscht gar sehnlich, bey der gegenwärtigen vielen Tischlerarbeit in Weimar auch etwas zu lernen. Er gibt sich freylich nicht für einen perfecten Gesellen, allein behauptet doch, daß er brauchbar sey" — und so empfiehlt ihn Göthe [3]. Bei einer „heiligen Handlung", zu der er sich tragen lassen will, zeigt er Voigt sogar die zu gebenden Trinkgelder an: „der Lieberinn einen Laubthaler, dem Kirchner einen Conventionsthaler, dem Andres einen Gulden, der Wartfrau einen halben Laubthaler" — nicht aus Freigebigkeit, sondern „weil ich es sonst nicht mit ganzen Stücken zu machen weiß" [4]. Zu „einer Art pro nota wegen der Bibliothekstreppe, wo ich eine allgemeine Ansicht künftiger Einrichtung, weil es verlangt, vorausgeschickt habe," fügt er „einen Vortrag wegen des Bibliothecarii," d. h. es ist „mehr eine Veranlassung zu einer Entscheidung der Sache, als ein Vortrag" [5]. Die Schauspielerin Demoiselle Maas wird „nach genommener Abrede mit Wache beehrt". „Wegen der Dauer dieser Quasi-Strafe" (über die er sich selbst später lustig machte) wünscht er Voigts Meinung: „Wie schlägt man einen Tag Arrest zu Gelde an? ich bin immer so unglücklich, dergleichen zu vergessen" [6]. Für die Bibliothek will er nur einen Bibliotheksschlüssel im Gebrauche wissen; denn „die mehreren Schlüssel in vorigen Zeiten haben nur Unordnung hervorgebracht und die Abneigung unter den Menschen vermehrt, von denen jeder nun glaubte für sich zu bestehen" [7]. Dagegen befürwortet er das Gesuch des Bibliothekdieners, sich Trinkgelder erbitten zu dürfen. „Zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch diese billig hinzukommen. Wäre es nöthig, so gelangte etwas deßhalb an die fürstliche General-Polizei-Kommission und käme mit ins Wochenblatt." [8]

So gab es in dem kleinen Weimar kaum einen Quark, in welchen Göthe seine Nase nicht steckte. Dabei legt er wohl praktischen Sinn und ein gewisses Mitgefühl für Andere an den Tag, aber auch eine unendliche Kleinigkeitskrämerei, ein herrschsüchtiges Protectionswesen, und eine durch alle Schlüssellöcher dringende polizeiliche Vielregiererei. Neben all dem Plunder, den prosaische Geschäftsleute ebenso gut, ja wohl besser

[1] Ebdſ. S. 180. [2] Ebdſ. S. 193. [3] Ebdſ. S. 226.
[4] Ebdſ. S. 232. [5] Ebdſ. S. 234. [6] Ebdſ. S. 235.
[7] Ebdſ. S. 239. 240. [8] Ebdſ. S. 240.

hätten besorgen können als er, hatte er dann noch seine besonderen Geschäftskreise, welche ihn, wie in der ersten Weimarer Zeit, Wochen, Monate, Jahre lang beschäftigten.

Gewaltige Actenstöße speicherte er allein über das verfehlte Bergwerk-Unternehmen in Ilmenau auf, das trotz aller Rapporte, Eingaben, Bauten, Subsidien, Berathungen und Besichtigungen doch nur Wasser, kein Silber zu Tage förderte. Eine unberechenbare Zeit nahm ihm der Schloßbau zu Weimar weg, da er nicht bloß die Bauentwürfe begutachtete, sondern die Wahl, Anstellung und Thätigkeit der Architekten und ihrer Unterbeamten offen oder insgeheim leitete und beaufsichtigte, sich sogar den Maurern und Decorationsmalern in ihr Geschäft mischte und bis auf die kleinsten Details in den Bau hineinregierte. Zu diesen langwierigen, vielverwickelten Bausorgen — das Schloß konnte erst am 1. August 1803 bezogen werden — gesellten sich ähnliche für die Bibliothek in Weimar, das Theater in Weimar, das Theater in Lauchstädt, das Theater in Jena und noch andere Bauten. Dabei ließ er es nicht bei einer mäßigen Überwachung und Leitung der einzelnen Experten bewenden, sondern übte durch zahllose Berathungen, Inspectionen, Berichte, neue Vorschläge einen unermüdlichen Bureaukratismus aus. Er war der Universalmensch in Weimar, der ganz allein wissen konnte, wie Alles sein und werden mußte. Seine Sorge für die Bibliothek in Weimar erstreckte sich bis auf den Schlüssel, die Trinkgelder des Bibliothekdieners und das Papier, auf das die Kataloge geschrieben wurden. Im botanischen Garten von Jena überwachte er nicht nur den Director, sondern gelegentlich auch den Gärtner, den Gärtnergehilfen und die Taglöhner, die Treibbeete und die Glashäuser. Im Theater von Weimar bestimmte er nicht nur Farbe und Zeichnung der Decorationen, Zahl und Anordnung der Sitze, sondern überwachte die aufzuführenden Stücke, Anwerbung, Contracte, Rollen, Costüme, Vortrag und Aufführung der Schauspieler, und ließ über Alles die weitläufigsten Correspondenzen, Acten und Protokolle führen. Er regte kaum einen Finger, ohne sofort zu sorgen, daß die Kunde davon durch ein feierliches Actenstück der Nachwelt aufbewahrt wurde. Er ist unbedingt den größten Bureaukraten der Neuzeit beizuzählen.

„1804 wurde," so berichtet er selbst, „der Entschluß reif, ein anatomisches Museum (in Jena) einzurichten, welches bei Abgang eines Professors der Anatomie der wissenschaftlichen Anatomie verbleiben müsse. Professor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte sich's zur Pflicht, sogleich in diesem Sinn zu arbeiten und zu sammeln, und unter seiner Leitung gedieh gar bald das Unternehmen, zuerst im didactischen Sinne, welcher durchaus ein anderer ist, als der

wissenschaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioses Aufmerksamkeit und Bemühung richtet und nur im Gefolg des ersten ebenfalls Platz finden kann und muß. Das Cabinet enthält eine bedeutende Sammlung krankhafter Theile. Diese traurigen Gegenstände sind für den Arzt und Chirurg von der größten Bedeutung. Er lernt hier die wichtigsten Lebenswirkungen der Natur kennen, die sich selbst zerstört, um sich selbst zu heilen, und kann sich das, was bei seinen unglücklichsten Kranken unter Entstellung, Beulen und Geschwüren verborgen liegt, bei der großen Consequenz der Natur als vor Augen liegend vorstellen und wo nicht auf Heilung, doch auf Linderung des Zustandes sein geschärftes Augenmerk richten." [1]

Als der alte Hofrath und Professor Büttner, ein wunderliches Original, vorzüglich Münzen- und Naturaliensammler, der gegen eine Leibrente dem Herzog seine Bibliothek verkauft hatte, im Schloß von Weimar starb, hatte Göthe monatelang mit der Hinterlassenschaft zu thun, untersuchte die Bibliothek, plante einen Gesammtkatalog, setzte ein Promemoria darüber auf, empfahl die Sache dem Senat und dem „Concilio", entwarf über den Kostenpunkt ein Budget, sprach über die Ordnung den Bibliothekar Ersch, wobei „ein unendliches Detail" vorkam, befürwortete die Sache bei Voigt, beim Herzog, in allen betheiligten Instanzen, und nahm endlich die Katalogisirung selbst in die Hand. Als die Büttner'sche Wohnung im Schloß dann für den Commandanten v. Hendrich eingerichtet werden sollte, ging er selbst hinein, untersuchte das Quartier und beschrieb es bis auf den letzten Staub und Ruß [2]:

„Ich kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig sein würde, den Zustand zu beschreiben, in dem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu sein, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durcheinander, mit diesen literarischen Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebretter und Drehorgeln; alles zusammen durch ein Element von rußigem Staube vereinigt. Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber ganz besonders den Trabitius, dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese literarische Schweinigeley eine militärische Propretät folgen kann. Übrigens habe ich bei diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern durch schnelle Vergebung dieses Quartiers für eine Noth decretirten."

[1] Dr. C. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834. S. 20.
[2] O. Jahn, Briefe an Voigt. S. 223.

Da er ſich angewöhnt hatte, jedem Geſchäft bis in das entfernteſte Mausloch nachzugehen, und die Geſchäfte in hundertfach verſchlungenem Durcheinander ſich kreuzten, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn der Plan einer „Achilleis" in dieſem Gewirre erſtickte, „Fauſt" in ſonſt günſtiger Stimmung nur um zehn Zeilen täglich voranrückte und der Dichter dabei aufſeufzte:

„Die Geſchäfte ſind polypenartig; wenn man ſie in hundert Stücke zerſchneidet, ſo wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indeſſen drein ergeben und ſuche meine übrige Zeit ſo gut zu nutzen, als es gehen will. — Die neueſten Erſcheinungen haben mich auf's neue überzeugt, daß die Menſchen ſtatt jeder Art von ächter theoretiſcher Einſicht nur Redensarten haben wollen, wodurch das Weſen, was ſie treiben, zu etwas werden kann. Einige Fremde, die unſere (größtentheils von Meyer mitgebrachte) Sammlung beſuchten, die Gegenwart unſerer alten Freundin und über alles das ſich neu conſtituirende Liebhabertheater haben mir davon ſchreckliche Beiſpiele gegeben, und die Mauer, die ich ſchon um meine Exiſtenz gezogen habe, ſoll nun noch ein paar Schuhe höher aufgerichtet werden." [1]

Dieſe Mauer war ein ſehr wankelmüthiges Ding; für manche Leute wurde ſie hoch und immer höher, für andere war immer Thür und Thor offen. Nur von Zeit zu Zeit zog ſich Göthe in ſein Haus oder nach Jena zurück, um, auch dann nicht ungeſtört, ſich literariſchen Arbeiten zu widmen. Da der Herzog an keinem feſten Geſchäftsgang hielt, ſondern die Regierungsarbeiten oft Jagden oder anderen Vergnügen nachſetzte und dann plötzlich das Verſäumte wieder einzubringen ſuchte, ſo wurde Göthe mitunter aus ſeinem Urlaub unangenehm aufgeſcheucht oder genöthigt, um verlängerten Urlaub zu bitten, was er in höchſt devoter Form that, obwohl der Herzog ihn noch immer mit „Du" tractirte:

„Empfehlen Sie mich Serenissimo zu Gnaden. Wenn höchſtdieſelben vor Ihro Abreiſe nichts zu befehlen haben, wobei die geringe Perſönlichkeit meiner Wenigkeit in Weimar nothwendig ſein dürfte, ſo erbitte mir die Erlaubniß, meine literariſche Quarantaine fortzuſetzen." [2]

Merkwürdig iſt, daß Göthe, obwohl mit dem Herzog viel länger vertraut, mitunter Voigt als Mittelsperſon bei dieſem gebrauchte. So ſchreibt z. B. Voigt an den Herzog [3]:

„Der Geheimerath v. Göthe hat mich erſucht, auszuwirken, daß er etwas guten Ungariſchen Wein aus Ew. Durchlaucht Kellerey zu ſeiner Erholung gebrauchen

[1] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 184.
[2] O. Jahn, Briefe an Voigt. S. 228. [3] Ebdſ. S. 68.

dürfe. Er hat wohl für unbescheiden gehalten, dieß selbst bey Ew. Durchlaucht sich auszubitten, daher ich mich die Mittelsperson zu machen erkühne."

„Ich werde den Wein an Göthe schicken. C. A.", schrieb der Herzog auf das Billet. Ein andermal (1796) schreibt der Herzog an Voigt:

„Göthe will seinen Garten verkaufen; er hätte gern Geld dafür, aber die Frau will dieses nicht, weil sie weiß, daß es versplittert würde, sie wünscht lieber Grundstücke. Lassen Sie nachsehen, was die Kammer an Krautländereien in der hiesigen Flur noch besitzt." [1]

Ein anderes auf diese Gartenfrage bezügliches Billet lautet:

„Göthen hatte ich den Garten auf ein Jahr für 150 Thlr. abgemiethet, ohne mit ihm handeln zu wollen, weil ich wußte, daß er Geld brauchte; das Jahr darauf habe ich ihn stillschweigend wieder für dieses Geld behalten, nun wird mir das Ding zu lang und ich hatte den Pacht aufsagen lassen. Er hat sich neulich geäußert, daß, wenn ich seiner Wittwe eine mäßige Pension aussetze, er den Garten wohlfeil lassen wolle; die Frau meynte dabei, daß ihr Land lieber sey wie Geld. Auf ohngefähr 80 Thlr. Interessen schlagen sie den Werth des Gartens an. Ich kann den Garten der Kinder wegen nicht gut entbehren."

An dem Gut, das Göthe im März 1798 zu Oberroßla für 14 000 Thaler ankaufte, erlebte er wenig Freude. Er bekam Händel mit dem Pächter und war froh, es im Mai 1803 wieder los zu werden [2].

Zu den Häkeleien der Geld- und Geschäftsprosa dieser Jahre gesellte sich noch ein zersplittertes Studium, das allein hingereicht hätte, Göthe's Geist an aller einheitlichen Thätigkeit zu hemmen. Optik und Meteorologie, Botanik und Zoologie, Mineralogie und Geologie, Anatomie und Archäologie, Philologie und Ästhetik, Kunstgeschichte und Geschichte der Naturwissenschaften wurden stoßweise im buntesten Wirrwarr getrieben, nahezu wie in den ersten Weimarer Jahren, nur daß Göthe jetzt Alles schematisirte, für jedes Fach seine Schablonen und Schubladen

[1] Ebds. S. 67.

[2] „Göthe hat das Roßla übertheuer mit 14 000 Reichsthalern gekauft, mit schlechtem Haus und Stallung, alles baufällig und schlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Rthlr. bezahlt. Jetzt soll er abermal 4000 Rthlr. abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen. Mit seinem Pächter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pächter hinausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davon getragen. Jetzt, heißt es, will er das Gut selbst administriren — durch die Mademoiselle Vulpius, die Nachbarschaft prophezeit aber kein Gelingen, da Er und Sie die Landwirthschaft nicht verstehen. Das Gerede über ihn thut uns oft leid; er wird meist in zweideutigem Licht beurtheilt, und wir haben zu thun, die Menschen eines andern zu überzeugen." Brief Karoline Herders vom 15. April 1801. — H. Düntzer, Aus Knebels Nachlaß. Nürnberg 1858. II. 7.

hatte, ſo daß er bequemer von Einem in's Andere überſpringen konnte, ohne dabei den Faden ganz zu verlieren.

Auch den philoſophiſchen und politiſchen Bewegungen an der Univerſität Jena konnte er ſich nicht ganz ferne halten und naſchte wenigſtens in den Büchern herum, mit welchen Fichte, Schelling, Paulus u. A. das deutſche Vaterland beglückten.

„Fichte," ſo ſchreibt er am 5. Mai 1798 an Schiller, „hat mir den zweiten Theil ſeines Naturrechts geſchickt, ich habe aus der Mitte einiges herausgeleſen und finde vieles auf eine beifallswürdige Weiſe deducirt (!), doch ſcheinen mir praktiſchem Skeptiker bei manchen Stellen die empiriſchen Einflüſſe noch ſtark einzuwirken . . . Ich mag mich ſtellen, wie ich will, ſo ſehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Ausſprüche einer Individualität, und gerade das was am allgemeinſten als wahr anerkannt wird, iſt gewöhnlich nur ein Vorurtheil der Maſſe (sic!), die unter gewiſſen Zeitbedingungen ſteht, und die man daher eben ſo gut als ein Individuum anſehen kann."

So wenig er Fichte's Philoſophie wirklich ſtudirte und ſchätzte, ſo war doch dieſer Philoſoph, wie auch der Rationaliſt Paulus, mit ſeiner und Voigts Zuſtimmung nach Jena gekommen. Paulus wurde von der orthodoxen Geiſtlichkeit ſehr verabſcheut. Das Oberconſiſtorium klagte ſchon am 10. Januar 1794, daß zu Jena im ganzen Jahr nur acht Studenten zum Abendmahl gegangen und dieſe noch von den anderen verſpottet worden ſeien. Herder ſtand für die Profeſſoren ein, Karl Auguſt entſchied nach längerem Streit, daß ſämmtliche Schreiben, Berichte und Acten einſtweilen beigelegt werden ſollten (8. März).

Als Fichte im Winterſemeſter 1794/1795 die Studentenvereine der „ſchwarzen Brüder, Conſtantiſten und Unitiſten" angriff, entſtand ein gewaltiger Rumor wider ihn, ſo daß er für das folgende Semeſter um Urlaub bat und ihn erhielt[1]. Wie er befürchtet, entſtanden Tumulte, Schlägereien, Exceſſe der ſchlimmſten Art. Der Herzog machte keinen Spaß; er ſchickte eine Unterſuchungscommiſſion mit Huſaren und Jägern nach Jena und ſchrieb an Freund Göthe:

„Es iſt meinen Grundſätzen ganz angemeſſen, daß man den Studenten aus den Köpfen bringe, daß ſie etwas anderes ſind, als Schutzverwandte und temporäre Bürger des Staats, in welchem ſie ſich aufhalten. Dieſes gelingt gewiß, wenn man ſie nach Civilgeſetzen richtet und ſie wie die Burſche der Handwerker behandelt, die auch unter den allgemeinen Geſetzen des Landes ſtehen. Ich habe Frankenberg Deinen Vorſchlag und Voigts Votum geſchickt, um ſeine Meinung darüber zu erfahren. Ich hoffe, daß die jetzige Unterſuchung

[1] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 48 ff. — L. von Urlichs, Schiller und Fichte. — Deutſche Rundſchau. XXXVI. 248 ff.

sehr consequent geführt worden ist und daß die Beschließung des Processes ebenso ausfallen wird. Gebe der Himmel, daß unser Bemühen und die aufgewendeten beträchtlichen Kosten fruchten mögen."

So dachten der Dichter des „Faust" und sein herzoglicher Freund praktisch, wenn es in „Auerbachs Keller" etwas lebendig wurde: die Tollheiten ihrer eigenen „Genie"-Periode hatten sie ganz vergessen. Eine Anzahl Studenten wurde relegirt und consilirt, die übrigen eingeschüchtert.

„So sehr es mich freut," schrieb der Herzog (29. Aug. 1795), „daß der Wasserbau in Jena gut anschlägt, so sehr wünsche ich auch, daß unsere neuerlichst erzwungene Rigolung des akademischen Bodens Anlaß zu bessern Früchten bringe." [1]

Nachdem der Rumor unter den Studenten beschwichtigt war, fing er aber unter den Professoren an. Fichte wurde nämlich wegen eines Aufsatzes in seinem „Philosophischen Journal" des Atheismus angeklagt. Von Dresden aus erging ein Requisitionsschreiben, das zu seiner Bestrafung aufforderte. In Weimar hätte man gern die Sache mit einer stillen, formellen Untersuchung beigelegt. Allein Fichte erließ eine „Appellation an das Publikum" und ließ auch seine gerichtliche Vertheidigung sofort drucken. Dadurch brachte er die ganze Regierung gegen sich auf. Göthe entschied im Conseil gegen Fichte. „Ich für meine Person," schrieb er an Schlosser, „gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte." Fichte hatte mit Demission gedroht, wenn er einen Verweis erhielte. Er erhielt den Verweis durch Rescript vom 29. März 1799 und zugleich seine förmliche Entlassung. Umsonst suchte Paulus zu vermitteln, umsonst petitionirten die Studenten für Fichte. Der Herzog bestand auf der Entlassung [2]. Unterdessen war schon der Naturphilosoph Schelling, erst 23 Jahre alt, als Professor für Jena angeworben.

„Wir waren," schreibt Göthe an Voigt (29. Mai 1798) [3], „immer geneigt den Doctor Schelling als Professor hierher zu ziehen; er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir in der Unterhaltung sehr wohl gefallen. Er ist ein sehr klarer, energischer und nach der neuesten Mode organisirter Kopf; dabei habe ich keine Spur einer Sansculotten-Tournüre an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt, daß er uns Ehre machen und der Akademie nützlich sein würde."

Schelling nahm an.

---

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 200.

[2] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 55 ff. — Fichte's Leben. I. 269 ff. [3] Ebdf. S. 213 ff.

20. Göthe der Meiſter.

1798—1803.

„Göthe allein unter allen ſpäteren Dichtern der neueren Zeit war es gegeben, zuerſt wieder zu den Urquellen der Poeſie zurückzugehen und einen neuen Strom zu öffnen, deſſen belebende Kraft das ganze Zeitalter erfriſcht hat."

Schelling.

„So ſehr auch die Romantiker Göthe als den erſten deutſchen Dichter verehrten, ſo genau wußten ſie doch zugleich, was ſie für immer von dieſem trenne."

H. Hettner, Die romantiſche Schule.

Obwohl Göthe's dichteriſche Fruchtbarkeit vom Jahre 1798 an durchaus nicht den Erwartungen entſprach, die man von einem Genie hegen mochte, ſo litt ſein Ruf und ſein Anſehen doch nicht im mindeſten darunter; ſie wuchſen vielmehr von Jahr zu Jahr, verſchafften ihm einen nahezu unbedingten Primat in der Literatur und geleiteten ihn als den anerkannt erſten Dichter in das neue Jahrhundert hinüber, das er noch dreißig Jahre mit ſeiner perſönlichen Thätigkeit, ſpäter mit ſeinem immer wachſenden Einfluß beherrſchen ſollte. Verſchiedene Umſtände begünſtigten ihn dabei in der auffallendſten Weiſe. Alle, welche den Glanz ſeines Namens hätten beeinträchtigen können, entſchwanden vor ihm in's Grab oder zogen ſich vor ihm zurück, oder ſchloſſen ſich ihm an, um mehr oder weniger als Trabanten um ihn zu kreiſen. Selbſt Schillers Ruhm ſtrahlte zu großem Theil auf ihn zurück.

Leſſing hatte mit keinem ſeiner Werke einen ſo zündenden Erfolg gehabt, wie Göthe mit ſeinem Götz und ſeinem Werther. Minna, Emilie Galotti und Nathan gingen zwar über die deutſchen Bühnen, aber entflammten nirgends jene Gluth der Begeiſterung, welche der ungeſchlachte, formloſe Götz bei der deutſchen Jugend hervorrief. Von den namhafteſten Verehrern Leſſings ging der empfängliche und gefühlvolle Herder auf weſentlich anderen Bahnen als ſein Meiſter, und Nicolai hatte ſich als nüchterner Aufklärer und Biederphiliſter ſo in Mißcredit gebracht, daß der Ruf ſeines geiſtvollen Freundes durch ſeine Anhänglichkeit eher gefährdet, als begünſtigt war.

Göthe's Jugendfreunde, die Schaar der tollen Sturm- und Drangpoeten, waren nahezu vom Schauplatz verſchwunden — gleich einem Feuerwerk raſch verpufft. Heinrich Leopold Wagner, der Dichter der „Kindsmörderin", ſtarb, nur 32 Jahre alt, im Frühjahr 1779, als Göthe die erſte „Iphigenie" dichtete. Schubart überlebte ſeine Befreiung aus dem Hohenaſperg nur um vier Jahre; er ſtarb 1791. Lenz, der tollſte von Allen, ſchon 1777 irrſinnig geworden, erlag 1792 zu Moskau einer langen Kette von Leiden, die ſein überſpanntes Treiben über ihn gebracht. Klinger hatte längſt Sturm und Drang, Poeſie und Theater mit einer ruſſiſchen Uniform vertauſcht und war zum Generallieutenant und einflußreichen Beamten der Militärverwaltung emporgeſtiegen. Johann Martin Miller dagegen, der Verfaſſer des wehmuthtriefenden „Siegwart", ruhte als würdiger Gymnaſiallehrer, Prediger und endlich Dekan zu Ulm von den Phantaſtereien ſeiner Jugend aus. Schiller und Göthe hatten den Rauſch der Genieperiode längſt ausgetobt: ſie wirkte bloß durch ihre Jugenddichtungen fort, die noch immer geleſen wurden.

Gleim, der alte Grenadier, dichtete noch unermüdlich bis zu ſeinem ſeligen Ende im Februar 1803 und trat ſogar mit Gegenxenien gegen Göthe und Schiller auf, die Herder lobte; doch beim großen Publikum hatte er ſich längſt überlebt: Geſinnung und Geſchmack hatten ſich völlig geändert. Ähnlich war das Loos des einſt ſo hochgefeierten Klopſtock, des „heiligen Sängers": er wurde ſchon mehr verehrt als geleſen, und zehrte mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart, bis ihn, den faſt achtzigjährigen Greis, den 14. März 1803 der Tod von dieſer Welt abrief. Der Göttinger Hainbund hatte ſich ſchon längſt vor ſeinem Tode aufgelöst. Boie's „Neues deutſches Muſeum" erhielt ſich nur bis 1791; dann überließ der einſt ſo thätige Schriftſteller die Literatur mehr und mehr ihrem Schickſal. Friedrich Leopold von Stolberg trat 1800 in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück und widmete ſich von da ab hauptſächlich kirchengeſchichtlichen Studien; auch ſein Bruder Chriſtian beſchäftigte ſich nur noch ſpärlich mit Poeſie. Hölty ſtarb ſchon 1776. Bürger hatte nach den qualvollſten Liebesverhältniſſen kurz vor ſeinem Tode (1794) noch den Verdruß, von Schillers ſcharfer Recenſentenfeder auf's Schärfſte zerzaust zu werden[1]. Der gemüthliche Mathias Claudius, ſeit 1788 Reviſor der Schleswig-holſtein'ſchen Bank in Altona, verlor im Alter jene Friſche und Munterkeit, durch die ſein Wandsbecker Bote

[1] S. Recenſion, Gegenrecenſion u. ſ. w. Schillers Werke [Hempel]. XIV. 521—546.

einſt ſo volksthümlich geworden. Wie die Dichter der Genieperiode, ſo hatte auch der Dichterkreis Klopſtocks keinen lebensfähigen Nachwuchs. Alles ging auseinander. Johann Heinrich Voß ſchmollte zeitweilig gegen Göthe's Hexameter, kam aber zuletzt nach Weimar herüber, knüpfte Freundſchaft mit dem Allgewaltigen und blieb ihm ergeben bis zu ſeinem Tode.

Von den Freunden Göthe's aus früherer Zeit war der ältere Jacobi, Johann Georg, ein würdiger Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Freiburg i. B. geworden; der jüngere, Fritz, warf ſich ganz auf Philoſophie und wurde 1804 als Präſident der königlich bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften nach München berufen. Der abenteuerliche Karl Philipp Moritz, Göthe's italieniſcher Kunſtgenoſſe und Berather in proſodiſchen Dingen, ſtarb 1793 in Berlin; Gotter, der einſtige Wetzlarer Legationsſecretär, 1797 in Gotha. Merck entleibte ſich 1791 zu Darmſtadt, Lavater erlag am 2. Januar 1801 den Folgen eines Schuſſes, den er von einem franzöſiſchen Soldaten erhalten hatte.

Göthe ſah der ausſterbenden Generation weder mit jener dankbaren Pietät nach, welche ſie in mancher Hinſicht, wenigſtens von ſeiner Seite, verdient hätte, noch mit jener theilnehmenden Trauer, welche jedes gefühlvolle Herz in ähnlichem Falle beſchleicht. Er lebte für die Gegenwart und rechnete auf die Zukunft, durch und durch Realiſt.

„Die Tage und Jahre," ſchreibt er am 16. Juli 1798 an Keſtner, den Gemahl der Wetzlarer Lotte, „fliehen mit einer ſo reißenden Lebhaftigkeit, daß man ſich kaum beſinnen kann, und bergab ſcheint es noch immer ſchneller zu gehen. Wenn wir uns wieder ſähen ſo hoffte ich, Ihr ſolltet mich dem innern nach wohl wieder erkennen, was das äußere betrifft, ſo ſagen die Leute, ich ſei nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bey, als das Maas meines Umfangs damit Ihr meſſen könnt ob ich mich von dieſer Seite beſſer gehalten habe als Ihr, denn ſonſt waren wir ziemlich von einerley Taille. Ich befinde mich wohl und thätig, und ſo glücklich, als man es auf dieſem Erdenrund erlangen kann." [1]

Das iſt der letzte, realiſtiſche Nachklang zu dem Lotte-Roman von 1772 und zu den zahlloſen Thränen, die „Werther" hervorgerufen.

Der Romanſchriftſteller Heinſe, vom Mainzer Kurfürſten als Hofrath und Vorleſer angeſtellt, hatte in den lüſternen Schilderungen ſeines Ardinghello ſich ſelbſt überboten, ſo daß ihm keine Steigerung mehr glückte; der ebenſo lüſterne Reiſebeſchreiber Thümmel ging über ſein belletriſtiſches Genre nicht hinaus. Der Humoriſt Jean Paul, Friedrich

[1] A. Keſtner, Göthe und Werther. Stuttgart 1854. S. 282.

Richter, hielt es nach ſeinen erſten Erfolgen für das Gerathenſte, nach Weimar zu ziehen, wo er die Ideale der Menſchheit verkörpert beiſammen glaubte. Auch die beiden beliebteſten Bühnendichter widerſtanden dem Zuge nach Weimar nicht. Auguſt von Kotzebue ließ ſich in ſeinem vielbewegten Leben zweimal, 1799 bis 1801 und dann 1802 wieder auf kürzere Zeit daſelbſt nieder. Iffland blieb nach ſeinem Gaſtſpiel daſelbſt 1798 in ſteter Beziehung zu Göthe und Schiller. Weder Berlin noch Dresden und Wien hatten Namen aufzuweiſen, wie ſie in Weimar beiſammen waren. Die kleine Stadt an der Ilm wurde immer mehr eine Art von literariſcher Centralſonne, nach der alle Schöngeiſter, ja auch viele jüngere Gelehrte ihre Blicke ehrfurchtsvoll richteten.

Göthe's und Schillers vereinter Einfluß brachten es zu Stande, daß nicht nur die Profeſſoren in Jena mit der Poeſie in freundliche Berührung traten, ſondern daß ſie mit ihr bis zu einem gewiſſen Grade gemeinſchaftliche Sache machten. Wilhelm von Humboldt, der Sprachenkenner, ſchloß ſich eng an Schiller an; Alexander von Humboldt, der Naturforſcher, an Göthe. Nach einander wurden die drei Stammväter des deutſchen Pantheismus, Fichte, Schelling und Hegel, nach Jena berufen und entwarfen hier zum Theil ihre Syſteme. Von den Führern der rationaliſtiſchen Theologie ſchlug Paulus längere Zeit daſelbſt ſeinen Lehrſtuhl auf, während Schleiermacher in engſtem Anſchluß an die dort wehende Literaturrichtung ſeine theologiſchen Phantaſieen entwickelte. Am entſcheidendſten aber für die deutſche Literatur war es, daß von 1798 an einige der begabteſten jüngeren Dichter, Kritiker und Äſthetiker ſich, meiſt als Docenten, in Jena niederließen und ſich wenigſtens zeitweilig als Schule um Göthe gruppirten. Es waren Ludwig Tieck (geb. 1773), Auguſt Wilhelm Schlegel (geb. 1767), Friedrich Schlegel (geb. 1772), Clemens Brentano (geb. 1778). Der ihnen gleichgeſinnte Wilhelm Heinrich Wackenroder ſtarb ſchon 1798 in Berlin; der mit ihnen innig befreundete Friedrich von Hardenberg, Novalis genannt (geb. 1772), wohnte in der Nachbarſchaft und verkehrte bis zu ſeinem Tode (März 1801) lebhaft mit ihnen. Man nannte dieſen Dichterkreis die romantiſche Schule.

„Der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie," erklärte ſpäter (1830) Göthe[1], „der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur dieſes gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjectiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte,

[1] Eckermann, Geſpräche. II. 137.

und um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelber, wider Willen, romantiſch ſei und meine ‚Iphigenie', durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo klaſſiſch und in antikem Sinne ſei als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat."

Durch die verſchiedenen, einander vielfach widerſtreitenden Elemente, die ſich in der ſogen. romantiſchen Schule, unter Göthe's Führung, vereinigten, iſt der Name nach ſeinem Tode noch vielſinniger und ein Parteiwort geworden, das man vielleicht beſſer aufgäbe als beibehielte, namentlich ſoweit es mit dem Katholicismus oder einer katholiſirenden Richtung zuſammengeworfen wurde [1].

Die erſten Romantiker haben mit der katholiſchen Kirche ganz und gar nichts zu ſchaffen. Sie waren, Brentano abgerechnet, lauter junge, freiſinnige Proteſtanten, ohne jeden theologiſchen Charakter, ohne religiöſe Klarheit, in philoſophiſcher Hinſicht ſo verworren und verſchwommen wie möglich, echte Söhne des Revolutionszeitalters, eine zweite Generation der Sturm- und Drangperiode. Sämmtlich noch in jugendlicher Kraftfülle ſtrotzend, von den revolutionären Zeitideen in Gährung verſetzt, voll Phantaſie und ohne methodiſche Bildung, lebten ſie faſt ebenſo toll und ungebunden, als ſie ſchrieben und dichteten, und trieben ihre phantaſtiſchen Liebeshändel bis zu ſkandalöſen Exceſſen. Friedrich Schlegel brachte die entführte Frau des Bankiers Veit mit nach Jena. Auguſt Schlegel heirathete die mehr als zweideutige Culturdame Karoline Michaelis, die nach zahlreichen unſauberen Liebſchaften auch ihm untreu wurde und als Hausfrau zu dem Philoſophen Schelling überſiedelte [2]. Schleiermacher, der Freund beider und der philoſophiſche Gevatter ihrer Poeſie, brütete ſeine „Religion" in Liebesverhältniſſen mit einer Eleonore Grunow und Henriette Herz aus [3]. Brentano phantaſirte ſchon als Student über „freie Liebe" [4]. Novalis, der gemüthreichſte und liebenswürdigſte von Allen, verliebte ſich in ein zwölfjähriges Kind und quälte ſich über ein Jahr im unſäglichſten Weltſchmerz, als der Tod ihm dasſelbe entriß, bevor es noch ſeine Braut werden konnte [5]. Tieck ward ſchon als ſieben-

[1] Vgl. Hettner, Die romantiſche Schule in ihrem innern Zuſammenhang mit Schiller und Göthe. Braunſchweig 1854. S. 1 ff.

[2] Janſſen, Zeit- und Lebensbilder. Freiburg 1875. S. 4 ff.

[3] Ebdſ. S. 44 ff.

[4] Diel-Kreiten, Clemens Brentano. Freiburg 1877. I. 111 ff.

[5] Haym, Die Romantiſche Schule. 330 ff.

zehnjähriger Gymnaſiaſt Bräutigam und Theaterheld und entlockt dem gewiß nicht prüden R. Haym die vielſagende Bemerkung: „Es iſt nicht gut, ſchon als Tertianer und Secundaner die Schätze der Leihbibliotheken erſchöpft zu haben und als Primaner für ein vorzüglicher Schauſpieler zu gelten. Mit der Berliner Verſtandescultur, welcher keinerlei religiöſe Einwirkungen das Gleichgewicht hielten, miſchte ſich eine unverhältnißmäßige Reizung der ſinnlichen und der einbildneriſchen Kräfte des Geiſtes, eine verfrühte Gewöhnung an äſthetiſche Genüſſe.“ [1]

Nach was dieſe jungen Genies ſämmtlich hungerten und dürſteten, war einzig — Poeſie. Liebe, Genuß, Politik, Wiſſenſchaft, Kunſt, Leben, Alles ſtrudelte in ihnen traumhaft in dieſem einen vagen Begriff zuſammen. Sie wollten Poeſie leben, um Poeſie hervorzubringen; ſie wollten alle Poeſie der Welt genießen und ſtudiren, um ſie zur einen Hauptwiſſenſchaft zu machen und daraus das ganze menſchliche Leben zu erneuern. Durch unbegrenzte Vielleſerei mit allen Literaturſtrömungen bekannt, ſchworen ſie auf keine derſelben: ſie waren ebenſo wenig katholiſch als proteſtantiſch, ebenſo wenig ausſchließlich griechiſch als altdeutſch; ſie kochten in allen Töpfen und brauten aus der Poeſie aller Völker und Jahrhunderte zuſammen, was ihnen gerade in die Hände fiel und ſie poetiſch anmuthete und begeiſterte.

Schon bei ihrem erſten Auftreten ging die junge Schule nach der Verſchiedenheit des Talentes in ihrer Thätigkeit etwas auseinander. Tieck, Novalis und Brentano waren geborene Dichter: unwiderſtehlicher Schaffensdrang führte ſie ſofort zur Production, noch ehe ſie ſich eine Weltanſchauung zurechtgezimmert; die beiden Schlegel dagegen beſaßen weit mehr receptives, kritiſches Talent. Auguſt Wilhelm entwickelte ſich zum formgewandten Überſetzer und Kritiker, Friedrich zum Äſthetiker und Literaturhiſtoriker. Auch ſie hatten übrigens wirkliches poetiſches Talent und beide Richtungen vereinigte nicht bloß eine ſtürmiſche Begeiſterung für Poeſie, ſondern auch der unwillkürliche Anſchluß an Göthe, den Novalis geradezu als den „wahren Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden“ bezeichnete.

Es iſt nicht möglich, hier alle die Huldigungen aufzuzählen, welche die jungen Romantiker ihm in ihrer erſten Begeiſterung darbrachten, noch all die Einflüſſe nachzuweiſen, die er auf ihr Dichten und Leben gehabt hat. Wie ſie ihn abgöttiſch verehrten und wie er huldreich ſich zu ihnen herabließ, hat Dorothea Veit in einem Briefe aus der erſten Zeit ihres Jenaer Aufenthaltes am anſchaulichſten beſchrieben:

[1] Ebdſ. S. 24 ff.

„Und nun zuletzt: ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Göthe habe ich geſehen! und nicht bloß geſehen; er iſt mit mir und den beiden Schlegel's wohl eine gute halbe Stunde ſpazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und ſich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht; dieſen Gott ſo ſichtbar und in Menſchengeſtalt neben mir, mit mir unmittelbar beſchäftigt zu wiſſen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückſchreckenden Weſen, das man ſo allenthalben von ihm ſich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angſt groß war, ſo nahm ſie doch ſehr bald ab und ich gewann vielmehr ein gewiſſes ſchweſterliches Vertrauen in ihn. Ewig ſchade iſt es, daß er ſo korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er ſo neben mir herging und freundlich redete, da verglich ich ſeine Perſon mit allen ſeinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da hab ich gefunden, daß er dem ‚Meiſter' und dem ‚Hermann' am meiſten ähnlich ſieht. Am allerwenigſten konnte ich aber den ‚Fauſt' in ihm finden, alles andere aber ganz deutlich, die ‚vermiſchten Gedichte', ‚Taſſo', ‚Egmont', ‚Werther', ‚Götz', ‚Elegieen', überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in ſeinen letzten Sachen ward mir klar. — Er geht zu niemand als zu Schiller, deſſen Frau ſehr krank iſt; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Soupé annehmen wird." [1]

Der Göthe, auf den die Romantiker ſchworen, den ſie als Altmeiſter verehrten und zum Führer nahmen, war übrigens nicht zunächſt der bedächtige Redacteur der „Propyläen" und der Forſcher der „Farbenlehre" — es war der junge Göthe in ſeinem Sturm und Drang, den ſie in ihrem eigenen Leben und Treiben einigermaßen neu aufleben ließen. „Götz", „Werther", „Fauſt" waren es, die blitzartig — gleich Offenbarungen, wie Tieck ſelbſt ſagt [2], in ihre erſten Jugendträume hineinflammten und wie mit einem Zauberſtab eine ganze Märchenwelt darin aufleben ließen. Wie Tieck, ſo konnten auch Novalis und Brentano ſich dieſen Eindrücken nicht entziehen. Göthe war ihnen wie ein Gott, „der Dichter" ſchlechthin, die ſichtbare Verkörperung der Poeſie auf Erden. Selbſt ſein „Wilhelm Meiſter" wurde zuerſt wie ein Muſterroman, ein Grundbuch der Poeſie aufgenommen, verſchlungen, nachgeahmt. Tiecks „Sternbald", Friedrich Schlegels „Lucinde", Dorothea Veits „Florentin", Brentano's „Godwi" ſind vom „Wilhelm Meiſter" angeregt, beherrſcht, durchdrungen. Jünger und feuriger als Göthe, ſprengten die Romantiker dabei ſowohl die engen Schranken der Kunſtform, die der „Meiſter" in

[1] J. M. Raich, Dorothea von Schlegel. Mainz 1881. I. 22. 23.

[2] R. Köpke, L. Tieck. Leipzig 1855. I. 108; II. 188.

Compoſition, Stil und Sprache gezogen, als auch die künſtlichen und willkürlichen Grenzen, denen er ſeinen „Wilhelm" auf ſittlichem Gebiete noch unterwarf. Wie berauſcht von der Vorſtellung, daß die Poeſie das Höchſte ſei, daß ihr Alles erlaubt ſei, daß ſie ſich keinen Feſſeln unterwerfen dürfe, predigten Friedrich Schlegel und Clemens Brentano rundheraus die freie Liebe, und Schleiermacher gab ſeinen Segen dazu, und richtete die Religion darauf ein.

Noch ehe dieſer phantaſtiſche Genierauſch indeſſen völlig ausgetobt hatte und die Gährung ſich zu legen begann, ſtellten ſich zwiſchen dem Meiſter und ſeinen Schülern unüberbrückbare Verſchiedenheiten heraus. Sie waren ſämmtlich Idealiſten, er ein nüchterner Realiſt; ſie waren jugendliche Träumer, er ein durch lange Abenteuer und Erfahrungen gewitzigter Lebemann; ſie fanden im bunteſten Lebensgenuß keine Befriedigung, ſondern ſtrebten weit darüber hinaus nach dem verlorenen, geiſtigen Reich der Poeſie, er hatte ſich längſt mit dem reellen irdiſchen Leben friedlich abgefunden und machte aus der allergewöhnlichſten Proſa Poeſie. Es war der alte Gegenſatz zwiſchen Auguſtin und Julian dem Apoſtaten. Der Eine wendet ſich mitten in ſeinen Verirrungen ſehnend dem höchſten Gute zu; der Andere, von Erdenluſt befangen, kehrt zurück zu den Göttern der Griechen. Das edle, hohe Streben, das die Romantiker mitten in ihren Verirrungen beſeelte und himmelanzog, zeigt ſich am früheſten, hellſten und ſchönſten in dem Aufſatz des kindlichen, reinen, wenn auch träumeriſch-ſchwärmeriſchen Novalis: „Europa oder die Chriſtenheit". Von Licht und Thau der Gnade geöffnet, erſchließt ſich darin, mitten in dem wildwuchernden Schlingpflanzengewächs der Romantik, eine Frühblüthe der wahren Erkenntniß, eine Ahnung des Zieles, in welchem Literatur und Kunſt, Politik und Volksleben ihre gottgewollte Harmonie wieder finden ſollten.

„Angewandtes, lebendig gewordenes Chriſtenthum," ſo heißt es da, „war der alte katholiſche Glaube, die letzte dieſer Geſtalten. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung.

„Er iſt gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Geſtalten des Chriſtenthums wird er ewig dieſen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet; das alte Papſtthum liegt im Grabe und Rom iſt zum zweiten Mal eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhafteren Kirche Platz machen?

„Die andern Welttheile warten auf Europa's Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen und Mitbürger des Himmelreiches zu werden. Sollte es nicht in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüther wieder geben, ſollten nicht alle wahrhaften Religionsverwandte voll Sehnſucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken, und gern zuſammentreten und heilige Chöre anſtimmen?

„Die Chriſtenheit muß wieder lebendig und wirkſam werden und ſich wieder eine ſichtbare Kirche ohne Rückſicht auf Landesgränzen bilden, die alle nach dem Überirdiſchen durſtigen Seelen in ihren Schooß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

„Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. Aus dem heiligen Schooße eines ehrwürdigen europäiſchen Conciliums wird die Chriſtenheit aufſtehen, und das Geſchäft der Religionserweckung nach einem allumfaſſenden, göttlichen Plan betrieben werden. Keiner würde dann mehr proteſtiren gegen chriſtlichen und weltlichen Zwang, denn das Weſen der Kirche wird ächte Freiheit ſein, und alle nöthigen Reformen werden unter Leitung derſelben als friedliche und förmliche Staatsproceſſe betrieben werden.

„Wann und wann eher? Darnach iſt nicht zu fragen. Nur Geduld, ſie wird, ſie muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jeruſalem die Hauptſtadt der Welt ſein wird, und bis dahin ſeid heiter und muthig in den Gefahren der Zeit, Genoſſen meines Glaubens, verkündigt mit Wort und That das göttliche Evangelium und bleibt dem wahrhaften, unendlichen Glauben treu bis in den Tod.“ [1]

Göthe's „Wilhelm Meiſter“, den er früher als das Muſter aller Romane, den Roman einfachhin verehrt hatte, gefiel Novalis nun nicht mehr. Er fühlte, daß der junge poetiſche Göthe darin von ſich ſelbſt abgefallen war; er wollte die an das nüchterne Leben verkuppelte Poeſie wieder aus dieſen Niederungen befreien und ſtellte dem „Meiſter“ ſeinen „Heinrich von Ofterdingen“ gegenüber, eine Märchenwelt der Poeſie, durch deren phantaſtiſches Gewirre die Neigung zum katholiſchen Mittelalter gleich dem freundlichen Auge eines unſchuldigen Kinderantlitzes hervorblickt [2]. Aber über die Schwelle der katholiſchen Kirche gelangte der Dichter nicht. Unbarmherzig riß der Tod ſchon 1801 ſeinen Lebensfaden ab, ehe er von ſeinen ſchönen, edlen Träumen eine Brücke in die Wirklichkeit bauen konnte. Seinem Freunde Tieck war zwar ein längeres Leben gegönnt. Er folgte ihm gemüthlich, echt poetiſch in das Reich der katholiſchen Legende und fand hier ein fröhliches Gebiet der Schaffenskraft, während Göthe's Poeſie in franzöſiſchen Memoiren nahezu verſandete. Aber tiefer in das eigent-

[1] J. M. Raich, Novalis' Briefwechſel u. ſ. w. Mainz 1880. S. 143 ff. Vgl. Joſ. von Eichendorff, Vermiſchte Schriften. Paderborn 1866. II. 17 ff.

[2] R. Haym, Romantik. S. 381 ff. — Hettner a. a. O. S. 83.

liche Reich der katholiſchen Ideen drang auch Tieck nicht, weil ihm der Glaube fehlte. Erſt viel ſpäter durchtränkten Brentano und Eichendorff das jugendlich blühende, verſchwenderiſch formenreiche Zauberſpiel der romantiſchen Phantaſie mit wirklich katholiſchem Gehalt.

Während Tieck, Novalis und Brentano ziemlich unabhängig von Göthe lebten und dichteten, kamen die beiden Schlegel mit ihm und Anfangs auch mit Schiller in nähere Berührung. Als Philologen mit der griechiſchen und römiſchen Literatur wohl bekannt, genauer als Göthe, voll Intereſſe am antiken Drama und an demjenigen Shakeſpeare's und Calderons, ſtanden ſie den Beſtrebungen der Weimarer Duumvirn ſo nahe als möglich. Nur hatten dieſe unmittelbar das Theater im Auge, jene die Poeſie als Poeſie. Aber Claſſicismus und Romantik, Antikes und Modernes ſtanden ſich weder bei den Einen noch bei den Andern als unverſöhnliche Gegenſätze gegenüber. Ein herzliches, wahrhaft freundliches Verhältniß entſpann ſich indeß nicht. Es blieb bei einer herablaſſenden und ſehr bedingten Gönnerſchaft von der einen Seite, bei einer ziemlich freien Gefolgſchaft von der andern Seite.

Nachdem die beiden Brüder, beſonders Friedrich, in den „Xenien" als junge, rohrſpätziſche Recenſenten ſcharf mitgenommen worden waren [1], neigten ſich zwar Göthe und Schiller huldvoll zu ihnen herab, aber nur wie hohe Beſitzende zu hoffnungsvollen Strebern. Friedrich Schlegel hielt das nicht aus, recenſirte tapfer weiter, und die Folge war, daß Schiller, den er nicht ſchonte, nichts mehr mit ihm und ſeinem Bruder zu thun haben wollte [2]. Göthe, der längſt in kluger Diplomatie ſich „aufknöpfte" oder „zuknöpfte", herzlich gemüthlich oder eiſig kalt ablehnend war, wie es ihm gerade ſein Intereſſe zu gebieten ſchien, ſchlug dießmal einen Mittelweg ein, indem er die Brüder nicht allzunahe in ſeine Kreiſe herantreten ließ, doch nicht mit ihnen brach, den jüngeren, den eigentlichen Theoretiker und Bannerträger der jungen Schule, gewähren ließ, ohne ſich viel mit ihm einzulaſſen [3], den älteren dagegen, von dem er viel für die Dramatik erwartete, freundſchaftlicher behandelte und näher an ſich heranzog. Das hatte praktiſch für ihn ſeine großen Vortheile, für ſeine eigene Weiter-

[1] Saupe, Die Schiller-Göthe'ſchen Xenien. Leipzig 1852. S. 177—180.

[2] Vgl. Hermann Hüffer, Erinnerungen an Schiller. Breslau 1885. S. 12 ff.

[3] Es iſt nur ein Brief von ihm an Friedrich Schlegel und zwar aus ſpäterer Zeit erhalten. S. Strehlke, Göthe's Briefe. II. 176. 177. Dagegen ſind an Auguſt Wilhelm ein paar Dutzend Göthe-Briefe vorhanden. Ebdſ. S. 171—176.

bildung, wie für seine Stellung. „Daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden.“ [1] Das hat er selbst anerkannt.

Der eine weittragende Vortheil war, daß er durch die Schlegel mit der lebenskräftigen poetischen Thätigkeit der Romantiker in Fühlung blieb, die sich — gleichzeitig mit Schillers Blüthezeit — zu einem fast unerschöpflichen poetischen Blüthenfrühling entfaltete.

„Wohl ist noch kein Zeitalter gewesen,“ konnte Tieck im Jahr 1803 behaupten, „welches so viel Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen und von keiner Vorliebe sich zur Parteilichkeit und Nichterkennung verleiten zu lassen. So wie jetzt wurden die Alten noch nie gelesen und übersetzt, die verstehenden Bewunderer des Shakespeare sind nicht mehr selten, die italienischen Poeten haben ihre Freunde, man liest und studirt die spanischen Dichter so fleißig, als es in Deutschland möglich ist; von der Übersetzung des Calderon darf man sich den besten Erfolg versprechen; es steht zu erwarten, daß die Lieder der Provençalen, die Romanzen des Nordens und die Blüthen der indischen Imagination uns nicht mehr lange fremd bleiben werden. Man ist in Grundsätzen fast einig, die man noch vor einigen Jahren Thorheit gescholten hätte, und dabei sind die Fortschritte der Erkenntniß nicht von mehr Widersprüchen und Verwirrungen begleitet und gestört, als jede große menschliche Bestrebung nothwendig immer herbeiziehen wird.“ [2]

Obgleich unter seinen optischen Experimenten sehr prosaisch geworden, mit Übersetzungen aus dem Französischen und abgezirkelten Kunstaufsätzchen beschäftigt, galt Göthe doch als derjenige, der diesen Frühling zuerst angeregt, als Meister und Prophet der ganzen jungen Schule. Vergeblich suchten die Schlegel seinem Ansehen dasjenige Tiecks gegenüberzustellen, der an Fruchtbarkeit der Erfindung, Fülle der Phantasie, poetischer Kraft den zaudernden Göthe augenblicklich übertraf [3]. Als eigentlicher Meister der schönen Form in allen Gattungen stand aber schließlich doch dieser da. Der jugendlich-poetische Zauber des „Götz“ und des „Faust-Fragments“, die wunderbare Formschönheit des „Tasso“ und der „Iphigenie“ schlug alle Einsprüche nieder, und so lange jeder der Romantiker noch auf eigene Faust poetisirte, die „Weltanschauungen“ zu Dutzenden in Jena geboren wurden, mochte diejenige Göthe's wenigstens ebenso berechtigt und ebenso poetisch scheinen, als sämmtliche andere.

Auch für Göthe's äußere Stellung in Weimar und in der Literatur

[1] Eckermann, Gespräche. I. 152. [2] S. Hettner a. a. O. S. 35.
[3] Eckermann, Gespräche. I. 100.

war der Anſchluß der Romantiker an ihn nicht ohne Folgen. Bevor ſie ihn zum Führer erkoren, war Göthe's unbedingter Primat noch immer in Frage geſtellt. Noch am 18. Juli 1796 ſchrieb Jean Paul:

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß ſie wie die Erde ſind, die von weitem am Himmel als leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferſe auf ihr hat, aus boue de Paris beſteht, und einiges Grün ohne Juwelen-Nimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, ein Göthe fällt, wird ſo beſtritten, wie jedes andere: das noch abgerechnet, daß die drei Thurmſpitzen unſerer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängſtlich bücken, bloß vor dem Tugendhafteſten."

Die „Thurmſpitzen"-Frage wurde thatſächlich durch die Romantiker entſchieden. Obwohl manche ihrer Neigungen, wie diejenige zu Shakeſpeare, zur Poeſie der katholiſchen Völker, zu Geſchichte und Sage, im Grunde mehr mit Schillers als mit Göthe's Richtung übereinſtimmten, ließen ſie ihn, nachdem er mit den Schlegel gebrochen hatte, einfach links liegen und zollten ihm nur in zweiter Linie Reſpect, ſofern er eben der Freund Göthe's war. Jean Paul hatte das höchſt zweifelhafte Glück, ſich zeitweilig in jene 35jährige „Titanin" Charlotte von Kalb zu verlieben, die einſt Schiller unglücklich gemacht hatte, und von der Damenwelt in Weimar mit Ehre und Aufmerkſamkeit überſchüttet zu werden [1]; aber Göthe knöpfte ſich gegen ihn zu, und die Romantiker gaben ſich gar keine Mühe, ihn zu ſtudiren und zu verehren. Herder konnte ſich nicht darein finden, daß die jungen, geiſtvollen, formgewandten Poeten das Werk übernahmen, das er in ſeinen „Stimmen der Völker" begonnen hatte, und nun nicht bloß Volkslieder, ſondern Volks- und Kunſtpoeſie, Epos und Drama aus allen Zonen und Zungen für die deutſche Literatur eroberten. Er polemiſirte offen und verdeckt gegen ſie — und wurde deßhalb von ihnen perſönlich vernachläſſigt, wie der alternde Sprößling eines ausſterbenden Geſchlechts, der ſich in die neue Zeit, ihre Ideen und Sitten nicht mehr zu finden weiß. Bei dem rüſtigen Forſchen in griechiſcher und römiſcher, franzöſiſcher und italieniſcher, engliſcher und ſpaniſcher Literatur kam es

[1] Auch in Berlin, wohin er 1800 ging, wurde er von den Damen „verzehrt". „Viele Haare erbeutete ich," ſo ſchreibt er, „und viele gab mein eigener Scheitel her, ſo daß ich ebenſowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnſchale wächst, als was unter ihr." Man erzählt ſogar, daß die Haare von Jean Pauls Pudel für koſtbare Reliquien galten. S. Jean Pauls Werke [Hempel]. Bd. I. S. XXIV.

an den Tag, daß Wieland in all diesen Bereichen das eigentlich Werthvolle, Große, Bedeutende und echt Poetische meist vernachlässigt, das minder Gute dagegen zur Ausfüllung seines Merkur verwendet hatte. Als wahre enfants terribles erkannten die Romantiker nicht einmal seine wirklichen Verdienste an, sondern erneuerten noch einmal die Komödie, welche Göthe zweimal schon in burschikoser Weise mit dem unendlich fleißigen und schreibseligen „Freunde" getrieben hatte. Sie erließen gegen ihn jene berühmte Edictalvorladung:

„Nachdem über die Poesie des Hofraths und Comes Palatinus Caesarius Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herrn Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderer Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige, und dem Anschein nach dem Horaz, Ariost, Cervantes und Shakespeare zustehende Eigenthum sich vorgefunden: als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmal aber zu schweigen." [1]

Das war hart. Wieland rieth einem Freund, „sich mit den Gebrüdern Schlegel u. Comp. nicht abzugeben. Es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich Alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen, was Erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und es nur desto ärger machen würden".

„Alles," meinte er indeß hinwieder, „will seine Zeit haben. Auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrtenrepublik wird vorübergehen, und das unfehlbarste Mittel, ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob gar keine Schlegel, Tieck's, Bernhardi's, Clemens Brentano's, und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären."

Er täuschte sich. Der „Sansculottismus", wie er die neue Literaturbewegung nannte, erlangte den Sieg. Die alten Literaturthürme aus dem 18. Jahrhundert wurden zwar nicht abgetragen, aber ohne große Ehrfurcht der Vergangenheit überlassen. In das Weimar des 19. Jahrhunderts ragte nur noch eine Thurmspitze hinein: Göthe, der Altmeister der Romantiker.

Göthe seinerseits begnügte sich mit dieser ihm gezollten allgemeinen Verehrung. Er suchte weder irgend eine Leitung auf die jüngeren Dichter auszuüben, noch mischte er sich irgendwie in ihr Leben und Treiben. Seine eigenen Pläne besprach er höchstens mit Schiller oder Meyer. In

[1] Döring, Wielands Leben. Jena 1858. S. 117.

den Angelegenheiten des Theaters hatten ſie ebenſo wenig ein Wort mitzureden, als in ſeinen äſthetiſchen Verhandlungen mit Schiller. Mit hocharistokratiſcher Gelaſſenheit ſah er den luſtigen „Teufeleien" zu, welche ſie in ihrem „Athenäum" gegen Wieland und andere „Biedermänner" anrichteten. Während er fortwährend noch Stücke von Kotzebue aufführen ließ, regte er ſich nicht, als die Romantiker dieſen zu zerzauſen begannen, Kotzebue ihnen mit ſeinem „hyperboreiſchen Eſel" zu Leibe rückte, A. W. v. Schlegel dem Theaterpräſidenten ſeine „Ehrenpforte" errichtete und Clemens Brentano ſeinen übermüthigen „Waſa" gegen ihn losließ[1]. Wie ein Gott hielt er ſich vornehm lächelnd oben in den Wolken, während die kleineren Poeten unten auf der Erde ſich prügelten. Was für dieſe ein Kampf um Sein oder Nichtſein war, das waren für ihn bloß dramaturgiſche Experimente. Perſönlich und als Dichter neigte er allerdings mehr zu den Romantikern, als zu Kotzebue, der durch Intrigue ihn und Schiller zu entzweien und neben beiden eine Hauptrolle in Weimar zu ſpielen verſuchte. Dieſe wiederholten Verſuche drängten ihn 1802 endlich ſogar aus ſeiner halbgöttlichen Zuſchauerrolle heraus, ſo daß er offen für die beiden Schlegel gegen Kotzebue eintrat[2]. Die Gelegenheit geſtaltete ſich zu einer Art Feuerprobe für ſeine Macht.

A. W. v. Schlegel hatte nach dem Vorbild des Euripides ein vollſtändig antik gehaltenes Drama, „Jon", gedichtet. Der Inhalt wäre für einen alten Griechen nicht anſtößig geweſen. Kreuſa, von Apollo verführt, ſetzt ihr Kind in der Nähe des Orakels aus und findet es da nach Jahren wieder, und die Stätte erhält dadurch ihre mythologiſche Weihe. Für ein deutſches Theater war der Stoff nicht glücklich gewählt und mußte durch einzelne Stellen verletzend wirken. Göthe in ſeinem Intereſſe für das antike Drama ließ das Stück indeß mit dem größten Pomp aufführen und nahm ſich desſelben auf's Angelegentlichſte an. Es war nicht beſſer und nicht ſchlimmer als vieles Andere, was die Weimarer Bühne ſchon geſehen, poetiſch jedenfalls bedeutender als die meiſten Stücke Kotzebue's. Dieſer und ſein Freund Böttiger hingen ſich jedoch an die moraliſchen Bedenken und an die Vorzüge des Euripides vor A. W. v. Schlegel.

---

[1] S. A. W. von Schlegels ſämmtliche Werke. Leipzig 1846. II. 279 ff. — Diel, Clemens Brentano. I. 117 ff.

[2] S. Karl von Beaulieu-Marconnay, Göthe's Cour d'Amour. Göthe-Jahrbuch VI. 59—83. — Julius Braun, Göthe und Kotzebue. Wochenblatt der Frankfurter Zeitung. 1885. Nr. 32 und 33. — Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. II. 382 ff. 402 ff. — Palleske, Schillers Leben. II. 491 ff.

Böttiger ſandte einen geharniſchten Angriff auf Göthe's Bühnenleitung an die Redaction des „Journals für Luxus und Mode", und Göthe ſah ſich genöthigt, den ſtärkſten Trumpf auszuſpielen — Berufung an den Herzog nebſt Drohung, die Theaterdirection niederzulegen. Das wirkte. Der Artikel wurde unterdrückt. Göthe blieb Sieger, obwohl das Stück Schlegels nicht weiter auf der Bühne erſchien.

Göthe, der lange das geſellige Leben etwas vernachläſſigt hatte, bekam plötzlich Luſt, es wieder aufblühen zu laſſen. Er gründete einen kleinen „Liebeshof", d. h. ein Kränzchen, das ſich am Sonnabend bei dem alten, aber noch immer heitern Fräulein v. Göchhauſen verſammelte[1]. Es wurden ſieben Paare zuſammengebracht: Göthe und die Frau v. Egloffſtein, Herr v. Wolzogen und Frau v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, der Kammerherr v. Einſiedel und die Hofmarſchallin v. Egloffſtein, der Hofmarſchall Egloffſtein und Fräulein v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffſtein und Amalie v. Imhof, Profeſſor Meyer und Fräulein v. Göchhauſen. Kotzebue wollte ſich in das Kränzchen drängen, wurde aber von Göthe auf's Entſchiedenſte abgewieſen. Er ſann auf Rache und glaubte dieſelbe am beſten dadurch zu erreichen, daß er in Oppoſition zu Göthe eine Schiller-Feier inſcenirte, um die beiden Dichter ſammt ihrem Publikum durch Eiferſucht zu trennen. Es gelang ihm, zahlreiche angeſehene Theilnehmerinnen, darunter die Gräfin Egloffſtein, zu gewinnen. Alles war eingefädelt und vorbereitet. Den 5. März ſollte das Feſt ſein. Aber Göthe hatte Wind bekommen und ſeine Gegenminen geſtellt. Im letzten Augenblick verweigerte der Bürgermeiſter Schulze den Saal, deſſen man bedurfte, und Profeſſor Meyer die Schillerbüſte, die man bekränzen wollte. Die Schillerfeier fiel in's Waſſer und Göthe ſtand abermals als Sieger da. Am folgenden Tag wurde der Bürgermeiſter vom Herzog zum Rath erhoben, und im Theater gab man „Üble Laune" von Kotzebue.

Noch einmal kämpfte Kotzebue gegen Göthe an, als derſelbe im Mai ein Drama Friedrich Schlegels, den „Alarkos", aufführen ließ, ein nach Lope de Vega gedichtetes Ritterſtück, nicht pathetiſcher als die „Braut von Meſſina", durch die Anwendung verſchiedener Versmaße eine zum Wenigſten merkwürdige Novität. Je ſonderbarer das neue Stück von allem bisher Dageweſenen abſtach und je pathetiſcher ſein Stil war, deſto leichter war es natürlich Kotzebue, eine an nüchternere Dramatik gewöhnte

[1] Die Statuten im Göthe-Jahrbuch. VI. 68.

Zuhörerſchaft gegen dasſelbe einzunehmen. Statt Rührung brachten die Stellen, welche am meiſten erſchüttern ſollten, allgemeine Heiterkeit und zuletzt ein ſchallendes Gelächter im Publikum hervor. Göthe verlor die gewohnte Faſſung, ſprang auf und rief mit Donnerſtimme in den Saal hinein: „Man lache nicht!“

Die Aufführung endete mit einem vollſtändigen Fiasko. Das Lachen hörte zwar auf, aber die Komik des Zwiſchenfalls konnte Göthe mit aller Macht ſeines Anſehens nicht niederſchlagen. Er blieb indeß inſofern Sieger, als er das Theater nicht in die Richtung Kotzebue's zurückſinken ließ, ſondern fortfuhr, das ideale Drama mit nicht geringer Mühe zu pflegen. Auf dieſem Gebiet näherte er ſich den Romantikern ſo ſehr, daß er ihre Verehrung für Calderon, den prieſterlichen Dramatiker Spaniens, in hohem Grade theilte und über deſſen „Standhaften Prinzen“ an Schiller ſchrieb: „Ich möchte ſagen, wenn die Poeſie ganz aus der Welt verloren ginge, ſo könnte man ſie aus dieſem Stück wieder herſtellen.“ Weitere Plänkeleien Kotzebue's in ſeinem Journal: „Der Freymüthige“, gegen Göthe führte nur dazu, den Schreiber ſelbſt nach Verdienſt zu discreditiren. Der Gönner der Romantiker behauptete abermals das Feld, auch als dieſe Jena verließen und ſich in die ganze Welt zerſtreuten.

Auguſt Wilhelm zog ſchon 1801 nach Berlin, nachdem er ſeine „Frau“, die berüchtigte Michaelis-Böhmer-Forſter, an den Philoſophen Schelling verloren hatte. Friedrich Schlegel wanderte 1802 nach Paris. Schelling folgte 1803 einem Ruf nach Würzburg, wohin Paulus und Hufeland (der Juriſt) bald nachkamen. Loder, Schütz und Erſch zogen nach Halle, der Mathematiker Stahl nach Coburg. Mit Schütz ging die von Bertuch 1785 gegründete „Allgemeine Literaturzeitung“, die bis dahin ſehr günſtig für Göthe und Schiller gewirkt und nicht wenig zu Göthe's Literaturherrſchaft beigetragen hatte, nach Halle hinüber. Eine große Verlegenheit! Nicht weniger peinlich war dem Herzog und Göthe der drohende Verfall der Univerſität.

„Indem das neue Schloß in Weimar bezogen iſt,“ ſchrieb Schiller an Wolzogen, „und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Univerſität in Jena über den Haufen zu fallen.“ [1] „Ich bin nicht ganz unthätig geweſen,“ meldet er einen Monat ſpäter an Körner, „das hieſige Miniſterium und den Herzog zu einem nachdrücklichen Schritt zu bringen; aber es iſt ein böſer Geiſt hier zu Hauſe, der ſich allen guten Maßregeln widerſetzt.“ [2]

[1] K. v Wolzogen, Literariſcher Nachlaß. I. 410 ff.
[2] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. II. 451.

Haupturſache der Verlegenheit war zum Theil die bureaukratiſch-polizeiliche Strenge, welche die Regierung, an ihrer Spitze der Herzog, Göthe und Voigt, gegen Fichte an den Tag gelegt, weit mehr aber der in Weimar heikle Koſtenpunkt. Man hatte geſpart und geknickert, bis es zu ſpät war. Die jetzt nachträglich angebotenen Gehaltszulagen verfingen nicht mehr. Weimar war wohl, wie Brentano witzig ſagt, ein Schmetterlingsflügel oder Blumenteppich, auf dem loſe Poeten ſich einen Sommer fröhlich tummeln mochten, aber nicht ein „deutſches Athen, mit welchem abſurden Namen es ſich prahlt". Athen, Rom, Paris ſind durch Überfülle materieller und geiſtiger Kräfte Centralpunkte der Weltliteratur geworden, Weimar blieb ein Kleinſtädtchen, über deſſen Finanznöthen die glücklichſt angelegten Geiſter ſich nur mit Noth emporzuſchwingen vermochten.

Für die Romantiker war die Trennung von Jena und Weimar nur Gewinn. Aus dem beſtändigen Guerillakrieg ihres Recenſententhums, aus dem dumpfen Gewölk ſich ſtets verändernder Religionsphiloſophien traten ſie in einen ſelbſtändigeren Kreis ruhiger Thätigkeit. Auguſt Wilhelm v. Schlegel vollendete jene meiſterhaften Vorleſungen über dramatiſche Literatur und Kunſt, die noch heute zu dem Beſten gehören, was auf dieſem Gebiete geſchrieben worden iſt. Sein Bruder Friedrich erweiterte durch das Studium indiſcher Literatur und mittelalterlicher Kunſt ſeine ſchon früher ſehr univerſelle Bildung, und trat 1806 mit Dorothea Veit nach langer religiöſer Irrfahrt in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück. Clemens Brentano fand, allerdings nicht ohne erſt noch manche Irrungen durchzukämpfen, den vollen Glauben ſeiner Kindheit wieder. In Berlin und anderwärts gewann die Romantik einen anſehnlichen Kreis von Anhängern, Dichtern, Künſtlern, Gelehrten und Politikern. Das Intereſſe für altdeutſche Kunſt und Literatur erfaßte immer weitere Kreiſe. Nachdem der Katholicismus in Frankreich von den Todten auferſtanden war, begann er auch in deutſchen Landen ſich neu zu beleben, während Göthe mit ſeiner heidniſchen Kunſtreligion ſich einſtweilen auf ſehr enge Kreiſe beſchränkt ſah. Trotz des immer mehr ſich entfaltenden Gegenſatzes behielten die Romantiker einen Reſt von Jugendliebe für den alternden Dichter bei, den ſie auch auf die folgende Generation vererbten. Er blieb ihnen der „Altmeiſter" der deutſchen Poeſie, eine ganz eigene, wunderſame Erſcheinung. Noch viele Jahre vergingen, bis Friedrich v. Schlegel fand, daß Göthe zwar Vieles von Shakeſpeare's Dichtergeiſt beſitze, aber daß er doch ſeiner Denkart nach „auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt

werden" könnte, und „daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle des mit Gedanken ſpielenden Geiſtes an einem feſten, innern Mittelpunkte fehlt" [1]. Auch Aug. Wilhelm von Schlegel kam ſpäter von ſeiner übermäßigen Andacht für Göthe zurück und ſpendete ihm, neben einer Anzahl ſehr witziger Epigramme über den Schiller-Göthe'ſchen Briefwechſel [2], die „landſchaftliche Anpreiſung":

„Als Waimeriſcher Hofboëte
Erſchaint am kreeßten unſer Keethe."

Unter den übrigen proteſtantiſchen Romantikern blühte die Göthe-Verehrung lebhafter fort und trug viel dazu bei, daß ſeine Leiſtungen überſchätzt wurden, diejenigen der Romantiker aber lange nicht zu dem Anſehen und dem Einfluß gelangten, den ſie verdienten. Am glänzendſten hat ihm Tieck im Zaubergarten ſeines „Zerbino" gehuldigt:

„Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag und Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dieß Gefilde."

Dafür ertheilte ihm Göthe das huldvolle Lob, daß er „eine recht leibliche Natur" ſei [3].

---

[1] Friedrich von Schlegel, Geſchichte der alten und neuen Literatur. Bonn. Lempertz, 1845. II. 228. 229.

[2] Aug. Wilh. von Schlegels Sämmtliche Werke. Leipzig 1846. II. 204 bis 207.

[3] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 183.

21. Die natürliche Tochter.

„Der ‚Natürlichen Tochter' habe ich nie Geschmack abgewinnen können; es ist darin allerdings eine hohe Vollendung der Sprache und des Verses, aber es ist eine kalte Pracht. Alles ist verallgemeinert. Auch könnte man sagen, das Stück bestehe nur aus fünf ersten Acten."

Ludwig Tieck. (Köpke. II. 191.)

„Göthe zeigte in der ‚Eugenie' nur seinen unhistorischen Sinn, indem er wie in den ‚Aufgeregten' die Privatintrigue benutzte, um die Geheimnisse der Revolution zu enthüllen."

Rudolf v. Gottschall.

Bald nach seiner Krankheit und Genesung im Januar 1801 begann Göthe ein neues Stück zu planen, das er aber vor Jedermann, auch vor Schiller, sorgfältig geheim hielt. Es wurde im Laufe des Jahres noch nicht viel daraus. Das Schicksal des „Jon" und „Alarkos" im nächsten Jahre konnten unmöglich sehr ermuthigend wirken. Im Anfang des Jahres 1803 indeß, noch bevor der Krach in Jena erfolgte, wurde das Drama vollendet, und einen Monat nach der „Braut von Messina" bestieg es die Weimarer Bretter. Es hieß ursprünglich nach der Titelrolle „Eugenie"; ob Göthe es durch den neuen Titel pikanter und lockender machen wollte, wer weiß das? Jedenfalls ist es inhaltlich viel unverfänglicher, als der Titel vermuthen läßt, nächst „Iphigenie" und „Tasso" das abgerundetste und formvollendetste der Göthe'schen Dramen, reicher an scenischer Handlung als beide und in seiner psychologischer Seelenmalerei ihnen sehr nahestehend. Alle drei kann man Renaissancestücke nennen soweit sie die einfache classische Ruhe und Hoheit der alten Tragödie nachzubilden suchen, „Iphigenie" an einem antiken, „Tasso" an einem neueren, „Eugenie" an einem unmittelbar zeitgenössischen Stoffe. Die tiefe, gewaltige Leidenschaft der antiken Tragödie besitzt das neue Stück aber nicht; es ist ebenso modern gedacht als die beiden anderen.

Anregung, Stoff und eine Menge Einzelheiten entnahm Göthe einer eben erst — 1798 — erschienenen französischen Schrift, den widerlich pomphaften und eitlen „Memoiren der Stephanie de Bourbon-Conti" [1].

[1] Mémoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti. Écrits

Der Inhalt derſelben ſpielt von den letzten Jahren Ludwigs XV. in die Regierung Ludwigs XVI. und die Zeiten der Revolution hinein. Die Heldin iſt eine uneheliche Tochter des Prinzen Louis François de Bourbon-Conti, eines Vetters Ludwigs XV., der, erſt mit Diana von Orleans vermählt, nach deren frühem Tode ein geheimes Liebesverhältniß mit der Gräfin von Mazarin einging. Ihr Kind Stephanie durfte, wegen Rückſicht auf die Mutter, nicht öffentlich anerkannt und erzogen werden; doch verlieh ihm der König ſchon bei der Geburt (1762) den Titel einer Gräfin, verſprach ſpätere Legitimation und ertheilte ihm die Erlaubniß, ein Medaillon mit einem blauen Bande zu tragen, wie es früher nur der Mutter zu tragen vergönnt war. Stephanie wurde einer Frau Delorme zur Erziehung übergeben, lernte fechten, reiten, exerciren, fahren und bekam zeitweilig auch den unſaubern J. J. Rouſſeau zum Lehrer. Sehr ſorgfältig wahrte Prinz Bourbon-Conti das Geheimniß nicht; er ließ das Mädchen oft in ſein Palais kommen und ſtellte ſie bei der Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette (1770) ſogar der letzteren vor. Drei Jahre ſpäter ſollte nach erneuertem Verſprechen von Seite des Königs die feierliche Legitimation erfolgen. Der Prinz brachte ſeiner Tochter dafür ein herrliches Feſtkleid und einen Diamantenſchmuck, den ſie jedoch ſorgfältig geheimhalten ſollte. Das gelang dem über ſeine Diamanten überglücklichen Mädchen nicht. Sie verrieth das Geheimniß an Frau Delorme, dieſe an ihre Mutter, die Gräfin Mazarin. Die Gräfin ließ das arme Kind unter dem Vorwande einer Einladung nach Lons-le-Saunier in der Franche-Comté entführen und brachte ihr bei, ſie ſei durch den Verrath ihres Geheimniſſes bei dem Vater in Ungnade gefallen, dieſer habe die königliche Gunſt verloren, und nur unbedingter Gehorſam könne ſie retten. Frau Delorme wußte durch Beſtechung eines Abbé's einen Todtenſchein aufzubringen, der den Tod des Mädchens genau auf den 7. Juni 1773 feſtſtellte. Der Vater ließ ſich wirklich täuſchen und

---

par elle-même. Paris. Floréal. An VI (1798). — Überſetzt von F. A. U. Lübeck 1809. — Vgl. F. Zirklauy, Die natürliche Tochter. Memoiren zu Göthe's Trauerſpiel. Meißen. 1835. — K. Roſenkranz, Göthe und ſeine Werke. Königsberg 1847. S. 347—367. — Herm. Grimm, Göthe. 1877. S. 227—229. Gervinus, Geſchichte der poet. Nationalliteratur. V. 403. 404. — Gödeke, Göthe. 1877. S. 404—407. — Riemer, Mittheilungen. II. 557—561. — Düntzer, Erläuterung von Göthe's Trilogie „Die natürliche Tochter". Leipz. 1873. — Viehoff, Göthe's Leben. 1877. IV. 43—47. — Weber, Zur Geſchichte des Weimariſchen Theaters 1865. S. 87—91. — Riemer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter. I. 63—67; 76—80, 91—93, 112. 129. 133. 138. 139. 181.

glaubte ſeine Tochter für immer verloren. Dieſer ward indeß die Wahl geſtellt, entweder in's Kloſter zu gehen oder einen höchſt widerlichen alten Herrn zu ehelichen. Sie wählte das Kloſter, wo ſie indeß bald als Tochter des Prinzen Conti erkannt ward. Die ſchlaue Delorme wußte ſie aber ein zweites Mal zu entführen und nach Paris zu bringen. Zu Viroflay, in der Nähe von Paris, wurde die Unglückliche erſt berauſcht gemacht und dann in dieſem Zuſtande jenem alten Herrn angetraut, den ſie früher von ſich gewieſen. Sie ſinnt nun auf nichts Anderes, als dem ihr aufgedrungenen Gemahl zu entgehen, ſie entflieht ihm, ſucht und findet zeitweilige Zuflucht in verſchiedenen Klöſtern, erlebt während der Revolution die ſeltſamſten Abenteuer und ſchreibt endlich ihre Memoiren.

Eine ſchöne und erbauliche Geſchichte iſt das nicht. Sie gehörte indeß jenen Regionen an, in welchen die ſogen. Bildung eines Voltaire, Rouſſeau, Diderot, d'Alembert und auch zum Theil Göthe's eigene Bildung aufgekeimt war und wohin er ſich während der Revolutionsjahre immer und immer wieder zurückverſetzte. Die ſpannende Intrigue hatte den ganzen Hautgout jener vornehmen Liederlichkeit der höchſten Kreiſe, an welcher Frankreich zu Grunde ging, als deren unſchuldige Sühnopfer Ludwig XVI. und Marie Antoinette das Blutgerüſt beſtiegen. Im Zuſammenhang mit dieſem Sühnopfer und mit der grauſigen Kataſtrophe der Revolution konnte das Bild jener ſittlichen Verkommenheit allerdings eine tieftragiſche Bedeutung gewinnen. Göthe dämmerte dieſelbe, aber ganz vermochte er ſie nicht zu durchdringen. Er hatte die Revolution weder als principieller Freund, noch als principieller Gegner durchgemacht. Er haßte ſie, weil ſie die behaglichen Zirkel jener glatten Salonsbildung durchkreuzte, von der er jetzt noch zehrte. Denn auf dem leichten, naturwiſſenſchaftlichen Empirismus der Encyklopädie ruhte ſein ganzes ſogen. wiſſenſchaftliches Treiben; Diderot war für ihn noch immer ein Kunſtorakel, Voltaire ein großer Dichter und Rouſſeau eine liebe Jugenderinnerung. Es ärgerte ihn, daß der gemeine Mann ſo unliebſame Folgerungen aus dieſer ſonſt ſo vornehmen Bildung zog, Könige und Prinzen köpfte und rohe Sansculotten zu Herren der Welt ausrief. Es wurde ihm ganz elegiſch zu Muth, wenn er an das alte königliche Frankreich dachte, das ſchon ſo ſchön aufgeklärt und human war, das an der Spitze der Literatur ſtand — und nun völlig zertrümmert war, während eine wilde Militärmacht ſich über den Trümmern erhob und die ganze Welt, vielleicht ſogar Weimar, mit dem Untergang ſeiner „Bildung" bedrohte. Die tieferen Urſachen der Revolution begann er allmählich einzuſehen;

aber das Christenthum, auf das sie als unabweisliches Postulat hinwiesen, stand mit seiner heidnischen Kunst und Lebensanschauung im Widerspruch; er wagte auch hier nicht, entschieden für dasselbe sich auszusprechen.

Während Schiller sich in seiner „Jungfrau von Orleans" so gut als möglich in die Ideen des alten katholischen und königlichen Frankreich zurückzuversetzen bemühte, ging Göthe nicht weiter als auf den Standpunkt seiner Memoirenschreiberin zurück, d. h. auf den Standpunkt eines Royalisten, welcher die königliche Macht als etwas Geheiligtes anerkennt, die Revolution verwirft, aber der eigentlichen Schuld des Königthums wie der Revolution aus dem Wege geht. Eine ungeheure sittliche Corruption, das gibt er zu, hat den Thron erst innerlich untergraben und dann von außen gestürzt; aber wo diese sittliche Corruption herrührte, das untersucht er nicht, um nicht verurtheilen zu müssen, was er innerlich noch hochschätzte und liebte.

In der Ausführung ist der Dichter im Wesentlichen den Memoiren gefolgt, hat ihren Inhalt aber durch Gedanke, Form und Sprache weit über das ursprüngliche Niveau erhoben, geadelt und verklärt. Eine königliche Jagd führt im I. Act höchst anmuthig Vater und Tochter vor dem König zusammen, zeichnet ihre Charaktere und Lage, Eugenieus Erziehung und trauriges Lebensloos, und bietet in dem königlichen Versprechen zugleich den Punkt einer individuellen und politischen Verwicklung. Alle drei Charaktere sind hohe, vornehme Idealgestalten. Eugenie verbindet mit dem Zauber jugendlicher Schönheit und Unschuld eine fast männliche Kraft des Geistes und Charakters. Indem Göthe sie knieend dem König huldigen läßt, legt er dem Königthum den Inbegriff seiner höchsten Ideale zu Füßen:

„Wenn wir in raschen, muthigen Momenten
Auf unsern Füßen stehen, strack und kühn
Als eigner Stütze froh uns selbst vertrau'n,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, ist auch ein süß Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, Gott
Von Wonnedank, von ungemess'ner Liebe
Zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt
In dieser Stellung sich am besten aus."
(Sie fällt vor ihm nieder.)

Der König ist kein Ludwig XV., sondern ein Ludwig XVI., auch dieser noch verklärt. Er ist so edel, groß, gütig, daß man nicht begreift,

wie eine Revolution noch möglich ist. Nur etwas schwach scheint er zu sein und furchtsam:

„Was unter uns geschehn,
Erfahre Niemand! Mißgunst lauert auf,
Schnell regt sich Woge auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unsre Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein;
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon;
Selbst wer gebieten kann, muß überraschen.
Ja, mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge!
Begnügte sollten unterm niedern Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt."

Im II. Act erhält Eugenie ihre glänzende Ausstattung mit dem Diamantschmuck, bereitet das Sonett vor, mit welchem sie dem König bei ihrer Legitimation danken will, und plaudert das Geheimniß aus, von welchem ihr ganzes Lebensglück abhängt. Von dem Amazonenhaften und Ritterlichen, das sie im ersten Act auszeichnet, sinkt ihr Charakter trotz der marmorglatten Verse auf den Grad eines neugierigen, putzsüchtigen, geschwätzigen Mädchens herab, das wohl noch Mitleid einflößen mag, aber viel zu schwächlich und unbedeutend ist, um weiter als Heldin das königliche Frankreich im Kampf gegen die wachsende Corruption und die Revolution zu verkörpern. Sie ist von da ab eben die „natürliche Tochter".

Der III. Act entwickelt die gegen Eugenie gesponnene Intrigue in wenigen kurzen Zügen. Der „Weltgeistliche" theilt dem Secretär die Entführung mit, sowie den Plan, Eugenie als todt auszugeben. Der Secretär meldet dem Herzog die erdichtete Botschaft, der „Weltgeistliche" tritt dann mit der schauerlich-ruhigsten Heuchelei als Zeuge auf.

Im Beginn des IV. Actes ist Eugenie schon an eine Hafenstadt gelangt. Der Dichter verläßt hier die Erzählung der Memoiren zum Theil, indem er sie nicht bloß zwischen dem ältern Gerichtsrath und dem Kloster wählen läßt, sondern auch noch zwischen der Möglichkeit, in ein fernes, überseeisches Land (Amerika?) auszuwandern. Der Kampf spielt

ſich in den V. Act hinüber, wo das Kloſter erſt ziemlich herb abgefertigt wird:

„Entſag ich denn auf ewig dieſer Welt!
O dieß vergönnſt du mir! Du willſt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir,
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unſchuldig Opfer ſchon verſchlang!
Hier iſt der Tempel; dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer wie zu ſtillem Glück."

Nachdem aber Eugenie, von Äbtiſſin und Nonnen liebevoll begrüßt, freundlicher vom Kloſter zu denken beginnt und herzlich um Aufnahme fleht, tritt die Hofmeiſterin mit einem königlichen Befehl dazwiſchen und mahnt zur Einſchiffung. Ein Mönch tröſtet ſie und räth ihr, die Auswanderung als das leichtere Schickſal zu wählen. Sie aber hängt an Frankreich, Vater, König und bietet, um allenfalls dem bedrohten Königthum noch hilfreich ſein zu können, dem ihr vorher widerwärtigen Gerichtsrath die Hand an:

„Ob ich vertraue, daß dein Äuß'res nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann,
Daß ich empfinde, welcher Mann du biſt,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverläſſig:
Davon empfange den Beweis, den höchſten,
Den eine Frau beſonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile, dir zu folgen,
Hier meine Hand! Wir gehen zum Altar!"

Dieſer Schluß, die freiwillige Vermählung der Prinzeſſin mit dem alten „Gerichtsrath", kommt auf das ganze Stück ſehr unerwartet. Er kann unmöglich befriedigen. Er iſt das philiſtröſe Gegenſtück zu den zahlloſen Komödien, in welchen ein alter Onkel gegen einen jungen Liebhaber den Kürzern zieht. Und nun gar die Mißheirath aus lauter Patriotismus! Wird im zweiten Act die Bewunderung auf Mitleid herabgeſtimmt, ſo muß auch dieſes nun aufhören, da wir die romantiſche Amazone im Hauſe des ſoliden Gerichtsraths verſorgt wiſſen und mit ihr wohlgemuth der drohenden franzöſiſchen Revolution entgegenſehen mögen.

Als bürgerliches Schauſpiel gehört das Stück gewiß zu dem Beſten, was die deutſche Sprache in dieſer Art aufzuweiſen hat; aber zur großen hiſtoriſchen Tragödie darf man es nicht rechnen. Da hätte Göthe eine Marie Antoinette oder eine Charlotte Corday zur Heldin nehmen müſſen. Iſt Göthe auch den Memoiren nicht ſo ſklaviſch gefolgt wie im „Clavigo", ſo hat er doch ihren kleinlichen, individuellen, weibiſchen

Charakter nicht völlig überwunden. Die Prinzessin ist keine wahre Heldin geworden.

Die schönste Kritik zu dem Stück bildet die „Jungfrau von Orleans", die ihr voranging, und der „Tell", der ihr folgte. Jene weist die declamatorische Eugenie unter die Zahl der „echt weiblichen" und „natürlichen", d. h. unbedeutenden Frauencharaktere herab, die Göthe immer am meisten interessirten; dieser macht es fühlbar, wie wenig Göthe eine große Volksbewegung, geschweige denn eine Weltbewegung, politisch und dramatisch aufzufassen wußte. Darum schlug auch der Versuch fehl, den angesponnenen Stoff in einem zweiten Drama weiterzuführen. Eugenie blieb bei ihrem heroischen Entschluß, einen „Gerichtsrath" zu heirathen, wozu ein Fräulein weder eine Prinzessin, noch eine „natürliche Tochter" zu sein braucht.

„Die Charakteristik" des Stückes leidet nach Gottschalls Bemerkung „an einer mehr typischen als individuellen Haltung und erinnert an die Figuren auf alten, abgeblaßten Tapeten." [1]

Fichte erklärte das Drama nichtsdestoweniger für das höchste Meisterwerk des Dichters, und Schiller, welcher seine „Braut von Messina" ebenfalls mehr nach seinen eigenen hohen Idealen, als nach den Begriffen des gewöhnlichen Theaterpublikums und der alltäglichen Bühnenpraxis ausgearbeitet hatte, nahm an den typischen Bühnenfiguren, welche mit Ausnahme der Titelrolle nicht einmal einen Namen trugen (König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Secretär, Weltgeistlicher, Gerichtsrath, Gouverneur, Äbtissin, Mönch), durchaus keinen Anstoß. Sein Urtheil lautet:

„Die hohe Symbolik, mit der Göthe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, dieß ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit."

---

[1] Die deutsche Nationalliteratur 1855. I. 71. — Vgl. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 453. — Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 203. 204.

22. Herders und Schillers Tod.

1803—1805.

„So sank Herder lebens- und kampfesmüde auf's Todtenbett, hoffte zu gesunden, wenn nur eine neue, große Idee seine Seele durch und durch ergriffe; wünschte, beim Geläute der Glocken, im Mittelalter geboren zu sein, und sehnte sich, lechzend nach geistigen Aufschlüssen, darnach, daß ein Geist ihm erscheine und ihn spreche.

Gelzer, Die deutsche poetische Literatur. 334.

„An dem Leichenbegängniß Schillers nahm Göthe keinen Theil; für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge; die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden."

Gödeke, Grundriß. II.

Die Vollendung des „Faust" abgerechnet, war die „Natürliche Tochter" Göthe's letzte größere dramatische Dichtung. Vom Frühjahr 1803 stockte überhaupt seine dichterische Thätigkeit geraume Zeit. Am 4. April ward „Eugenie" aufgeführt. Im Mai war Göthe mit dem Verkauf seines Gutes in Oberroßla beschäftigt, im Juni fingen die Fatalitäten in Jena an und die Sorge, neue Kräfte anzuwerben; im Juli galt es, den Bau des Schlosses zu vollenden, das am 1. August endlich bezogen werden konnte. Darauf begannen die Unterhandlungen über die neue Jenaer Literaturzeitung, die Sorge für den Bau eines neuen Schießhauses und die Einübung des Shakespeare'schen „Julius Cäsar". Eine prosaische Welle drängte die andere und überfluthete die poetischen Velleitäten und Pläne des Dichters. Am meisten scheint ihn die Uebersiedelung der Literaturzeitung nach Halle verdrossen zu haben.

„Was sagen Sie zu dem Unternehmen," schreibt er an Zelter, „die Literaturzeitung nach Halle zu verpflanzen? Wir andern, die wir hinter den Koulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein königlich preußisches Kabinet so gut, wie jedes andere Publikum, durch Namen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum Besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportiren ließe, wie der Laokoon oder ein anderes bewegliches Kunstwerk! Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redacteur, Hofrath Eichstädt, bleibt, so geht alles seinen alten Gang. Neue

Menſchen, die beitreten, neue Mittel die man vorbereitet, ſollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausſchlag geben.“ [1]

Schiller, Voß, Heinrich Meyer ſagten ihre Mitwirkung zu, Fichte und Zelter wurden eingeladen. Göthe lag Alles daran, die bisherige angeſehene Literaturkritik in ſeinen und ſeiner Freunde Händen zu behaupten [2].

Ein großes, in den Briefwechſeln der Zeit ſich ſpiegelndes Aufſehen erregte am Ende des Jahres der angeſagte Beſuch der Frau von Staël, der Tochter des einſtigen franzöſiſchen Finanzminiſters Necker [3]. Es bezeichnet ſowohl die Kleinſtädterei als das Franzoſenthum in Weimar, daß ein derartiger Beſuch ſo viel von ſich reden machte und daß ſelbſt ein Schiller und Göthe ſich dadurch beeinfluſſen ließen. Schiller war ein wenig bang vor ihrem Beſuch, da er ſich des Franzöſiſchen nicht völlig mächtig fühlte. „Wenn ſie nur deutſch verſteht,“ meinte er indeß, „ſo zweifle ich nicht, daß wir über ſie Meiſter werden; aber unſere Religion in franzöſiſchen Phraſen vorzutragen und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufzukommen, iſt eine zu harte Aufgabe.“ Sie kam gegen Mitte December. Göthe war eben in Jena und hieß ſie von da aus willkommen. Sie ſtellte ſich ihm brieflich vor, nicht als „eine Pariſerin, ſondern als jene Frau, welche von allen auf der Welt am meiſten über Werther und den Grafen Egmont geweint hat“ [4]. Sie wollte zu ihm nach Jena kommen, er war aber artig genug, herüberzukommen und ſie mit Aufmerkſamkeiten zu überhäufen. Am 1. Januar „ſchmollte“ ſie ſchon, um ihn auf den folgenden Tag allein zu ſich einzuladen [5]. Ob-

[1] Riemer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter. I. 80.

[2] „Die Herren ſind übrigens fort,“ ſchreibt er über die weggezogenen Profeſſoren an Schiller, „und gehen fort und es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren ſei. Man läutet zum Grabe des tüchtigſten Bürgers allenfalls noch die Stadt zuſammen und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hauſe, daß das löbliche gemeine Weſen vor wie nach beſtehen könne, werde und müſſe.“ II. 348.

[3] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 388. 389. 350 ff. — Charlotte von Schiller. II. 240. 241. — Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. II. 456—459. — Aus Göthe's handſchriftl. Nachlaß. Göthe-Jahrbuch V. 112 bis 132. — M. de Staël, De l'Allemagne. Paris 1810. 3 vols. — Fr. Chr. Schlosser, Mme de Staël et Mme Roland, parallèle, trad. de l'Allemand. Francfort 1830. — Maltzahn, Schillers Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Chriſtophine. S. 248.

[4] „Pas comme une dame de Paris, mais comme la femme du monde, qui a le plus pleuré à Verther et au comte d'Égmont.“

[5] „Je serai seule pour me fâcher sans témoin — ne faut-il pas que j'avoue que je suis jalouse d'un professeur — nouveau genre de jalousie dont j'étudierai les sentiments.“

wohl der Herr Geheimrath seine 55 Jahre hatte und sie ihre 38, so fing sie an, ihm noch mit überschwenglichen Lobes- und Liebesversicherungen den Hof zu machen, ja ihn mit „ihrem ganzen Herzen und ihrem ganzen Charakter und ihrem ganzen Talent zu lieben“ [1].

Schiller war zu deutsch geartet, um der poesielosen Geistreichigkeit der französischen Schriftstellerin viel Geschmack abzugewinnen [2]. Göthe dagegen war in diesem Elemente besser zu Hause, ließ sich die vielen Complimente wohl gefallen und rechnete darauf, daß ihr Besuch den Glanz Weimars vermehren werde. „Wie glänzend Weimar gegenwärtig sei,“ schrieb er am 4. Februar an Wolzogen, „mögen Sie von Anderen erfahren. Daß ich nur Frau von Staël nenne, welche sich seit vier Wochen hier aufhält.“ In der That trug ihr Lob nicht wenig bei, Göthe's Weltruf zu vermehren und zu befestigen [3]. Sie glaubte zwar,

[1] „My dear Sir, il n'y a qu'en Anglais qu'on a cette première nuance d'une timide amitié.“ — „Je lis vos pièces fugitives et c'est un trésor de poésies qui me ravit.“ — „Je tâcheral dans mon voyage littéraire d'Allemagne de donner une Idée des morceaux qui me frappent le plus, la bayadère, l'épouse de Corinthe etc.“ — „Les journaux français retentissent aujourd'hui de votre nom.“ — „Je vous aime plus que vous ne savez aimer philosophe que vous êtes.“ — „Merci, my dear Sir, et dans l'empyrisme ou dans l'absolu aimez-moi un peu, je vous aime de tout mon coeur, de tout mon caractère et de tout mon talent si j'en ai.“ — Göthe-Jahrbuch. V. 115 ff.

[2] „Nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hieher,“ schreibt er an Körner, „die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen, und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren.“ Für die Vollendung seines „Tell“ war indeß der Besuch nicht eben günstig. Ende Februar seufzte Schiller: „Die französische Dame, die mir hier in der besten Zeit meines Arbeitens auf dem Halse saß, habe ich tausendmal verwünscht. Die Störung war ganz unerträglich.“

[3] Freilich war sie nicht im Stande, die Franzosen zu überzeugen, daß die deutsche Bildung der französischen auch nur gleichkäme. „Cette poésie du nord, un peu studieuse comme le fut celle d'Alexandrie, avec quelle vivacité Mme de Staël la reproduit et l'interprète! Ne vous y trompez pas; l'Allemagne est encore plus spirituelle dans son livre qu'elle ne l'est en elle-même.“ Villemain, Cours de littérature française. Tournal 1839 p. 559.

daß der Philoſoph Göthe bisweilen den Dichter Göthe ſtöre und daß der Philoſoph nur das Phantom des Dichters ſei; aber bei alledem erklärte ſie doch auch, daß er in Bezug auf Originalität und reine Conceptionen der größte Mann Deutſchlands ſei und bleiben werde.

Während Göthe dem Beſuche der Frau von Staël mit Intereſſe, Schiller mit Unbehagen entgegenſah, rang der einſtige Freund Beider, Herder, mit ſchmerzlicher Krankheit und mit dem Tode, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, den Leidenden oder Sterbenden noch mit einem Beſuche zu erfreuen. Mit ihm begann die kurze Blüthe der ſogen. claſſiſchen Literatur in Weimar ſchon in's Grab zu ſinken.

Herders letzte Lebensjahre boten wenig Freudiges. Er entwickelte zwar eine ſtaunenswerthe Thätigkeit als Geiſtlicher, Schulmann, Theolog, Philoſoph, Literat, Dichter, Polyhiſtor im weiteſten Sinne; er hatte einen im Grunde freundlichen Familienkreis, eine brave, geiſtreiche Frau, geſunde und talentvolle Kinder; wenn er auch kein ſo anſehnliches Leſepublikum fand, wie Schiller und Göthe, ſo hatte er doch ſeine Freunde und Verehrer durch ganz Deutſchland hin; alle Weimarer Größen wußten ſeine Anlagen und ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit zu ſchätzen; Göthe erklärte ihn für den größten Bücherleſer, den er kenne; Herzogin Luiſe war ihm mit beſonderer Gunſt zugethan; auch als Dichter und Schöngeiſt fand er mehr Anerkennung, als ihm die Gegenwart zu ſpenden pflegt. Andauernde Kränklichkeit, Reizbarkeit, Melancholie ließen ihn jedoch all dieſer Vortheile und des Lebens ſelbſt faſt nie mehr recht froh werden. Pecuniäre Sorgen drückten ihn nieder, und indem er ſich an keine der herrſchenden Richtungen beherzt und folgerichtig anzuſchließen wagte, verdarb er es zuletzt mit allen und ſaß vereinſamt zwiſchen Thüre und Angel.

Bis zum Tode wurde er wohl vom Hofe unterſtützt, aber nie ſo, daß er völlig aufathmen konnte. Man trug die Erziehungskoſten mehrerer ſeiner Kinder, doch die zugeſagte Unterſtützung wurde mit geringem Zartgefühl behandelt. Meiſt mußte er abermal und abermal darum betteln und ſogar Knebels und Göthe's Dazwiſchenkunft anrufen, um einige hundert längſt zugeſagte Thaler zu erhalten. Es wurde ſcharf abgerechnet. Im Januar 1798 markte der Herzog um 50 Thaler, obwohl Göthe deren Bezahlung „als eine rechtlich begründete Forderung anerkannte“ [1]. Als der eine Sohn ausſtudirt hatte, wollte ihm Karl Auguſt ein Pacht-

[1] Haym, Herder. Berlin 1885. II. 621 ff.

gut übergeben, aber nur unter der Bedingung, daß er die Wittwe des Pächters heirathe; als er sich weigerte, wurde das vom Hof wie eine zugefügte Beleidigung behandelt [1].

Als der Erbprinz und dann die Prinzeß Karoline confirmirt werden sollte, versöhnte man sich wieder: Herder war für etliche Wochen sogar bei Karl August wieder persona grata, ja gratissima. Der Herzog wollte die ganze Ceremonie beschrieben und gedruckt haben. Doch das waren spärliche Lichtblicke in das Leben des Predigers. Für gewöhnlich konnte er sein Licht nur vor Weibern, Kindern und geringeren Bürgern leuchten lassen. „Eine Predigt," erklärt Schiller, „ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder Heuchler." Im Beginn seines Weimarer Aufenthalts hatte er einmal eine Predigt Herders angehört. „Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens — Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte." [2] Er ging nicht mehr in die Predigt, Göthe ebenso wenig. Ihre Kanzel war die Bühne, ihre Kirche das Schauspielhaus. Sie brauchten keinen Superintendenten, als um ihre Kinder taufen und confirmiren zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich Herder sehr zuvorkommend. Als Göthe's August im April 1802 zur Confirmation gehen sollte, übernahm es Herder, ihn „in einer liberaleren Weise, als das Herkommen vorschreibt, in die christliche Versammlung aufzunehmen" [3]. Vater Göthe dankte ihm höflich dafür, weniger für die Aufnahme, als für die liberale Weise.

In dieser mattherzigen, weichen Unentschiedenheit lag wohl der tiefste Grund von Herders inneren Leiden. Sie konnte wenig Trost gewähren. Sein ganzes Geistesleben, Religion und Wissenschaft, hatte keinen festen, rationellen Halt. Alles schwankte auf Nebelformen, die sich erst noch entwickeln sollten. Sein Ausgangspunkt war eine mystisch-intuitive Gotteserkenntniß, wie Hamann in räthselhafter Prophetensprache sie lehrte, ohne deutliche Begriffe, ohne feste Lehrsätze, ohne ein syllogistisches System, ohne eigentliche philosophische Grundlage, ohne theologische Autorität. Er fühlte Gott: nun war Alles gut. Niemand sollte ihm Gott beweisen,

[1] Haym, Herder. II. 798. — Herders Werke [Hempel]. I. Bd. S. CXXIII. — Düntzer, Göthe und Karl August. II. 303. 304.

[2] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. I. 86.

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 150.

Niemand aber es unterfangen, ſein Gottesgefühl zu bezweifeln. Die Orthodoxie mochte er nicht leiden, weil ſie ſein, wie er glaubte, lebendiges Gottesgefühl in „taube Wörter“ ſchrauben wollte. Als in Jena nur mehr acht Studenten zum Abendmahl gingen und dieſe noch von den Anderen verſpottet wurden, erklärte er officiell, man könne den Theologieprofeſſoren daſelbſt „die Zeugniſſe gleicher Behutſamkeit und Vorſicht, als Gelehrſamkeit und zweckmäßigen Unterrichts nicht verſagen“. Göthe's Treiben hatte er bis dahin nicht bloß ſtillſchweigend approbirt, er ſtand an der Spitze derjenigen, die ihm durch ihr Lob und ihre Anbetung zu ſeiner faſt unbedingten Machtſtellung verholfen hatten. Auch Schillers Annäherung an Göthe brachte anfänglich keine Änderung hervor. Er betheiligte ſich an den „Horen“. Schiller kam ihm ungemein höflich entgegen und bot ihm ſogar einigen Antheil an der geiſtigen Leitung an[1].

Nichtsdeſtoweniger beſtand zwiſchen den beiden Dichtern, namentlich Göthe, und Herder ein tiefgehender Gegenſatz, der früher oder ſpäter zu einer Kriſis führen mußte. Göthe war die ſchöne Form, die Kunſt, das Sinnliche, Reale Eins und Alles. Herder war in langjährigen Leiden, Mühen, Sorgen ernſter und ideeller geworden. Er ſtellte Poeſie und Kunſt ſehr hoch; aber er ſtellte das, was er Humanität nannte, d. h. im Grunde Religion und Sittlichkeit, weit über Poeſie und Kunſt. Es kam ihm in der Poeſie nicht mehr ſo ſehr auf die ſchöne, ſinnfällige Form an, als auf den Gehalt, die Erhabenheit und Bedeutung der Ideen. Er näherte ſich hierin einigermaßen Schiller; aber Schiller war Kantianer, und in der kantiſchen Philoſophie erblickte Herder — gewiß mit vollem Recht — ein dem Chriſtenthum durchaus feindliches Syſtem. Er hatte als Schulmann in dieſer Hinſicht bei ſeinen jungen Theologen deutliche Erfahrungen gemacht.

Nachdem Herder in ſeinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ die Richtung Göthe's nur ſehr indirect bekämpft hatte[2], kam es endlich durch ſein freimüthiges Urtheil über den „Wilhelm Meiſter“ zum offenen

[1] Haym, Herder. II. 593 ff.

[2] Göthe fühlte ſich immerhin getroffen. „Und ſo ſchnurrt auch wieder,“ ſchreibt er an H. Meyer, „durch das Ganze die halbwahre Philiſterleier, ‚daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollen‘. Das erſtere haben ſie immer gethan und müſſen es thun, weil ihre Geſetze ſo gut als das Sittengeſetz aus der Vernunft entſpringen; thäten ſie aber das zweite, ſo wären ſie verloren; und es wäre beſſer, daß man ihnen gleich einen Mühlſtein an den Hals hinge und ſie erſäufte, als daß man ſie nach und nach ins Nützlichplatte abſterben ließe.“ Riemer, Briefe von und an Göthe. Leipzig 1846. S. 38.

Bruch. Es gereicht Herder nicht zur Unehre. Er sah in Göthe's Roman die moralische Existenz der ästhetischen geopfert, sein Sittlichkeitsgefühl empörte sich dagegen, er sprach sein Urtheil gelassen, aber muthig aus und blieb dabei. Es war die entscheidende Krisis für Herders übriges Leben. Göthe ertrug das Urtheil nicht. Er brach zwar äußerlich nicht ganz mit dem unangenehmen Censor, er vermittelte ihm noch einigemal Unterstützungen des Herzogs, er schickte ihm ein Exemplar von „Hermann und Dorothea", er schrieb ihm noch einige kurze Billets, aber das mehr als zwanzigjährige geistige Freundschaftsband war gelöst. In seinem literarischen Leben wandte sich Göthe gänzlich von Herder ab und verbündete sich mit Schiller.

Für Herder war das ein furchtbarer Schlag. Er verlor den ältesten, interessantesten und einflußreichsten Freund, den er je gehabt, mit dessen Leben das seinige bis dahin auf's innigste verknüpft war. Doch zeigte er dießmal mehr Charakter, als je in seinem Leben. Obwohl er sah, daß mit Schiller die ganze jüngere Generation, mit ihr die Zukunft, sich an Göthe anschloß, ging er von seinem Worte nicht ab. Immer mehr dämmerte es ihm, bei aller Verschwommenheit seiner Ideen, daß es sich hier nicht um bloß persönliche oder ästhetische Gegensätze handle, sondern um die tiefste aller Principienfragen, den Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, zwischen Gott und einem für Religion und Sitte gleich verhängnißvollen Götzenthum.

„Hinfort," schrieb er am 1. Dec. 1797 an Jacobi, „ist zwar kein Gott mehr, aber ein Formidol ohn' allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang." Dem alten Gleim aber klagte er: „Ein Einziger paradirt auf Erden, Apollo's Stellvertreter, der Eindichter (Göthe). Wir wollen hinunter, hinunter!"

Obwohl von Krankheit und körperlichen Leiden niedergebeugt, von häuslichen Sorgen gedrückt und seine Vereinsamung schwer empfindend, entwickelte Herder in seinen letzten Lebensjahren eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit. Seine Schriften erstrecken sich nahezu über alle Gebiete menschlichen Wissens, Theologie und Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte, Literatur und Kunst. So weit die Gegenstände auseinanderliegen und so wenig Herder dabei zu einem festen Mittelpunkt gelangt, ist das Bestreben doch unverkennbar, gut zu machen, was er einst gesündigt, das halberloschene christliche Bewußtsein im Volk und bei den Gebildeten wieder neu anzufachen, die dem Christenthum feindliche Philosophie zu bekämpfen und in der Literatur wieder eine christliche Richtung an-

zubahnen. Selbst seine Humanitätsbriefe klingen in eine, wenn auch sehr verschwommene, Huldigung an Christus aus [1].

Am schwächsten sind, zum großen Nachtheil seiner wohlmeinenden Absicht, gerade seine religiösen und theologischen Schriften ausgefallen, in welchen er unaufhörlich zwischen den Evangelisten und Reimarus, Luther und Lessing, den protestantischen Symbolen und Spinoza schwankt, Alles mengseln, kitten und verquicken will, und dabei das Christenthum, das er retten möchte, zu einem vagen Gefühlstraum vermenschlicht.

Mehr Schärfe und Kraft zeigt er in seiner „Metakritik" gegen Kant, dessen Schwächen er ebenso klar als rücksichtslos aufdeckt, um schließlich sein System als „ein Reich unendlicher Hirngespinnste, blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen und leerer Buchstabenworte", als „einen Marktplatz höchster Keckheit" und als „ein Reich der crassesten Ignoranz" zu verurtheilen [2].

Schiller und Göthe griff er direct nicht an, aber er errichtete in seiner „Kalligone" ein selbständiges, abgerundetes System der Ästhetik, das zunächst den Kunstanschauungen Kants, mittelbar jedoch auch den ihrigen sehr entschieden und mit gründlicher Belesenheit entgegentrat. In seiner „Adrastea" aber, einer Art Zeitschrift in zwangslosen Lieferungen, entwarf er ein fragmentarisches Cultur- und Literaturbild des 18. Jahrhunderts, welches sehr fein daran gemahnte, daß Göthe denn doch nicht eine plötzlich das ganze Universum erleuchtende Centralsonne sei, sondern der Erbe und Nachfolger einer langen vorausgegangenen Literatur und Cultur, von der er manches Gute überkommen oder entlehnt, aber noch weit mehr Schlechtes, Seichtes und Halbes, von der er hundert wichtige Dinge kaum kannte und in deren weitem europäischem und außereuropäischem Rahmen seine künstlich aufgebauschte Größe doch bedeutend zusammenschrumpfte.

In der ästhetischen Beurtheilung Göthe's und Schillers ist Herder unzweifelhaft zu weit gegangen; er hat Schillers ideale Richtung und seine dramatischen Kunstleistungen völlig verkannt, Göthe's Verdienst um schöne Form und Sprache unterschätzt und die Dichter zu hoch gestellt, welche Beiden unmittelbar vorhergingen und gleichzeitig mit ihnen thätig waren. Ungerechtigkeit stand indessen hier gegen Ungerechtigkeit, da Göthe und Schiller sich geberdeten, als ob erst durch sie wieder poetischer Geist

[1] Herders Werke [Hempel]. XIII. 632.

[2] Ebds. XVIII. 464. 465 (Vorrede zur „Kalligone"). Vgl. O. Pfleiderer, Religionsphilosophie. I. 207. — T. Pesch S. J., Die Haltlosigkeit der modernen Wissenschaft. 1877, bes. S. 121 ff.

und künſtleriſches Streben in Deutſchland aufgetaucht wäre, Klopſtock, Leſſing, Wieland, Stolberg, Claudius, Voß und alle übrigen Dichter verachteten und todtſchwiegen, immer nur von ſich redeten und reden ließen. Da war eine ſcharfe Einſprache wenigſtens einigermaßen gerechtfertigt, um ſo mehr, da Göthe's Richtung weſentlich darauf hinauslief, die Kunſt allen Forderungen der Sittlichkeit zu entziehen, ihr dagegen Wiſſenſchaft und Leben unterzuordnen und in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben praktiſch ein neues Heidenthum einzuführen [1].

Mit vollem Recht mochte Herder da in ſeiner „Adraſtea" die Frage aufwerfen: „Iſt dem Volke ſo viel Kunſtſinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nöthig?" Und mit gleichem Recht mochte er antworten:

„Ein Volk mit Kenntniſſen überſchnellen und übereilen, die ihm nicht gehören, iſt ebenſo vernunftlos und unbarmherzig, als ihm die Augen ausſtechen wollen und das ihm nöthige Licht verſagen; es unzeitig verwirren, ſchwächen, aus ſeiner Bahn locken, ſeinen Charakter verderben iſt ebenſo ſchändlich als ſchädlich. Was könnt Ihr dem Volke geben, wenn Ihr ihm ſein Herz und Vergnügen, ſeinen täglichen Fleiß und Frohſinn, ſeine glücklichen Schranken geraubt habt und es auf die dürren Weiden Eurer nie erſättigten Begierden, Eurer lechzenden Kenntniſſe, Eurer Kunſtſpeculationen und Subtilitäten hinaustreibt? Jemand an Vergnügen gewöhnen, denen er nicht nachgehen kann und darf, iſt ſchon grauſam, grauſamer, wenn dieſe Vergnügen falſch ſind." [2]

Mit jener Begeiſterung, wie ſie nur die tiefſte Überzeugung verleiht, forderte er in ſeiner „Kalligone" für die Poeſie den ernſten männlichen Gehalt, die ſittliche Weihe und Würde zurück:

„Triebe der Wohlanſtändigkeit und Milde, Regungen der Ehre und Liebe fordert unſere Zeit, wie ſie Horaz und Pindar, Terenz und Menander jetzt ſingen würden. Reizender iſt nichts, als die Muſe des ſittlichen, des häuslichen Umgangs; und was bedarf in unſerer Zeit mehr der Erweckung, als der entſchlafene Trieb der Ehre? was bedarf einer ſittlichen Richtung mehr als der verwilderte Trieb der Liebe? So Manches hat die Poeſie, ſo Manches hat die Kunſt zu vergüten, was ſie hier Übles geſtiftet, und womit ſie ſich ſelbſt geſchadet haben. Ernſte Zeiten rufen von Buhlereien zurück; ſie fordern eine friſche, eine zu Anſtrengungen und Entbehrungen gebildete Jugend; und was bildet inniger den Charakter als bei den Vorbildern und Beiſpielen die Stimme der Muſe? Aus euern Gräbern tönet hervor, ihr Geſänge edlerer Gemüther, feſterer Nerven, zu Zwecken unſerer Zeit mit ſchärferem Reiz gewürzt und ſüßerer Anmuth! Die Verkündigerin der Ehre hat durch ihr leidiges Spiel Macht und Glauben verloren; Macht, Glaubwürdigkeit und Ehre kommen der Entweihten wieder!" [3]

[1] Haym, Herder. II. 637 ff. 699 ff. 767 ff.
[2] Herders Werke [Hempel]. XIV. 665. [3] Ebdſ. XVIII. 719.

Zürnend aber erhob ſich ſein ernſter Geiſt gegen das unwürdige Dilettantenſpiel, das am Hofe von Weimar mit der Kunſt wie mit der Wiſſenſchaft getrieben ward:

„Leben wir denn vergebens hinter allen den großen Offenbarungen, die uns von Herſchel's letztem Sternennebel bis zur Pflanze des Meeres, von Galvani's zuckendem Froſch bis zur feinſten Erfahrung der Seelenlehre zu Theil geworden ſind, um immer am alten galanten Spielwerk derſieben ſchönen Künſte fortzuklöppeln und uns damit recht amuſant zu ennuyiren? Wenn der Pythagoraiſchen, der Orphiſchen Schule, wenn einem Empedokles, Parmenides und Lucrez die Wunder der Natur, die wir kennen, bekannt geweſen wären, würden ſie mit ihnen geſpielt haben? Wodurch unterſcheidet ſich der Affe vom Menſchen? Des Menſchen Spiel wie das Spiel der Natur iſt ſinniger Ernſt! Die Afferei ſpielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen wie mit der Kritik, um zu ſpielen.“ [1]

Die ernſtere Richtung, welche Herder in Literatur und Leben eingeſchlagen hatte, führte in ſeinem letzten Lebensjahre auch noch zum offenen Conflict mit Göthe [2]. Da eine Menge größerer Schauſpiele und Opern einen Chor von Statiſten erforderte, Göthe aber in ſeiner Theaterverwaltung nicht nur ſparſam, ſondern knickerig war, ſo hatte er einfach eine Anzahl Schüler des Gymnaſiums zu Statiſten herangezogen, meiſt arme Leute, die für eine neue Oper acht Groſchen, für eine Wiederholung ſechs Groſchen Vergütung erhielten. Herder, der als Ephorus die Oberleitung des Gymnaſiums hatte, ſah Jahre lang durch die Finger. Doch der Mißbrauch nahm mit den Jahren einen immer größeren Umfang an. Die Proben vervielfältigten ſich. Die jungen Leute verſäumten Schule und Studium, verloren alle Zucht und Ordnung, geriethen in alle Unordnungen des Schauſpielerlebens hinein [3] und gaben ſchließlich das Gymnaſium dem Geſpötte preis. Nach einem an ſich komiſchen Zwiſchenfall, der den Unfug zum Stadtgeſpräche machte, ſchritt Herder endlich ein und verlangte vom Herzog entſchiedene Trennung von Schule und Theater, indem er zu bedenken gab, daß „der heilloſeſte Schritt in ein Kirchen- oder Landſchulamt der Weg über das Theater wäre“. Der Herzog wies die Sache zum Entſcheide an Göthe, welcher zwar jetzt die Proben auf

[1] Herders Werke [Hempel]. XVIII. 728. — Vgl. Haym, Herder. II. 765 ff. 772 ff. 804 ff.

[2] „Streit zwiſchen Herder und Göthe“, bei Weber, Zur Geſchichte des Weimariſchen Theaters. S. 227–247.

[3] „Unter den Schauſpielern,“ ſagt Weber, „gab es damals nicht bloß Künſtler, ſondern auch Komödianten, da das frühere Zigeunerleben derſelben noch nicht vorüber war.“ Zahlreiche Belege bei E. Pasqué, Göthe's Theaterleitung. I. 177 ff.; II. 41 ff. u. ſ. w.

Stunden anſetzte, die mit den Schulſtunden der Gymnaſiaſten nicht collidirten, aber den Mißbrauch ſelbſt fröhlich weiterwuchern ließ.

„Göthe konnte leicht abhelfen," bemerkt hierzu Weber, „zumal da damals die Theatereinnahmen ſchon bedeutend waren, wenn er auf Errichtung eines eigenen Chors und einer eigenen Komparſerie angetragen hätte. Er war aber zu ſparſam in der Verwaltung der Theatermittel, und was beſonders in's Gewicht fällt, die tiefen und heilſamen Anſichten von einer tüchtigen Volksbildung wie ſie Herder hatte, waren ihm fremd. Herder meinte, auf die Erziehung des Volkes müſſe der Staat als auf eine ſeiner wichtigſten Aufgaben alle Aufmerkſamkeit wenden; von unten her müſſe die Bildung ihr Fundament erhalten, um das Rechte zu finden und ihm die Herrſchaft zu ſichern, während Göthe, ohne inneres Bedürfniß, für das Volk als Volk zu wirken, ſeine eigentliche Wirkſamkeit in der Ariſtokratie der Geſellſchaft fand." [1]

Indem Herder der Poeſie wieder chriſtlichen Gehalt und ſittliche Würde zu geben verſuchte, ſtreifte er vielfach katholiſches Gebiet, ſtudirte die katholiſche Liturgie und deren herrliche Hymnen und Gebete, las in den Bollandiſten, vertiefte ſich in mittelalterliche Chroniken, bearbeitete alte Legenden, überſetzte Balde und verfaßte zuletzt ſeine ſchönſte Dichtung, den Cid, zwar größtentheils nach einer franzöſiſchen Vorlage, aber doch völlig im Sinn und Geiſt der alten ſpaniſchen Romanzen.

Tiefer in die Lehren und in den Geiſt der katholiſchen Kirche drang er indeß nicht ein; er blieb bei ihren freundlichen poetiſchen Erſcheinungen ſtehen. Dieſe konnten ihm für ſich natürlich wenig Troſt gewähren, als im Spätherbſt 1803 die letzte Krankheit über ihn hereinbrach. Der Kurfürſt von Bayern hatte ihm noch das Jahr zuvor einen Adelsbrief ertheilt, aber erſt im September 1803, und dann noch in verletzender Weiſe, gewährte ihm der Herzog die Erlaubniß, ſein „von" in Weimar führen zu dürfen [2]. Er hatte wenig Genuß und Freude davon.

„Menſchen von zartem Gefühl," klagte er, „haben ein Höchſtes, wonach ſie ſtreben, eine Idee, an welcher ſie mit unausſprechlicher Sehnſucht hangen, ein Ideal, auf welches ſie mit unwiderſtehlichem Triebe wirken; wird ihnen dieſe Idee genommen, wird dieß ſchöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, ſo iſt das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Reſt ſteht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erſtorbene dieſer Art in unſerer Geſellſchaft umher, als man glaubt, eben weil ſie am meiſten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langſamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens auch ihren Freunden verhehlen."

„Ach," ſeufzte er auf dem Krankenbett, „wenn mir nur eine neue, große Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal geſund."

[1] A. a. O. S. 234. 235. [2] Haym, Herder. II. 798—802.

Die Klage hat etwas unendlich Tragiſches. Sein ganzes Leben lang war der hochbegabte Mann nur auf der Suche nach „Ideen" geweſen; jetzt, wo er erſchöpft zuſammenbrach, war keine ſeiner tauſend „Ideen" im Stande, ihn zu tröſten und zu erfreuen. Sein ganzes Leben lang hatte er „Menſchlichkeit" als das höchſte Ziel der Menſchheit gepredigt — nun lag er auf dem Schmerzenslager, und keiner der „edeln Menſchen" dieſer Blüthe der „Menſchheit" kam, um in das Ohr des Leidenden ein freundliches Wort der Liebe und des Troſtes zu liſpeln. Eine Franzöſin beſchäftigte dieſe biedern Deutſchen, damit die franzöſiſchen Zeitungen doch ja die Weimariſche Reclame in aller Welt herumpoſaunen möchten. Das war Weimarer Humanität!

Am 18. December 1803 Abends wurde Herder von ſeinen langen Leiden endlich erlöst. Er war erſt 59 Jahre alt. Gleim, Klopſtock und Kant waren ihm im Frühjahr vorangegangen. Göthe war nicht ſonderlich betrübt über ſeinen Tod, wohl aber verdrießlich, daß Frau v. Staël zu einer ungelegenen Zeit nach Weimar gekommen ſei:

„Das iſt das Verwünſchte in dieſen irdiſchen Dingen, daß unſere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegener Zeit (!) dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebſten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerkſamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichſte im Jahre iſt; wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guiſe erſchießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wo ich höre, daß er begraben wird."

Etwas wurmte ihm Herders Tod doch; denn er fügte bei: „Ich habe nöthiger als jemals, mich durch Freundſchaft und guten Willen zu ſtützen und zu ſteifen." Und unmittelbar nach Herders Tod wünſchte er ſich Glück, „daß dieſe winternächtlichen Kranken- und Todtenbilder durch eine ſo geiſtreiche Natur einigermaßen verſcheucht und der Glaube an's Leben wieder geſtärkt wird"!

Der Beſuch der Staël, Diners und Soupers, Hofleben und Theater, Geſchäfte und Dilettanterien verfehlten denn auch ihren Zweck nicht. Der „Glaube an's Leben" war bald wieder hergeſtellt. Als heiteres Pendant zu der Frau v. Staël kam Anfangs Februar 1804 der alte Voß, der grobkörnige Hexameterſchmied und Scholaſter von Eutin, nach Weimar, um ſich mit Göthe über die Anſtellung ſeines Sohnes in Weimariſchen Dienſten zu berathen. Am 10. erſchien dann dieſer Voß junior und ſah ſich ſeinen neuen Wirkungskreis an. Göthe holte während ſeines Beſuches bei einer Sonntagsgeſellſchaft die „Luiſe" des alten Voß hervor, las daraus vor,

brach bei der Trauungsſcene in Thränen aus, rief: „Eine heilige Stelle!“ und gab das Buch ſeinem Nachbarn. Das brachte eine ungeheure Rührung hervor, obwohl Göthe ſelbſt noch immer nicht getraut war. Die Familie Voß konnte jetzt an ſeiner Freundſchaft nicht mehr zweifeln, und im April trat der junge Voß denn auch ſein Amt als Gymnaſiallehrer an und entwickelte ſich dabei zu einem der vorzüglichſten Lobestrompeter Göthe's. Er fand den beleibten Herrn in Allem göttlich, ſogar wenn er in Hemdärmeln oder im Schlafrock auf dem Kanapee lag. Alles was Göthe's Reden zu Grunde lag, war „unendlich ſchön und edel“ und „alles, was er ſprach, trug das Gepräge davon“. Doch iſt dem Anbeter in ſeinen Lobeserhebungen auch dann und wann ein unbedachtes Körnchen Wahrheit entſchlüpft, wie wenn er z. B. ſagt:

„Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klaſſiſche Literatur immer mehr, obgleich er ſelbſt nur ein ſehr dürftiger Philolog iſt und kaum den Sophokles im Original leſen kann.“ [1]

Das Hauptereigniß des Weimarer Theaters war in dieſem Jahre die Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ am 17. März. Die politiſchen Bedenken, die Göthe und Iffland dawider hegten, erfüllten ſich nicht. Obwohl die Aufführung 5½ Stunden in Anſpruch nahm, war der Beifall ein ungetheilter und allgemeiner. Für die nächſten Aufführungen wurde es ohne großen Nachtheil etwas gekürzt. Kein anderes Stück Schillers erfreute ſich ſolchen Erfolges. Schon im Juli ward es in Berlin aufgeführt und zwei Auflagen verbreiteten es noch im ſelben Jahre über ganz Deutſchland.

Offenbar ließen Schillers Lorbeeren Göthe nicht ganz raſten. Schon vom Februar an begann er ſeinen „Götz von Berlichingen“ wieder vorzunehmen, um ihn, wie er ſagt, „zu einem Biſſen zuſammenzukneten, den das deutſche Publikum allenfalls auf einmal herunterſchluckt“. Er fand aber, „es ſei eine böſe Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauſes, mit kleinen Theilen anfange und am Ende das Ganze mit ſchweren Koſten umgekehrt habe, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben.“ [2] Die Arbeit zog ſich bis in den Herbſt hinein und lohnte ſich wenig. Die Aufführung am 22. September dauerte ſechs Stunden und fand nicht den Beifall, den Göthe erwartet hatte. Er theilte das „bezaubernde Ungeheuer“ nun in zwei Theile, von denen der eine am

[1] Düntzer, Göthe u. Karl Auguſt. II. 482. — Vgl. Göthe-Jahrbuch. V. 45 ff.

[2] S. A. Baumgartner, Götz von Berlichingen. Stimmen aus Maria-Laach. XVII. 308 ff.

29. September, der andere am 13. October gegeben wurde. Auch damit war nicht geholfen. „Das Stück blieb immer zu lang," klagte Göthe selbst, „in zwei Theile getheilt, war es unbequem, und der fließende, historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scene, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden."

Nach den zehnjährigen dramaturgischen Studien, die Göthe mit Schiller zusammen angestellt, und nach den dreißigjährigen dramaturgischen Experimenten, welche er Gelegenheit gehabt, auf der Liebhaberbühne und auf dem Hoftheater selbst vorzunehmen, war es ein Bankerott sonder Gleichen. Ein jeder Andere wäre für eine solche Leistung ausgezischt und ausgepfiffen worden; aber von seinem Gott mußte sich Weimar eine solche amüsante Langeweile schon gefallen lassen, und deutsche Gelehrte waren dankbar genug, den ersten Götz nebst dieser und einer noch späteren Bühnenbearbeitung, Commentaren und Anmerkungen herauszugeben, gleich als ob das mißlungene Stück ein heiliges Buch oder ein classisches Meisterwerk wäre.

In große Nöthen gerieth der ganz ausgetrocknete Dichter, als der November heranrückte und mit ihm die Ankunft des Erbprinzen und seiner neuvermählten Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna, der Tochter Pauls I. Es war das größte Ereigniß, das Weimar seit 1775 erlebt hatte. Die herzogliche Familie, durch Anna Amalie mit dem preußischen Hofe verwandt, trat dadurch nun auch in den Sonnenglanz des russischen Kaiserhofes. Schon Anfangs September ward der Herzog mit drei ganz von Juwelen strahlenden Orden geziert, die Herzogin strahlte nicht weniger, und Göthe, Voigt und Schmidt wurden von dem glücklichen Herzog zu „Wirklichen Geheimen Räthen mit dem Titel Excellenz" ernannt[1]. Doch das neue Prädicat half dem Dichter nicht zu Ideen.

„Etliche Tage vor dem Einzug der Princessin," schreibt Schiller an Körner[2], „wurde Göthe Angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe — und die ganze Welt erwartete etwas von uns. In dieser Noth setzte man mir zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden, und da Göthe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen."

In vier Tagen — vom 4. bis 8. November — schrieb er das herrliche Festspiel „Die Huldigung der Künste", das seinem Zweck vollkommen entsprach und auch bei der Mutter der Neuvermählten, der

[1] Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. II. 241. 242. — Düntzer, Göthe und Karl August. II. 488.

[2] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. II. 474. 475.

Czarin Maria Feodorowna in St. Petersburg, die freundlichste Aufnahme fand[1]. Mit der Musik und mit der Oper in Weimar war dagegen die musikliebende Großfürstin-Erbprinzessin nicht zufrieden.

Für den Geburtstag der Herzogin am 30. Januar 1805 übersetzte Schiller zu großer Genugthuung des Herzogs die „Phädra" des Racine. Es war eine Artigkeit, die er dem Mäcenas zu schulden glaubte; für sich war er mit anderen Projecten beschäftigt, besonders mit jenem des „Demetrius". Göthe übersetzte unterdessen einen ungedruckten Dialog Diderots: „Der Neffe des Rameau", in's Deutsche und schrieb Anmerkungen dazu[2]. Die Handschrift war wahrscheinlich eine Copie, welche der Kaiserin Katharine von Rußland gehört hatte und durch Vermittelung des gothaischen oder preußischen Hofes nach Weimar gelangt war. Göthe hegte für Diderot eine unbegrenzte Verehrung; noch ein Jahr vor seinem Tode schrieb er an Zelter[3]:

„Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott noch von der Natur noch von Ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."

Auch auf ihrem Höhepunkt ist also die deutsche classische Nationalliteratur wieder bei ihrem Ausgangspunkt, den französischen Encyklopädisten, angelangt — oder, besser gesagt, sie ist nie ganz davon abgekommen.

Ein gewisses biographisches und literaturhistorisches Interesse hat die Übersetzung indessen nicht nur dadurch, daß Göthe sich dabei als Verehrer und Nachtreter Diderots kundgibt, sondern auch in einer seiner Anmerkungen, deutlicher und unumwundener als irgendwo sonst, sich von jeder ästhetischen und sittlichen Kritik unabhängig erklärt. Er läugnet dem Publikum geradezu jede Fähigkeit ab, ein Talent zu beurtheilen:

„Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen."

Er spricht dem Publikum ebenso jede Berechtigung ab, besonders Begabte vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit zu ziehen:

---

[1] Schillers Werke [Hempel]. VI. 139—154.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXI. 19—102. Anmerkungen dazu 107—143. Nachträgliches 147—157. — Vgl. dazu Göthe-Jahrbuch III. 311—317.

[3] Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. VI. 161. S. ebdf. S. 155 den treffenden Vergleich Zelters, daß Diderot das Anstößige „wie Speck um die Pille" wickle. — Vgl. Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 59—62.

„Niemand," sagt er, „gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seinen Nächsten."

Unfähig, begabtere Schriftsteller von Seiten der Kunst zu beurtheilen, unberechtigt, irgend welche sittliche Forderungen an sie zu stellen, soll das Publikum in blinder Unterwerfung und demüthigem Gehorsam sich unbedingt und kritiklos einfach Alles bieten lassen, was sie ihm zu bieten belieben.

„Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen!" [1]

Und was ist es denn, das die Welt dießmal in stummer Dankbarkeit aus den Händen des „Vorzüglichen", des Unabhängigen und Unkritisirbaren wie aus den Händen eines Gottes entgegennehmen soll?

Der Dialog ist eine im Stile der leichtfertigsten Causerie geschriebene Schilderung des Pariser Lebens im 18. Jahrhundert. Musiktheorie, Literaturnotizen, seichtes Pflastertreter- und Weibergeschwätz, Encyklopädistenmoral, liederliche Witze und Pikanterien, Spott auf Religion, auf Sitte, auf alles ernstere Streben quirlen darin wie in einem orgiastischen Feuerwerk durcheinander. Inhalt und Form haben das echte Colorit jenes verkommenen Literaten- und Künstlergesindels, das unter dem Titel von Bildung seine Schlechtigkeit von den niedersten Schichten in die Aristokratie, und von dieser wieder hinab in die Massen trug. Als ob ein solches Stück Skandalliteratur eine ehrwürdige Kostbarkeit, ein Schatz von Geist und Wissen wäre, begnügte sich Göthe nicht mit einer Übersetzung, er begleitete es noch mit ganz ernst und feierlich gehaltenen literaturhistorischen Anmerkungen. Die Übersetzung ist nicht einmal fehlerfrei [2]. Abbé übersetzt er mit

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXI. 139.

[2] „Einem Manne wie Gentz sogar schien diese ganze Arbeit, Übersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autors und Göthe's ganz unwürdig. Auch wir gestehen," fügt Gervinus bei, „daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausacten suchten, und daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solche Gegenstände verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Göthe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen." — Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. V. 704. Vgl. das Urtheil Rehbergs (Göthe-Jahrbuch VI. 351), der nicht begreifen konnte, „wie Göthe seine Kraft an eine Übersetzung von Rameau's Neffen verschwenden mochte".

„Abt", plats, parasites mit „platte Schmarotzer", molécule mit „Erbfaser", tandis que mit „indeſſen daß", aliénation d'esprit mit „Entfremdung des Geiſtes", épicycle mit „Planetenbahn" u. ſ. w.[1] Aber Göthe hat die Überſetzung gemacht, Schiller hat ſie durchgeſehen — alſo iſt ſie claſſiſch. Zu den Anmerkungen ſind Gloſſen, zu den Gloſſen neue Anmerkungen abgefaßt worden, und man iſt nicht deutſch geſinnt, wenn man dieſe Pariſer Boulevard-Weisheit nicht kindlich anbetet!

Es beſchleicht Einen faſt Wehmuth, wenn man lieſt, wie Schiller in ſeinen letzten Tagen, ſchon den Tod in der Bruſt, noch ein ſolches Manuſcript durchmuſtern mußte. Es war ſeine letzte kritiſche Thätigkeit, ſein Abſchied von der „deutſchen" claſſiſchen Literatur. Er machte zu Göthe's Beigaben übrigens zwei treffende Bemerkungen, welche zeigen, daß er ſich von dem lächerlichen Franzoſenthum ſeines Freundes durchaus nicht beſtechen ließ:

„Sie haben zwar, indem Sie Voltaire die Tiefe abſprechen, auf einen Hauptmangel deſſelben hingedeutet, aber ich wünſchte doch, daß das, was man Gemüth nennt und was ihm ſowie im Ganzen allen Franzoſen ſo ſehr fehlt, auch wäre ausgeſprochen worden. Gemüth und Herz haben Sie in der Reihe nicht mit aufgeführt, freilich ſind ſie theilweiſe ſchon unter andern Prädicaten enthalten, aber doch nicht in dem vollen Sinn, als man damit verbindet.

„Schließlich gebe ich Ihnen zu bedenken, ob Ludwig XIV., der doch im Grund ein ſehr weicher Charakter war, der nie als Held durch ſeine Perſönlichkeit viel im Kriege geleiſtet, und deſſen ſtolze Repräſentations-Regierung, wenn man billig ſein will, zunächſt das Werk von zwei ſehr thätigen Miniſterialregierungen war, die ihm vorhergingen und ihm das Feld rein machten, ob Ludwig XIV. mehr als Heinrich IV. den franzöſiſchen Königscharakter darſtellt. Dieſer heteros logos fiel mir beim Leſen ein, und ich wollte ihn nicht vorenthalten."[2]

Das waren Schillers letzte Zeilen an Göthe. Sie haben etwas Tragiſches. Daß er ſterbend dem größten „deutſchen" Dichter ſagen mußte, daß Voltaire kein Gemüth habe und daß Ludwig XIV. kein Königsideal ſei! Mit zitternder Hand riß er gleichſam noch die fremden Idole zuſammen, welche Göthe in der deutſchen Literatur von Neuem aufzurichten verſuchte.

Göthe befolgte den Rath nicht. Er blieb bei ſeiner Marotte:

---

[1] Eine ganze Menge von Auslaſſungen, allzufreien Überſetzungen, Mißverſtändniſſen, falſchen Wendungen und offenbaren Fehlern hat L. Geiger zuſammengeſtellt. Göthe-Jahrbuch. III. 334—338. Ein Lohnüberſetzer könnte ſtellenweiſe kaum eine nachläſſigere Überſetzung liefern.

[2] Schiller-Göthe Briefwechſel. II. 383.

„So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinn, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller." Nachdem er dann bemerkt, daß die Franzosen, wo nicht größere, doch mannigfaltigere Forderungen an einen „geistvollen Mann" stellen, als andere Nationen, zählt er folgenden Maßstab auf:

„Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Stil, Versification, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

„Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt." [1]

Vom Gemüth schwieg er, auch von der Wahrheit, der Wahrheitsliebe, dem Charakter, dem Edelsinn und allen jenen Eigenschaften, ohne welche ein „geistvoller Mann" eine glänzende Niete ist [2].

Das war das Ende der zehnjährigen Freundschaft mit Schiller, das Schlußergebniß der zehnjährigen Rodomontaden über classische Kunst und Poesie, das die Schlußantwort auf die herrlichen Dramen, die Schiller

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXI. 142. 143.

[2] Man vergleiche zu Göthe's Liste die Bemerkungen Wielands: „Voltaire's Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst, und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, Alles zu sagen, was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will .... Gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, den er schon so lange und mit einer so hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall oder Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andere Untugenden dieser Art machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die Meisten nur zum Zeitvertreibe lesen, die Wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen." Werke [Hempel]. XXXVI. 125. 126. — Vgl. Strauß, Voltaire. S. 236.

in den letzten Jahren hervorgezaubert: Rückkehr zur alten Pariser Rococowirthschaft, zu Diderot und Voltaire, zur literarischen Charlatanerie der Encyklopädisten! Erhebung Voltaire's zum höchsten Ideal der Literatur!

Schillers Brief ist vom 25. April oder einem der nächsten Tage. Am 29. sahen sie sich zum letzten Mal. Schiller wollte eben in's Theater, als Göthe in's Zimmer trat. Sie schieben vor Schillers Hausthüre, da Göthe, kränkelnd, nicht mit in's Theater zu gehen wagte. Schiller kehrte mit starkem Fieberfrost aus der Vorstellung nach Hause; am 1. Mai gestaltete sich der erste Anfall zur ernstlichen Krankheit. Alle Geschäfte mußten vorläufig aufgegeben werden. Vom 6. an begann er viel zu phantasiren und nahm sichtlich ab. Wiederholt rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, im Lauf des Nachmittags kam er noch einmal zu sich, erkannte seine Frau und küßte sie. Es war sein Abschied vom Leben. Als er nach heftigen Krampfanfällen ruhig einschlummerte, hofften seine Frau und Schwägerin schon auf eine Wendung zum Bessern; doch nach Kurzem zuckte er zusammen und starb. Es war gegen 6 Uhr[1].

Göthe, selbst krank und an's Zimmer gefesselt, sah ihn nicht wieder. Heinrich Meyer war eben bei Göthe, als die Todesbotschaft gebracht wurde. Christiane rief Meyer heraus, der aber so erschüttert wurde, daß er davoneilte, ohne sich bei Göthe zu verabschieden. Dieser sagte zu Christiane: „Ich merke wohl, Schiller muß sehr krank sein." Sie suchte es ihm auszureden. Als Göthe aber am andern Morgen die Frage wiederholte und sie laut zu schluchzen anfing, dämmerte ihm die Wahrheit. „Er ist todt?" fragte er bestimmt. Sie wagte es nicht zu läugnen, und nun gab sich auch Göthe weinend seinem Schmerze hin[2].

Zum Begräbniß konnte er nicht gehen, weil er krank war. Seltsam ist es indeß, daß er für dasselbe nicht wenigstens durch Andere Sorge trug. Denn Schiller wurde in der armseligsten Weise bestattet. In der ersten Stunde des 12. Mai, etwas nach Mitternacht, holte die Schneiderzunft, an der gerade die Reihe war, den Sarg im Hause ab. Vom Hofe, von den Behörden war Niemand da. Ein Zufall war es, daß am Nachmittag des 11. ein junger Jurist, Karl Lebrecht Schwabe, eben von einer Geschäftsreise zurückkehrend, von Schillers Tod hörte und wenigstens ein paar Freunde des Verstorbenen, darunter Heinrich Voß, Hofrath Helbig und Maler Jagemann, einlud. Zwanzig Mann im Ganzen

[1] Charlotte von Schiller. I. 351 ff. — Viehoff, Schillers Leben. III. 254 ff. [2] Düntzer, Göthe und Karl August. II. 510.

geleiteten den Sarg zum Jakobskirchhof, wo derselbe zu zehn andern Särgen in ein großes Gewölbe hinabgelassen wurde, ohne Sang und Klang, ohne Ceremonien und Gebete. Am andern Tage wurde dann in der Jakobskirche eine Grabrede und Collecte gehalten und Mozarts Requiem aufgeführt [1].

Die seltsame Bestattung wird damit entschuldigt, daß dieß alter lokaler Brauch in Weimar gewesen sei, ja sogar, zufolge einer Begräbnißordnung von 1736, ein besonderes Vorrecht „der Minister, wirklichen Räthe und Cavaliers, ingleichen derer von Adel in den Städten und auf dem Lande" [2].

Den Plan, Schillers „Demetrius" zu vollenden, gab Göthe bald auf. In zerstreuenden Geschäften aller Art legte sich allmählich die tiefe Erschütterung, welche Schillers Tod in ihm hervorgerufen hatte. Am 10. August fand auf dem Theater zu Lauchstädt auch eine theatralische Todtenfeier statt. Schillers „Glocke" wurde dramatisch aufgeführt mit einem von Göthe gedichteten Epilog. Ungemein wahr hat Göthe in einer Strophe desselben Schillers triumphirendem Idealismus Gerechtigkeit widerfahren lassen:

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." [3]

Schillers Gegensatz zu der in Weimar vorherrschenden Richtung wurde zwar auch noch in einer weiteren Strophe bezeichnet; aber durch den Gedanken: „Er war unser!" freundlich ausgeglichen. Es war ein feiner Staatsstreich. Schiller war damit an den Triumphwagen seines einstigen Rivalen für immer festgebannt.

---

[1] J. Schwabe, Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. Nach Aktenstücken u. s. w. Leipzig 1852. — Palleske, Schillers Leben. II. Anhang. 605—607. [2] Viehoff, Schiller. III. 259.

[3] Von Schiller sagt Peter Cornelius, „der größte Genius unserer neudeutschen Kunst": „War doch eine bessere, idealere Natur als sein Freund (Göthe): der war ein geistreicher Lebemann. Göthe hatte ganz recht, als er beim Begräbniß Schillers auch von sich sagte: „Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine, Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst. III. 3.

23. Göthe's Hochzeit.

1806.

„Die Schiller hat wenig verloren, Göthe gar nichts; er hat den Augerau bei ſich gehabt, und während der Plünderung hat er ſich mit ſeiner Mätreſſe öffentlich in der Kirche trauen laſſen, und war dieß die letzte kirchliche Handlung; denn all unſere Kirchen ſind nun Lazarethe und Magazine."

Charlotte v. Stein an ihren Sohn Fritz.

„Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände"

Göthe, Zahme Xenien.

Wie Schiller vorausgeahnt, ſollte Göthe ſchließlich doch noch heirathen. Es war keine fröhliche Hochzeit. Herder und Schiller waren ſchon zu Grabe geſtiegen; Fritſch und Schmidt, die alten Geheimräthe, ebenfalls. Corona Schröter, die Blume der Genieperiode, war todt. Charlotte von Stein führte als Wittwe ihr Hündchen, den kleinen Lolo, ſpazieren [1]. Herzogin Anna Amalia und Wieland waren greiſe Überreſte einer entſchwundenen Zeit. Mit dem Erbprinzen und ſeiner Großfürſtin war ſchon eine neue Generation in die Nähe des fürſtlichen Thrones getreten. Göthe ſelbſt, der Bräutigam, ſtand im 58. Jahre, Chriſtiane Vulpius, die Braut, im 42. Zur Vorfeier der Hochzeit donnerten die Kanonen der Franzoſen von Jena herüber und verkündigten Deutſchlands tiefſte Erniedrigung.

Was zwiſchen Schillers Tod (9. Mai 1805) und Göthe's Hochzeit (19. October 1806) liegt, iſt bald erzählt, wenn man ihn nicht als einen Gott auffaßt, deſſen gewöhnlichſte Lebensregung ſchon für die ganze Welt von entſcheidender Bedeutung war.

An Dichtung kam nichts Nennenswerthes zu Stande. Aus der Bühnenbearbeitung des mißglückten „Götz" wurden in der „Zeitung für

[1] Als Lolo (auch Loulou) im Herbſt 1807 crepirte, ließ ſie ihm ein Grabſteinchen machen mit der Inſchrift: Have anima, „wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu ſetzen pflegten, und heißt: Ruhe wohl, Seelchen." Charlotte von Schiller. II. 352.

die elegante Welt" ein paar Bruchstücke, sowie ein „Bericht über die Aufführung desselben auf dem Weimarischen Hoftheater" mitgetheilt, der Epilog zu Schillers „Glocke" im „Taschenbuch für Damen" gedruckt. Bei Göschen erschien „Rameau's Neffe" von Diderot, bei Cotta eine Schrift mit dem Titel „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Göthe" [1].

Den Grundstock der letzteren Schrift bildeten 27 Briefe Winckelmanns an seinen Freund Berendis, welche durch die Herzogin Anna Amalia in Göthe's Hand gekommen waren. Göthe schrieb dazu eine Widmung, eine Vorrede, dann ein allgemeines Vorwort zu dem „Entwurf einer Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts" nebst einer kurzen Biographie von Berendis, eine „Schilderung Winckelmanns" und endlich noch „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns" nach der allgemein menschlichen Seite hin. Meyer mußte dann den „eingeleiteten" Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts und Skizzen über Winckelmanns künstlerische Entwicklung liefern, während der Philologe F. A. Wolf in Halle die Artigkeit hatte, einige Skizzen über Winckelmanns wissenschaftliche Entwicklung hinzuzufügen [2].

Die aus so verschiedenen Bruchstücken zusammengewürfelte Sammelschrift der sogen. „Weimarer Kunstfreunde" hatte den Zweck, Göthe's antikisirende Kunstrichtung gegen die durch die Romantik angeregten christ-

---

[1] S. L. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. 1884. S. 59—62.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 183—229. Höchst merkwürdig ist, daß Herder schon 28 Jahre zuvor, als Göthe noch die lustige Person der Liebhaberbühne von Weimar war, die Bedeutung Winckelmanns weit tiefer und umfassender dargelegt hatte, als Göthe in diesen Einleitungen und Skizzen. Seine Schrift „Denkmal Johann Winckelmanns" wurde 1778 auf ein das Jahr zuvor ergangenes Preisausschreiben der Alterthumsgesellschaft in Kassel dem Ausschuß dieser Gesellschaft eingereicht, aber weil deutsch, nicht französisch geschrieben, ungekrönt bei Seite gelegt und erst ein Jahrhundert später durch Dr. A. Duncker (Kassel, Kay, 1882) veröffentlicht. Sie erläutert trefflich die ungeheure Aufgabe, die Winckelmann sich gestellt, die Vorzüge dessen, was er geleistet, aber auch den verhängnißvollen Mißgriff, den er begangen, die griechische Kunst nicht genugsam als ein Glied der allgemeinen Kunstgeschichte überhaupt, mit gerechter Würdigung der früheren und späteren Kunstentwicklung aufzufassen, woraus sich dann eine maßlose Überschätzung der griechischen Kunst und andere Fehlgriffe nothwendig ergaben. S. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst. 1882. Beiblatt Nr. 6 u. 8. Winckelmann ist „der Begründer der modernen Kunstwissenschaft" (F. X. Kraus, Tabellen zur Kunstgesch. Freib. 1880. S. 235), aber auch ihrer einseitigen Richtung zum Hellenismus. — Vgl. M. Carrière, Die Kunst u. s. w. V. 208 ff. — Lemcke, Ästhetik. 1879. S. 21.

lichen und deutschen Kunstanschauungen festzuhalten und zu vertheidigen. Denn seine Richtung hatte bereits einen harten Stoß erlitten. Nach sieben Kunstausstellungen in Weimar war sie beim Publikum noch immer nicht zu Gunst und Einfluß gelangt. „Die Romantik hatte gesiegt; der Alte zog sich grollend in seine Zelle zurück." [1] Göthe sah sich genöthigt, weitere Ausstellungen aufzugeben, beschloß aber mit seinen wenigen Getreuen, den einmal eingeschlagenen Weg „recht still, aber auch recht eigensinnig zu verfolgen". Den eigentlichen Kern seiner Richtung hat er trefflich selbst gekennzeichnet, indem er Meyer bemerkte: „Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christenthum." [2]

Dabei hatten sie aber das Unglück, weder die alte Kunst, noch die Renaissance gründlich zu kennen, Künstler der Spätzeit gegen eigentlich classische Meister weit zu erheben und einen Mengs sogar neben, ja fast über Raphael zu stellen. Meyers „Entwurf" ist durch die neuere Kunstgeschichte längst überholt, wenn er auch im Allgemeinen mehr Wissen und Urtheil bewährt als Göthe [3].

Die Charakteristik, welche Göthe von Winckelmann gibt, ist, zum großen Schaden der objectiven Wahrheit und Lebendigkeit [4], nicht in einfachem, klarem Erzählungsstil gehalten, sondern in hochtrabendem, akademischem Pathos, wie die Leichenrede auf einen entschlummerten Professor. Ganz ausgeführt ist dieselbe nicht. Man hat noch die Schablonen vor sich, nach denen Göthe sie ordnete: „Eintritt. — Antikes. — Heidnisches. — Freundschaft. — Schönheit. — Katholicismus. — Gewahrwerden griechischer Kunst. — Rom. — Mengs" u. s. w. Die spärlichen Thatsachen und concreten Züge der Wirklichkeit sind durchspickt von allgemeinen Betrachtungen, ästhetischen Weisheitssprüchen, Selbstbekenntnissen, mit der sichtbarlich durchblickenden Überzeugung, daß der große Todte durch seinen Lobredner wenn nicht überholt, so doch ersetzt ist. Um sich mit Winckel-

[1] L. von Urlichs, Göthe und die Antike. Göthe-Jahrbuch. III. 20.

[2] Alph. Dürr, Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Göthe (v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. 1885. S. 64 ff.).

[3] Dieser schwor nicht höher, als auf seinen Meyer. Er fand in ihm „eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden" (Gespräche mit Eckermann. I. 149) und nannte seine Kunstgeschichte „ein ewiges Werk" (ebds. I. 235); Peter Cornelius dagegen nannte Meyer einfach einen „Schwätzer".

[4] Von den 1781 veröffentlichten Briefen Winckelmanns an „einen seiner vertrautesten Freunde", sagte Göthe: „So sind, um nur einiger größerer Sammlungen Winckelmann'scher Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Dokumente ... wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können." Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 194.

mann bis zu einem gewissen Grade identificiren zu können, macht Göthe einen vollständigen Heiden aus ihm — und, da es nicht anders geht, auch — einen Heuchler [1].

Das Musterbild eines Convertiten war Winckelmann gewiß nicht. Was ihn auf den Weg nach Rom führte, war seine grenzenlose Begeisterung für die antike Kunst. Zwei Monate nach seiner Conversion klagt er in einem Briefe, daß er sein Ziel, das Studium der römischen Kunstschätze, nicht erreichen könne, „ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden" [2]. Zahlreiche Briefe bezeugen den verworrenen Seelenzustand, in welchem er zur Kirche zurücktrat und vielleicht Jahre lang blieb. Er schwärmte wie vorher für die Antike. Aber er erfüllte doch immerhin die dringendsten äußeren Obliegenheiten eines Katholiken. Das katholische Rom, mit seinem Papst, seinen Cardinälen, seinen Prälaten ward ihm allmählich eine zweite Heimath. Er fand da, was er suchte: „Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von dem hohen Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, Leute von Wahrheit, Redlichkeit und Großheit, eine Freiheit, gegen welche die in anderen Staaten und Republiken nur ein Schatten ist" [3], und endlich sein Glück: „In mir selbst bin ich glücklich und zufrieden, welchen Zustand ich mit keinem Menschen vertauschen wollte." [4] Als ein gewaltsamer Tod unerwartet seinem Leben ein Ende machte und den Heuchler entlarven mußte, wenn er einer war, empfing er mit voller Andacht die heiligen Sacramente, verzieh seinem Mörder, stiftete 20 Zechinen für ein Armenhaus und 10 Scudi, um für seine Seelenruhe Messen lesen zu lassen [5]. Er starb als gläubiger Katholik, und das macht den Rückschluß möglich, daß seine Liebe zum altheidnischen Rom schon vorher eine fromme Verehrung für das christliche Rom herbeigeführt hatte. Er war kein Heuchler, wie Göthe ihn sich dachte.

Auch ein „Kunstheide" im Sinne Göthe's war Winckelmann nicht. Er war kein Genußmensch, kein Erotiker, kein Schwärmer für Properz und Ovid, er war ein unendlich fleißiger, strebsamer Gelehrter, der seine Thätigkeit mit unermüdlichem Ernst auf ein großes Ziel gerichtet hielt. „Das antiquarische Studium galt für die edelste, von den Gelehrten und Gebildeten Italiens in jedem Stande mit einer Art patriotischer Leiden-

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 204—206.
[2] Bischof Räß, Die Convertiten seit der Reformation. Freiburg 1871. X. 182.
[3] Ebdſ. S. 188. [4] Ebdſ. S. 199. [5] Ebdſ. S. 213.

ſchaft getriebene Beſchäftigung." [1] Das war ſeine Leidenſchaft, ſein Studium und zugleich ſeine Erholung. Er brachte aus dem Norden reiche philologiſche Kenntniſſe und die Luſt mit, über das geſammelte Detail zu philoſophiren; aber gegen Kirche und Chriſtenthum war ſein Studium nicht im mindeſten gerichtet. Papſt Benedict XIV. ließ ſich aus ſeinen Monumenti inediti vorleſen, und Cardinal Albani blieb ſein Freund auf Lebenszeit. Das päpſtliche Rom war nie der Feind antiker Kunſt und Bildung, ſoweit dieſelbe der chriſtlichen Geſittung wirklich dienen konnte, nur jener heidniſchen Lebensanſchauungen, welche in Rom und Griechenland ſelbſt den Verfall der Kunſt herbeigeführt haben. Als Freund und Genoſſe hochkirchlicher Kreiſe hat Winckelmann die alte Kunſt weit eingehender und umfaſſender kennen gelernt, als Göthe es je erreichte; er iſt, was dieſer nur zu werden wünſchte, wirklich geworden: der Begründer der neueren Kunſtwiſſenſchaft und Kunſtgeſchichte, ſoweit ſie das claſſiſche Alterthum betrifft.

Göthe hat deßhalb nicht bloß der Kirche, ſondern auch Winckelmann Unrecht angethan, indem er ihn zu ſeinem eigenen Vorläufer, zum Propheten einer Richtung zu ſtempeln verſuchte, welche die alte Kunſt an die Stelle der chriſtlichen Religion ſetzte, indem er Convertiten mit „Renegaten" und „geſchiedenen Frauen" wegen ihres intereſſanten „Wildpretgeſchmacks" ſpöttiſch auf Eine Linie ſtellte [2], und indem er endlich das Verdienſt um die Wiederbelebung des antiken Kunſtverſtändniſſes von Winckelmann und ſeinen römiſchen Gönnern auf die „Weimariſchen Kunſtfreunde", von Rom auf Weimar übertrug [3].

Neben „Rameau's Neffe" und „Winckelmann" veröffentlichte Göthe in den Jahren 1805 und 1806 nichts Neues als einige Recenſionen in der „Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung". Vier Bände ſeiner „Werke", die nunmehr bei Cotta erſchienen, riefen ſeine früheren productiven Jahre zurück, während der Dichter ſelbſt an ſeiner Farbenlehre redigirte, an Polygnots Gemälden herumkramte, neben ein paar werthvollen Schriften auch herzlich unbedeutende recenſirte und als galanter Patron und Gönner die ſchriftſtellernden Damen einlud, ſich ihre Romane von ihm corrigiren zu laſſen:

[1] Rob. Zimmermann, Winckelmann, in Lützow's Zeitſchrift für bildende Kunſt. VIII. 148. [2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 205.

[3] Knebel gratulirte zu der Veröffentlichung der Briefe; ſie ſei ſehr zeitgemäß, um „nämlich die Albernheit des Katholicismus eben nicht durch Winckelmanns Überzeugung zu beſchönen". Guhrauer. I. 265. Die Albernheit ſtak anderswo.

„Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen, herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte!“ [1]

Hatte sich doch eine dieser Damen erkühnt, gegen Naturphilosophie und gegen den „Wilhelm Meister“ zu schreiben, die andere aber ältere Dichter: Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson und Hölty, mit gar zu viel Enthusiasmus genannt [2]. Das konnte Göthe niemals leiden. „Des Knaben Wunderhorn“ dagegen empfahl er mit größter Wärme, charakterisirte jedes Gedicht in ein paar Zeilen, weil er glaubte, daß das „wohl einige Sensation“ machen werde, lehnte jede eigentliche Kritik ab, stellte sogar die Competenz einer Kritik in Frage, glaubte aber doch die Sammler für die Fortsetzung „vor allem Pfäffischen und Pedantischen“ höchlich verwarnen zu müssen [3].

Wie vorsichtig Göthe selbst in seiner literarischen Thätigkeit jetzt mit dem Publikum rechnete und wie er seine eigene Stellung in der Literatur auffaßte, bezeichnet sehr gut eine Mahnung, welche an die Schriftstellerin Eleutherie Holberg (pseudonym für die Frau des Theologen Paulus) gerichtet ist:

„Daß aber der Verfasser (d. h. die Verfasserin) Göthens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, so hätte doch der Verfasser sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt, und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt.“ [4]

In den sehr wenigen und kurzen Recensionen dieser Zeit zeigt sich Göthe überhaupt nicht als strengen, scharfen Kritiker, sondern als vornehmen, geistreichen Herrn, der seine Gegner ignorirt, sich darbietende Schützlinge geistreich lobt und ermuthigt, andere an sich zu ziehen sucht und die sich weiter entwickelnde Literatur und Literaturgeschichte schon zum Voraus unter seine Fittige nimmt. Wenn dann so ein Küchlein von literarischer Dame gegen seine Naturphilosophie zu piepen wagt, so pickt er höchstens ein wenig nach dem kleinen Wesen und sagt:

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 379. [2] Ebdſ. 378. 379.
[3] Ebdſ. 384—398. [4] Ebdſ. 378.

„Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensluſt an Philoſophie überhaupt, geſchweige an Naturphiloſophie, denken?"

Zur mannigfaltigen Abwechslung des gewöhnlichen Hof- und Geſchäftslebens, zu Theaterdirection und Naturſtudium, Kunſtarchäologie und Literatur geſellten ſich als Zuſpeiſen noch verſchiedene Beſuche, Reiſen, Ausflüge.

Von alten Bekannten erſchien im Juni 1805 Fritz Jacobi in Weimar; doch Göthe, der Mann des „unendlichen Fortſchritts", hing wenig an der Vergangenheit, ſondern lebte mit der jungen Gegenwart weiter. Jacobi konnte ſich in ſeine Poeſie nicht finden, er nicht in Jacobi's philoſophiſche Sprache; ſie begnügten ſich alſo, „den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen" und im Allgemeinen vom beiderſeitigen Thun und Laſſen Kenntniß zu nehmen. Sehr innig ſchloß ſich Göthe dagegen an den Philologen Friedrich Auguſt Wolf an, mit welchem er einſt in der Xenienperiode wegen Herders Homer faſt in peinliche Händel gerathen wäre. Alles legte ſich in ſchöne, griechiſche Falten[1]. Göthe nahm Wolfs Hypotheſe über den Urſprung der homeriſchen Gedichte an, und Wolf lieh ſeinen nicht zu verachtenden Beiſtand, um Göthe's wankenden Kunſt-Hellenismus zu ſtützen. Während die Schillerfeier zu Lauchſtädt vorbereitet wurde, erwiederte Göthe den Beſuch Wolfs in Halle und that ihm ſogar die Ehre an, einer Vorleſung beizuwohnen. Sehr willkommen war es ihm, daß Dr. Gall eben an der Univerſität ſeine Vorleſungen eröffnete. Er beſuchte ſeine Vorleſungen fleißig und freute ſich, daß ſie zu ſeinen eigenen oſteologiſchen Anſchauungen ziemlich ſtimmten; der berühmte Kraniologe aber fand aus der Unterſuchung von Göthe's Schädel richtig heraus, daß er eigentlich zum Volksredner geboren ſei und nicht den Mund aufthun könne, ohne einen Tropus zu ſprechen. Das Letztere hatten Andere auch ſchon gefunden, ohne gerade die Hügel und Thäler ſeiner Hirnſchale zu befühlen.

Mit Wolf reiſte Göthe nach Helmſtedt, der braunſchweigiſchen

[1] Das Verhältniß zu Wolf, die beiderſeitigen Beſuche und die gemeinſchaftliche Reiſe hat Göthe weitläufig beſchrieben (Tag- und Jahreshefte. 1805), indem er Wolf ſofort an die durch Schiller erledigte „Freundes"-Stelle treten läßt. Tiefes Gefühl verräth das nicht, aber kluge Berechnung; denn in Wolf zog er die deutſche Philologie huldigend an ſeine Seite, um ſpäter die Huldigung mit Zinſen und Zinſeszinſen wieder an ſich zu bringen. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 116 ff. — M. Bernays, Göthe's Briefe an Fr. Auguſt Wolf. Berlin 1868. — Lothholz, G., Das Verhältniß Wolfs und W. von Humboldts zu Göthe. Wernigerode 1863.

Landesuniversität, nach Halberstadt, in den Harz. Überall glichen sich alte Abneigungen aus, überall wurden neue Freundschaften angeknüpft, alte erneuert, größere oder kleinere Ovationen in Empfang genommen. Die glänzendste erfolgte an einer großen Abendtafel zu Helmstedt, bei welcher die Universitätsprofessoren sowohl den Erklärer des Homer, als den neuen Homer von schöner Hand mit einem Lorbeerkranz bekrönen ließen. Göthe bezahlte den Kranz mit einem Kuß, Wolf dagegen wollte weder Kranz noch Kuß. Der Göthe-Cultus blühte munter auf. Die Damen fanden den Gefeierten höchst liebenswürdig, die Gelehrten wußte er mit seiner allseitigen Wißbegier zu gewinnen.

Wolf war ebenso wie Göthe dem Christenthum völlig abgewandt. Das Neue Testament ist nach ihm nichts weiter „als griechische Moral, vermischt mit jüdischen Vorstellungen“ [1]. Als das Hauptziel der humanistischen Bildung und damit aller Bildung überhaupt betrachtete er die Ablösung des griechischen Elements von allen jüdischen, d. h. christlichen Zusätzen und eine völlige Rückkehr zur griechischen Cultur. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Grundanschauung völlig eins mit Göthe, schwärmte er zeitweilig für ihn wie für einen Abgott und legte ihm in einer Dedication seine ganze Philologie und Pädagogik zu Füßen:

„Ihr Wort und Ansehen, Würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen oder wo sonst etwa: wir Deutschen, nach so manchen Verbildungen, stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrags: wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauch daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Kultus der begeisternden Götter einzugehen.“

Wie Paulsen [2] bemerkt, war Wolfs Streben auf nichts Geringeres gerichtet, als an die Stelle des Christenthums „eine neue Religion“ zu setzen und nach dieser den ganzen Plan des gelehrten Unterrichts umzu-

[1] J. F. J. Arnold, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen. Braunschweig 1861—1862. II. 395.

[2] Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Berlin 1885. S. 538.

gestalten. Mochte sich auch später seine freundschaftliche Beziehung zu Göthe etwas lockern, so hat er doch in verhängnißvollster Weise mit ihm zusammengewirkt, christlichen Geist und christlichen Glauben aus den philologisch-humanistischen Kreisen des neueren Deutschland zu verdrängen.

Den Winter über kamen hauptsächlich die Naturwissenschaften und das Theater zu Ehren. Da Göthe dem Theater seit der „Natürlichen Tochter" nichts Neues mehr zu bieten hatte, hatte er schon von 1803 an begonnen, außer dem „Götz", „Iphigenie" und „Tasso" auch seine armseligen Jugenddramen aus der Mappe hervorzuziehen und neben Schillers Meisterwerken aufführen zu lassen. Geändert wurde wenig daran; denn der geniale Mann des „unendlichen Fortschritts" war entsetzlich unproductiv geworden. In der „Stella" mußte natürlich die schwärmerische Doppelliebschaft stehen bleiben, worauf das Stück beruhte; um aber der „Moral" besser zu entsprechen, heirathete Fernando die beiden Weiber nicht mehr, sondern mußte sich erschießen, während Stella sich vergiftete. Von Schillers Dramatik zu solchem „Quark" — war ein Rückschritt um 30 Jahre; aber etwas Neues von Göthe mußte doch erscheinen, um den Glauben an ihn aufrecht zu erhalten, und so machte er das Alte zum Neuen. Nicht bloß die schwachen Stückchen der Geniezeit, wie „Die Geschwister" und „Jery und Bätely", auch „Die Mitschuldigen" und „Die Laune des Verliebten", diese schülerhaften Hervorbringungen der Leipziger Rococo-Zeit, kamen im hellen 19. Jahrhundert auf die Bühne von Weimar und wurden applaudirt[1]. Alle Ästhetik und alles Kunstgerede von zehn Jahren hatten den Geschmack unendlich wenig gehoben. Göthe selbst aber hing nicht an den großen idealen Zielen der Kunst, sondern an seiner eigenen kleinlichen Individualität mit all ihren gegenwärtigen Schwächen und früheren Jugendsünden.

Der lockere Student, der diese Dinge gedichtet, war indeß längst eine steife Excellenz geworden, mit vielen Sorgen und Unterleibsleiden (besonders Nierenkolik) geplagt. Gegen Ende Juni 1806 mußte Göthe Karlsbad aufsuchen und ward daselbst fürder ein regelmäßiger Badegast. Bei „einer völligen Tagedieberei", wie er das Badeleben nennt, erholte er sich sichtlich, benützte seine Spaziergänge und Ausflüge zu minera-

[1] 1804 kamen erst „Jery und Bätely", sowie „Die Geschwister" in's ständige Repertoir, dann 1805 „Die Mitschuldigen" und „Die Laune des Verliebten", 1806 die verbesserte „Stella" mit Gift und Pistole, 1807 der „Tasso". S. Burkhardt, Göthe's Werke auf der Weimarer Bühne. — Göthe-Jahrbuch. IV. 120. 121.

logiſchen Studien und knüpfte mit allerlei vornehmen Leuten Bekanntſchaft an, unter Anderen mit dem Fürſten Heinrich XIII. von Reuß.

Schon das Jahr zuvor, während Göthe ſich in Halle und Helmſtädt feiern ließ, war mit der Coalition der große Weltſturm ausgebrochen. Das Vordringen Napoleons in Italien und ſein Verlangen nach der italiſchen Königskrone trieb die öſterreichiſchen Staatsmänner endlich zum Entſchluß, ſich ſchlagfertig zu machen. Vom Mincio und Po bis nach Pommern und Hannover ſollten öſterreichiſche, ruſſiſche und ſchwediſche Truppen eine große Offenſivlinie bilden, Ruſſen und Engländer die Franzoſen aus Neapel werfen. Um Mitte Juli ward der Plan in Wien berathen. Doch Napoleon kam allen Plänen der Coalition zuvor. Göthe war kaum wieder in ſeinem Weimar angelangt, als ſchon Bayern ſein Bündniß mit Frankreich geſchloſſen hatte und eine franzöſiſche Armee von 200 000 Mann auf Deutſchland losmarſchirte. Anfangs September wurden die diplomatiſchen Beziehungen abgebrochen, am 8. begann der offene Krieg. Schlag folgte auf Schlag — die Übergabe Ulms — der Einzug der Franzoſen in Wien — die Schlacht bei Auſterlitz — der Vertrag von Schönbrunn — der Preßburger Friede. Von all dieſen großen Ereigniſſen findet ſich kaum ein dürftiger Anklang oder Wiederhall in Göthe's Schriften. Er lebte ganz außerhalb der europäiſchen Welt. Im folgenden Jahre wandte ſich Napoleons Action gegen Preußen. Am 17. Juli, während Göthe in Karlsbad weilte, ward der Rheinbund unterzeichnet, am 6. Auguſt unterſchrieb Kaiſer Franz das Todesurtheil des alten römiſchen Reiches deutſcher Nation. Preußen entſchloß ſich nun zum Kriege, und zum Kriegsſchauplatz ſollte dießmal Thüringen werden, ein Theil des Weltkampfes ſollte ſich bei jenem ſtillen Jena entſcheiden, wo Göthe alljährlich die Profeſſoren beſuchte, ſeinen botaniſchen Garten pflanzte, anatomiſche Präparate ſtudirte und Verſe machte. Wie ein rieſiges Ungewitter brach die gewaltige Weltkataſtrophe auch über ſein kleines Weimar herein.

Der Schlag kam, trotz aller politiſchen Vorzeichen, den großen Geiſtern daſelbſt faſt unerwartet. Man hielt es nicht für möglich, daß Preußen, das im Jahr zuvor nicht mit Öſterreich und Rußland hatte gehen wollen, ſich jetzt entſchloſſen haben ſollte, allein den franzöſiſchen Imperator auf ſeiner Siegeslaufbahn aufzuhalten. Noch unterwegs von Karlsbad nach Weimar ſcherzte Göthe über die in Ausſicht ſtehende Univerſalmonarchie und ertheilte dem Franzoſenkaiſer die Titel: „Wir Napoleon, Gott im Rücken, Mahomed der Welt, Kaiſer von Frankreich,

Protector von Deutschland, Setzer und Schützer des empirischen Universums ꝛc." Er war der besten Laune[1]. Der junge Professor Luden, eben als Extraordinarius angestellt, hatte das Glück, bei dem ersten Besuche zugegen zu sein, den Göthe nach der Heimkehr bei Knebel in Jena machte, und hat den Herrn mit allen seinen angenehmen und unangenehmen Eigenthümlichkeiten, wie ein Interviewer skizzirt. Göthe war erst verdrießlich, weil Luden zu spät gekommen, thaute aber bald auf. „Wir aßen gut und tranken noch besser. Auch schienen Alle einen vortrefflichen Appetit zu haben und einen anständigen Durst." Nach einigem Wechselgespräch übernahm es Göthe, die Gesellschaft zu unterhalten. Zur Unterbrechung sang Knebels Frau, die frühere Sängerin Ruhdorf, ein Göthesches Lied. Dann fuhr Göthe wieder mit Anekdoten fort. „Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar." Göthe erzählte lauter komische Geschichten, aber „er erzählte nicht bloß, sondern er stellte Alles mimisch dar". Die Heiterkeit dauerte bis 1 Uhr. Am andern Tage hatte Luden dann ein langes Gespräch mit Göthe über den Faust und über Weltgeschichte[2].

Noch am 30. September war Göthe wieder ganz fröhlich in Jena, schickte seiner Christiane einen Kasten voll frischer Nüsse und bestellte sich ein Pfund „Schokolade und drey Flaschen von dem rothen Wein"[3]. Aber am 1. October zog schon das Infanterie-Regiment Owstien in die Stadt ein. Am folgenden Tag erschien der preußische Generalstab, an seiner Spitze der Fürst von Hohenlohe, der Prinz Louis von Preußen und Oberst Massenbach, der Generalquartiermeister. Den Letzteren behauptet Göthe von Erlassung eines sehr verletzenden Manifests gegen Napoleon abgebracht zu haben[4]. Am 3. war er bei dem Fürsten zu Tafel, wo zwar viel Zuversicht in die preußische Macht ausgesprochen wurde, aber doch auch die Mahnung, die besten Sachen und wichtigsten Papiere zu verbergen. Göthe machte noch seine Witze dazu. Doch wurde die Lage immer ernster und bedenklicher. In Weimar fand er am 6. Alles in höchster Unruhe und Bestürzung.

„Die großen Charaktere," behauptet er freilich in seinen später ge-

[1] Rich. und Rob. Keil, Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. S. 7. — Irriger Weise wird S. 6 Göthe ein Brief zugeschrieben, den Karl August (13. Januar 1792) an Knebel richtete. Sein „Patriotismus" ist damit nicht gerettet.

[2] Heinr. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 13—20.

[3] Keil a. a. O. S. 13. [4] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 161.

ſchriebenen Annalen, „waren gefaßt und entſchieden.“ [1] Allein wer waren die großen Charaktere? Herzog Karl Auguſt verdient gewiß alle Anerkennung, daß er in der Stunde der Gefahr als preußiſcher General ſein Commando übernahm und ſein weimariſches Jägerbataillon und 40 Huſaren zur Verfügung ſtellte. Er erfüllte ſeine nächſte Pflicht; aber weder in dem Wirrwarr, den die klägliche Kirchthurmpolitik der übrigen ſächſiſchen Fürſten anrichtete, noch in den kopfloſen Kriegsberathungen, welche vom 4. bis 6. October das jammervolle Loos der preußiſchen Armee vorbereiteten, noch in dem Kampfe, welcher die volle Niederlage der deutſchen Waffen entſchied, tritt er irgendwie als eine entſcheidende Größe oder durch eine That hervor, die einen wirklich „großen“ Charakter bekundete. Während die Franzoſen unbehindert durch die Schluchten und Päſſe des Thüringerwaldes nach Jena zogen, ſtand er mit ſeinem Corps, der Avant-Garde, außer der eigentlichen Region des Kampfes bei Ilmenau und Arnſtadt. Nachdem die Entſcheidungsſchlachten bei Jena und Auerſtädt geſchlagen waren, rückte er nach Erfurt, und da man die Stadt nicht halten zu können glaubte, den Trümmern der geſchlagenen Armee nach über Sondershauſen, Nordhauſen, Braunſchweig, Wolfenbüttel und Stendal nach Havelberg. Tage lang wußte man in Weimar nicht mehr, wo er war [2]. Ein Kurier des Königs von Preußen, der ihn aller ſeiner Pflichten gegen Preußen entbinden ſollte, wurde von den Franzoſen aufgefangen. Ein Feldjäger, der ihm die Verabſchiedung bringen ſollte, drang nicht zu ihm durch. Von Havelberg aus ſchrieb er am 27. October einen in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Brief an die Herzogin, welcher, in Napoleons Hände geſpielt, deſſen Zorn über den Herzog beſchwichtigen und ihn zum Erbarmen über Sachſen-Weimar bewegen ſollte. Er lehnt darin die preußiſche Freundſchaft in mehr kluger als heldenmüthiger Weiſe ab und wendet ſich kleinlaut an des Siegers Milde:

„Du weißt, daß ich in der letzten Zeit keinen Einfluß in Berlin gehabt habe, daß ich dort nicht beliebt war, und daß ich den preußiſchen Dienſt in dieſem Sommer würde verlaſſen haben, hätten mich nicht die Geſetze der Ehre gezwungen, dem Heer in dieſen Krieg zu folgen. Ich ſtehe bei dieſen Fahnen bereits 20 Jahre, ich konnte mich nicht davon losſagen ohne einen Fleck, und überall iſt die Überzeugung, ſeine Pflicht gethan zu haben, und ein reiner Name der einzige wahre Troſt, der uns nicht verläßt, wenn uns das Unglück der äußeren Güter beraubt.

„Mir iſt bekannt, daß der Kaiſer den Soldaten ehrt, der ſeinem Beruf ergeben iſt, er wird mich alſo nicht mißachten können, ſein Wille wird über das

[1] Ebdſ. 162. [2] Häuffer, Deutſche Geſchichte. III. 10. 14. 15 ff.

Schickſal meiner Freunde und meines Landes entſcheiden. Es iſt zu hoffen, ſeiner kaiſerlichen Majeſtät hohe Milde werde dieſem ſiegreichen Monarchen billige Entſchließungen für unſer Sachſen eingeben. Es iſt in ſeiner Hand. Ich wünſche, daß ſeine Majeſtät ſich beſänftige und mir ihre Achtung ſchenke." [1]

Er anerkannte, daß eigentlich nur die Herzogin in der Stunde der Gefahr einen „großen Charakter" bewieſen hatte:

„Über das, was Du für Weimar gethan haſt, die Standhaftigkeit und den Muth, mit dem Du die Drangſale trugſt, giebt es nur eine Stimme. Einzig Dein eigenes Bewußtſein kann Dir völlig lohnen. Du haſt Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen Zeiten. Die Vorſehung ſegne Dich und laſſe Dich die Frucht Deiner guten Handlungen ernten!" [2]

Der Erbprinz und die Erbprinzeſſin flüchteten ſchon am 11. October nach Schleswig, wo ſie bis im Herbſt des folgenden Jahres blieben. Die Herzogin-Mutter Anna Amalia ergriff am 14. mit ihrer Enkelin Karoline und ihren Hofdamen Luiſe v. Göchhauſen und Henriette v. Knebel ebenfalls die Flucht, während die Kanonen der furchtbaren Schlacht ſchon von Jena herüberdröhnten. Der jüngere Prinz Bernhard war mit ſeinem Gouverneur im preußiſchen Hauptquartier, floh indeß ſchon während der Schlacht nach Weimar und dann weiter nach Leipzig. Im Schloß blieb Niemand als die muthige Herzogin Luiſe, dieſelbe, welche einſt von den Anderen, auch von Göthe, im Rauſch der Genieperiode als die „Empfindſame" ſo viel beſpöttelt worden war.

Im Laufe des Nachmittags kamen ſchon preußiſche Reiter mit Siegesnachrichten vom Schlachtfeld dahergeritten, ritten aber gleich weiter zum andern Thor hinaus. Prinz Bernhard nahte mit der furchtbaren Botſchaft: „Kinder, Alles iſt verloren!" Gegen 4 Uhr füllten ſich Stadt und Umgegend mit Flüchtigen. Der Kanonendonner kam immer näher. Kugeln ſausten über die Stadt hin. Unendlicher Schrecken bemächtigte ſich aller Gemüther. Göthe, der eben ſein Abendeſſen hatte nehmen wollen, ſprang auf, ließ ſchleunig abräumen und ging in ſeinen Garten. Über eine Stunde dauerte der Durchzug der fliehenden Preußen [3]. Dann kamen die erſten franzöſiſchen Huſaren hinterher [4]. Unter ihnen kam Wilhelm von Türckheim, ein Sohn Lili Schönemanns, angeſprengt und ſtieg bei Göthe ab. Dieſer ging mit ihm in's Schloß und ließ den

[1] A. Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein. S. 120. 121. [2] Ebdſ.

[3] Riemer, Mittheilungen. I. 362—370.

[4] Hinter Göthe's Gartenmauer ſoll es ſogar noch zum Kampf gekommen ſein. Düntzer, Göthe's Leben. S. 543.

Seinen ſagen, ſie würden den Marſchall Ney und einige Kavalleriſten zur Einquartierung bekommen, ſonſt aber ſollten ſie Niemand einlaſſen. Um 6 Uhr drangen die franzöſiſchen Truppen maſſenweiſe in die Stadt und fingen zu plündern an. Ein paar Häuſer gingen in Flammen auf. Niemand löſchte. Den meiſten der müden Soldaten war es indeß zunächſt um Eſſen und Quartier zu thun. Göthe bekam 16 Kavalleriſten in's Haus, meiſtens Elſäſſer. Chriſtiane verſorgte ſie mit Eſſen; dann waren ſie zufrieden und legten ſich zur Ruhe. Es war ſchon tief in der Nacht, das Haus verriegelt und Göthe zu Bette gegangen, als zwei Tirailleurs, kleine Kerls von der ſogen. Löffelgarde, an die Thüre polterten und erſt zu eſſen und dann den Hausherrn verlangten. Göthe ging zu ihnen hinab, trank mit ihnen und zog ſich dann wieder in ſein Zimmer zurück. Nachdem ſie weitergetrunken, gingen ſie ihm die Treppe hinauf nach, ſtürzten in ſein Zimmer und bedrohten ihn mit ihren Waffen. Mit Muth und Entſchloſſenheit warf ſich Chriſtiane jedoch zwiſchen ihn und ſie, rief einen im Hinterhaus verſteckten Mann herbei und trieb mit ſeiner Hilfe die beiden Soldaten aus dem Zimmer. Aus dem Haus gelang es ihr jedoch nicht, ſie zu entfernen. Sie nahmen das Zimmer in Beſchlag, das für den Marſchall Ney bereitet worden war, und blieben, bis ſie am Morgen ein Adjutant des Marſchalls Augerau mit flacher Klinge hinausprügelte.

Das war das einzige Abenteuer, das Göthe zu beſtehen hatte. Am Morgen des 15. nahm Marſchall Augerau bei ihm Quartier, ſpäter Marſchall Lannes, General Victor und andere Offiziere, vorübergehend Marſchall Ney, welcher auch nicht vergaß, Wieland unter franzöſiſchen Schutz zu ſtellen. Göthe erhielt eine Sicherheitswache vor die Thüre, zwei Schutzbriefe vom Generalſtab [1], und hatte weiter kein Ungemach zu erleiden als eine ziemlich ſtarke Einquartierung. Zuweilen waren 28 Betten beſetzt, und die Beköſtigung der Sieger ſoll ihn im Ganzen auf 2000 Thaler zu ſtehen gekommen ſein [2]. Einem Gerücht nach hätte er eine Audienz bei Napoleon nachgeſucht, aber nicht erhalten. Die Hauptverhandlungen über Weimars Schickſal ſpielten ſich im Schloſſe ab.

Herzogin Luiſe brachte hier lange, trübe Stunden zu. Ihr Gefolge, ihre Dienerſchaft und eine Menge Leute ſuchten bei ihr Zuflucht und Hilfe, während ſie ganz vereinſamt ſtand und nicht helfen konnte. In der Nähe des Schloſſes wüthete Brand die ganze Nacht vom 14. bis 15.

[1] Keil a. a. O. S. 46. 47. [2] Göthe-Jahrbuch. II. 423. 424.

Murat, der zuerſt im Schloſſe abſtieg, gewährte nur nach mehrmals wiederholten Bitten das Verſprechen, der Plünderung in der Stadt ſteuern zu laſſen. Erſt am folgenden Abend (15. Oct.) traf Napoleon in Weimar ein. Die Herzogin empfing ihn oben an der großen Treppe mit allem ihm gebührenden Ceremoniell. Er antwortete kurz und barſch und ging ſofort auf ſeine Zimmer. Er war ſehr ungehalten über den Herzog. „Wenn man," ſagte er ein paar Wochen ſpäter dem weimariſchen Regierungsrath Müller, „nicht mehr als ein paar hundert Mann aufſtellen kann, ſo muß man ſich ruhig verhalten. Aber ich weiß ſchon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs mit einem Commando geſchmeichelt und ſo das Netz um ſein Haupt geſponnen. Es iſt fürwahr jetzt die beſte Zeit, ſeinen Staat im Nu zu verlieren."

Den andern Morgen bat die Herzogin um Audienz. Napoleon gewährte ſie, redete die Herzogin aber barſch an: „Wie konnte Ihr Mann ſo toll ſein, Krieg mit mir zu führen?" Die Herzogin vertheidigte mit ruhiger Würde die Stellung, die militäriſche Ehre und die Pflichten ihres Gemahls, ſchilderte die Noth des Landes und flehte um Einſtellung der Plünderung. Ihre Feſtigkeit brach Napoleons Zorn. „Madame," ſagte er, „Sie ſind eine der achtungswertheſten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm freiwillig, aber allein um Ihretwillen; denn was ihn betrifft, ſo taugt er gar nichts." Er verſprach, der Plünderung Einhalt zu gebieten. Wenn Karl Auguſt binnen 24 Stunden die preußiſche Armee verlaſſen und mit ſeinen Truppen nach Weimar zurückkehren würde, ſollte ihm verziehen ſein und ſeine Souveränität erhalten bleiben. Sonſt wurde ihm mit Abſetzung gedroht.

Bei dem Gegenbeſuch, den Napoleon der Herzogin machte, ſagte er ihr die merkwürdigen Worte: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorſehung, die Alles leitet, ich bin nur ihr Werkzeug." Je mehr er die Herzogin kennen lernte, deſto mehr wuchs ſeine Achtung vor ihr. Auf ſeine Zimmer zurückgekehrt, ſagte er zu General Rapp: „Das iſt einmal eine Frau, der unſere zweihundert Kanonen keine Angſt haben machen können." Am 17. früh verließ er die Stadt, um ſeinen Sieg weiter zu verfolgen[1].

Denſelben Tag faßte Göthe, durch Chriſtiane's treue Aufopferung tief gerührt und durch die Noth rundum wohl auch ein wenig an ſeinen

[1] Müller, Erinnerungen. S. 2 ff. — Keil S. 41—45.

Tod gemahnt, den Entſchluß, ihre Stellung für die Zukunft zu ſichern, und ſchrieb deßhalb an den Oberconſiſtorialrath und Hofprediger Wilhelm Chriſtoph Günther:

„Dieſer Tage und Nächte iſt ein alter Vorſatz bei mir zur Reife gekommen, ich will meine kleine Freundin, die ſo viel an mir gethan und auch dieſe Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die meine. Sagen Sie mir, würdiger geiſtlicher Herr und Vater, wie es anzufangen iſt, daß wir ſo bald wie möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was ſind deshalb für Schritte zu thun? Können Sie die Handlung nicht ſelber verrichten? Ich wünſchte, daß ſie in der Sakriſtei der Stadtkirche geſchähe. Geben Sie dem Boten, wenn ſich's trifft, Antwort. Bitte. Göthe." [1]

Günther war nicht Pfarrer an der Stadtkirche, ſondern an der Jakobskirche (Stadt- und Garniſonskirche), an deren Friedhofmauer Schiller begraben war. Die Hauptſchwierigkeit war aber das dreimalige, durch die Kirchenordnung an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vorgeſchriebene Aufgebot, von der das Oberconſiſtorium allerdings gegen eine feſtgeſetzte Gebühr dispenſiren konnte. Göthe mußte ſich deßhalb an ſeinen Freund, den Miniſter Voigt, wenden, welcher, als augenblicklich höchſte Inſtanz, Sonntag den 19. die erforderliche Dispens gab:

„Alsbald geſtern, wie ich ein Blättchen von E. E. erhielt, das mir unſern affreuſen Zuſtand doppelt fühlbar machte — beſorgte ich, was nöthig war, mittelſt eines Voti, das ſofort an die Geiſtl. Inſtanz gegeben und die Nachſendung eines Reſcripts verheißen wurde. Es verſteht ſich, daß alle die Dispenſations- und Canzley-Brocken wegfallen, woraus vormals unſere Waiſen und Armen ſich ihr Brod nehmen halfen — Fuimus!

„Möge die Befeſtigung Ihres häuslichen Zuſtandes und ſeiner externen rechtl. Folgen, E. E. zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens ſolches verlängern und theilen helfen!

„Was noch an Leben bey mir übrig ſeyn wird, ſoll Ihnen usque ad cineres gewidmet bleiben.

„Allerlei betrübte Unterhandlungen haben mir geſtern den Tag genommen; beſonders die möglichſte Erhaltung des . . .

„Doch ich ſchweige — mein übrig gebliebener Wunſch iſt bloß: daß alles endlich ende, ich bin auf das Aeußerſte bereit.

Sonntags, den 19. Oct. 1806. V." [2]

Noch am Sonntag Morgen, an welchem er dieſes Billet erhielt, fuhr Göthe mit Chriſtiane Vulpius zur Jakobskirche. Ihr ſechzehnjähriger Auguſt und deſſen Lehrer Dr. Riemer fuhren als Zeugen mit. Der Oberconſiſtorialrath Günther vollzog die Trauung in der Sacriſtei.

[1] Keil S. 54. [2] Ebdſ. S. 66.

Christiane war nun Frau Geheimräthin und Göthe's anerkannte Gattin, ein großes Ärgerniß gesühnt. Frau von Stein aber grollte, und für Herders Frau, Karoline, hatte diese Trauung „etwas Grausenhaftes".

Poetisch war diese Hochzeit jedenfalls nicht: es war das prosaische Ende einer höchst bedauerlichen Verirrung. Keine Festglocken tönten, keine Kränze schmückten Haus und Kirche; es war nicht einmal Zeit, Brautkleider machen zu lassen. Weimar und Jena befanden sich in unsäglichem Jammer. Alles geplündert, kaum irgendwo noch ganze Fenster und verschließbare Thüren![1] Voigt hielt noch das Äußerste für möglich. Den Muth verlor der wackere Beamte indeß nicht.

„Meine Gesundheit," schrieb er (am 19.)[2], „und die meiner ganzen kleinen Familie ist gut genug, unsere Muthlosigkeit ist auch erhoben, weil wir nicht aufgehört haben, an einen Gott zu glauben."

Sein Besitzthum blieb, bis auf einige Kleinigkeiten, verschont; mit Victualien, an denen großer Mangel, ward er von seinen Freunden in Allstedt versorgt. Es gelang ihm, die öffentlichen Kassen, wovon er die wichtigste in seinem Hause hatte, unversehrt zu retten. Nächst der Herzogin zeigte er am meisten sittliche Kraft und Charakter.

Im Einverständniß mit ihm und der Herzogin ging am 20. der Regierungsrath Müller in das Hauptquartier des Kaisers ab, um für die noch immer nicht erfolgte Begnadigung des Herzogs und die Erhaltung der Universität Jena zu wirken. Denn der Herzog war noch nicht nach Weimar zurückgekehrt, Napoleon legte das als Trotz aus und grollte ihm noch immer[3]. Noch am 5. November erklärte er dem Regierungsrath Müller, der ihm bis Breslau nachgereist war und dort Audienz erhalten hatte: „Mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln, wie der Ihrige, ohne Weiteres abzusetzen. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind. Wie diesen Hut will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde." Umsonst suchte Müller den Herzog mit seiner militärischen Pflicht zu entschuldigen. „Nein," sagte Napoleon, „sein Ehrgeiz überwog, er wollte eine Rolle spielen, nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land in's größte Elend gestürzt hat."

[1] S. die Schilderung von Vulpius, Göthe-Jahrbuch. II. 424.
[2] O. Jahn, Briefe an Voigt. S. 88 ff.
[3] Müller, Erinnerungen S. 27.

Als Karl August am 23. November in Berlin eintraf, um eine Audienz bei dem französischen Imperator nachzusuchen, war dieser schon weiter nach Polen aufgebrochen. Am 11. December trat Kursachsen, am 15. Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg nach kurzer Unterhandlung in Posen dem Rheinbund bei. Dem Herzogthum Weimar wurde eine Kriegssteuer von 2200000 Franken nebst großen materiellen Kriegslieferungen auferlegt. Der Herzog war zum Theil selbst daran schuld, da er gezögert hatte, Napoleon zu huldigen, dieser aber wahrscheinlich sehr gewünscht hatte, ihn zu Unterhandlungen mit Rußland zu verwenden. Die aufgebürdete Last war groß; aber wie die Dinge lagen, konnte Karl August zufrieden sein, daß wenigstens seine Absetzung nicht erfolgte [1].

Die Unterhandlungen mit Napoleon führte der erwähnte Regierungsrath und spätere Kanzler Müller. Dem Minister Voigt gelang es nur unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen, die verlangte Contribution zusammenzubringen, zu welcher die Herzogin Luise ihre Juwelen opferte [2]. Göthe's Sorge war während der trüben und angstvollen Zeit besonders darauf gerichtet, die wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu Jena und Weimar für die Zukunft zu retten. Nachdem eine Abordnung der Universität vergeblich einen kaiserlichen Schutzbrief zu erwirken versucht, wandte sich die Behörde derselben an den französischen Kriegsminister Berthier in Berlin. Ein emigrirter französischer Priester, Abbé Henry, arbeitete die Bittschrift aus [3]. Göthe legte ein Exposé bei, in welchem er die literarischen Zustände von Weimar und Jena mit bureaukratischer Genauigkeit schilderte und besonders seine Stellung als conseiller privé de Goethe mit all seinen „Aufsichten" und „Oberaufsichten" sorgfältigst verzeichnete.

Auf das übereinstimmende Zeugniß Deutschlands und fremder Nationen sich berufend, erklärt er, daß Weimar und Jena zwei ganz hervorragende Culturstätten seien, durch ausgezeichnete Gelehrte berühmt, von

[1] Müller, Erinnerungen. S. 93 ff. — Häusser. III. 62.

[2] O. Jahn, Briefe an Voigt. 90. 91.

[3] Knebel, welcher die ganze Zeit über in Jena war, schrieb an Göthe (24. Oct.): „Henri, der französische Geistliche, ist auch unermüdet und brav. Es wäre zu wünschen, daß die Männer, die wirklich Antheil an der gemeinschaftlichen Sache genommen, künftig mehr distinguirt würden, und nicht immer nur die Heuchler, Schlechten und Gefälligen. Die Stadt ist eigentlich durch die Fremden errettet worden, die aber zu nichts authorisirt waren, und überall Widerspruch fanden." Keil a. a. O. S. 105 Henry wurde später des Verrathes bezichtigt; ein amtliches „Precis" documentirt aber seine segensreiche Wirksamkeit. Grenzboten 1874. I. 40.

denen Wieland als „Dechant der deutschen Literatur" (doyen de la littérature allemande) hervorgehoben wird. Dann folgt eine Übersicht der wissenschaftlichen Einrichtung der Universität Jena, nebst Lectionskatalog.

Als „seiner" Amtsführung unterstellt erwähnt Göthe: 1) den botanischen Garten, 2) das zoologische Cabinet, 3) das anatomische Cabinet, 4) die Büttner'sche Bibliothek, 5) die mineralogische Gesellschaft, 6) die naturforschende Gesellschaft, sämmtlich in Jena; in Weimar aber 7) die Zeichenschule mit der ihr anneren „Gesellschaft von Kunstfreunden" und deren Preisausschreiben und Kunstausstellungen, und 8) die weimarische Bibliothek nebst Kupferstich-, Münz- und Antiquitätensammlung.

Daneben findet dann auch die Jenaische Literaturzeitung Erwähnung, die von Eichstädt präsidirte lateinische Gesellschaft, Bertuchs Industriecomptoir und geographisches Institut, die Hofkapelle, das Hoftheater, die Gymnasien zu Weimar und Jena[1].

Auf diesen Amtsbericht, in welchem Göthe sich selbst als Director der ganzen Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena hervorhob[2], erfolgte keine einläßlichere Nachricht; dagegen stellte der Kriegsminister Berthier, „Fürst von Neufchâtel", am 24. November 1806 den verlangten Schutzbrief für Jena aus. Durch sorgfältigen Haushalt brachte es der treue Minister Voigt nicht nur zu Stande, trotz der Contribution noch alle Gehalte und Pensionen regelmäßig auszuzahlen, sondern auch die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, Universität, Bibliotheken und Sammlungen, ja sogar das Theater auf würdigem Fuße zu erhalten.

„Als ich im December 1806," so konnte er ein paar Jahre später an Frankenberg schreiben, „das Theater hier allein noch erhielt, gründete ich mich darauf, daß man die Betrübten nicht ganz der Mittel berauben müsse, ihre Noth ein wenig zu vergessen, wiewohl ich selbst seit jener Zeit das Schauspiel nicht besucht habe, außer Talma zu sehen."

---

[1] Der französische und deutsche Text des Berichtes nach Göthe's Dictat und mit seinen Correcturen bei Keil a. a. O. S. 134—148.

[2] Auf Humboldts Anrathen sollte der Regierungsrath Fr. Müller in Berlin den Vorschlag anregen, Göthe zum Kanzler der Universität Jena mit ausgedehnter Vollmacht zu ernennen. Müller, Erinnerungen. S. 111.

24. Göthe vor Napoleon.

1807. 1808.

„Da es mein Geſchick nicht war, an der reichen Tafel einer großen Stadt bequemlich mitzuſchwelgen, ſo muß ich im Kleinen bauen und pflanzen, hervorbringen und geſchehen laſſen, was dem Tag und Umſtänden nach möglich iſt.“

Göthe an Zelter, 20. April 1808.

„Was will gegen eine ſolche Erhebung auf Sturmflügeln über Heerſäulen und Völkergruppen der Miniſter eines Kleinſtaates und Heros idealer Pflanzungen, was in dieſer Periode bis zu ſeinem ſechsundfünfzigſten Lebensjahre der Dichter Göthe gegen den ſechsunddreißigjährigen Kaiſer beſagen!“

A. Schöll, Göthe. 473.

Der Krieg und die napoleoniſche Gewaltherrſchaft laſtete die nächſten Jahre ſchwer auf dem kleinen Lande. Vieles war verwüſtet. Bürger und Bauern hatten große Verluſte erlitten und mußten nun für die hohe Kriegscontribution aufkommen. Der Credit des Herzogs war tief geſunken; Voigt hatte Mühe, die nöthigen Anlehen aufzubringen, und plante, obwohl durchaus nicht karg oder knickerig, doch den fürſtlichen Hofſtaat, nach dem Beiſpiel desjenigen von Gotha, etwas einzuſchränken[1]. Die Franzoſen forderten ihre Zwangslieferungen mit Härte ab. Als die Profeſſoren in Jena klagten, daß eine ihnen auferlegte Fleiſchlieferung unerſchwinglich ſei und daß ſie darob ſelbſt Mangel leiden müßten, erwiederte Daru: „Ich ſehe gar keine Nothwendigkeit, daß dieſe Herren Fleiſch eſſen müſſen.“[2]

[1] Als er gehört hatte, daß ſich der Hof zu Gotha ſolche Einſchränkungen auferlegt hatte, fragte er an: „Welche Erſparniſſe ſind wohl bei Ihrem Hofe gemacht? Wollen wir nicht gute Exempel geben und nehmen? Hat die Zuckerbäckerei noch viel zu thun? Wird Kaffe nach Tafel gegeben? Sind Schüſſeln und Couverts reducirt? unnöthige Bediente vermehrt? unnöthige Tändeleien gekauft? den Hunden einige hundert Malter gefüttert? u. ſ. w. Sagen Sie mir, theuerſte Excellenz, etwas Belehrendes.“ O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 93.

[2] Vgl. Jahn a. a. O. S. 90—93. 256. 257. — A. Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein. Weimar 1857. S. 121—124. — Rich. und Rob. Keil, Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. S. 153 ff. — H. Düntzer,

Herzog Karl August war in der peinlichsten Klemme. Sein Ehrgeiz war durch die furchtbare Niederlage wohl äußerlich zu Boden geschmettert, aber innerlich nicht gebrochen. Obwohl in der Literatur ein Verehrer der Franzosen, hielt er in der Politik doch stramm zu Preußen und bäumte sich stolz gegen die verhaßte Nothwendigkeit, Napoleon wenigstens äußerlich zu huldigen. Ohne Sang und Klang, tiefgebeugt, kehrte er Ende Januar, während Napoleon ihn in Warschau erwartete, nach Weimar zurück. Der Regierungsrath Müller drängte ihn, Napoleon aufzusuchen[1]. Er reiste am 7. Februar 1807 ab, kehrte aber wieder um, nachdem er vernommen, daß Napoleon wieder im Felde sei und die Schlacht von Eylau gewonnen habe.

Am 10. April starb seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia, die Gründerin des Musenhofes, die Gönnerin Wielands und Göthe's. Ihr folgte schon im September ihre treue Hofdame Luise v. Göchhausen in's Grab nach; ihr Bibliothekar Jagemann war schon früher gestorben. Von der lustigen Weimarer Zeit waren nur etliche ältere Leute übrig: Wieland, Göthe, Knebel, Charlotte v. Stein und die Wittwen Herders und Schillers. Die Erbprinzessin hatte die Pässe nicht annehmen dürfen, welche ihr Napoleon für ihre Rückreise zugestellt hatte, und blieb noch bis im September in Schleswig.

Nach einer Kur in Karlsbad suchte der Herzog endlich doch den französischen Imperator auf, gerade am Tage seines glänzenden Einzuges in Dresden, am 17. Juli. Er erhielt auf den folgenden Tag Audienz, verspätete dieselbe jedoch und erweckte dadurch bei Napoleon neue Verstimmung. Eher noch mehr gedrückt als ermuthigt, kam er wieder nach Hause.

Göthe war von dem allgemeinen Unglück im Grunde sehr wenig mitbetroffen. Die Franzosen hatten wohl seinen Weinkeller stark geleert; doch der ließ sich wieder füllen. Geld und Credit waren noch da. Er

---

Göthe's Leben. S. 545 ff. — L. Häusser, Deutsche Geschichte. III. 62 ff. — Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. I. 273 ff. — Friedr. von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten. Braunschweig 1851. S. 93 ff. 104 ff. 111 ff.

[1] Dieser that dem Herzog sehr schön, um ihn an sich zu ziehen. Er schrieb ihm am 29. Januar aus Warschau: „Mon Cousin, en rétablissant la paix entre nous, j'ai désiré Vous donner des gages durables de mon amitié et Vos états ont été admis dans la confédération du Rhin. Vous reconnaîtrez dans cette mesure l'intention, où je suis de protéger toujours Vos intérêts et de la part que je prends à Votre prospérité. Je prie Votre Altesse d'en recevoir les nouvelles assurances, ainsi que celle de mon attachement et de mon estime. Votre bon Cousin Napoléon.“ Müller, Erinnerungen. S 125.

war längſt gewohnt, mitten im unruhigſten Wirrwarr organiſche Formen zu ſtudiren und optiſche Erſcheinungen zu beobachten, an angefangenen Verſen weiterzudichten und in ſeinen alten Schriften herumzukramen. In Jena fand er ſogar ſeine große botaniſche Karte unverſehrt in dem Zimmer wieder, das dem Fürſten Hohenlohe zum Aufenthalt gedient. In Weimar hielt die neuangekommene Johanna Schopenhauer fröhliche Abendkränzchen [1]. Am Vorabend vor Weihnachten 1806 wurde das Theater wieder eröffnet, und ſo ſetzte ſich bald des Dichters gewohntes buntes Allerlei wieder fort.

Die Politik überließ Göthe völlig andern Händen, die äußere dem klugen und thätigen Müller, die innere dem umſichtigen und haushälteriſchen Voigt, den letzten Entſcheid dem Herzog. J. Falk hat eine lange Rede aufgezeichnet, die Göthe um jene Zeit bei Anlaß einer franzöſiſchen Beſchwerdeſchrift ihm allein vertraulich gehalten haben ſoll, voll von deutſch-preußiſcher Nationalbegeiſterung und überſpanntem Franzoſenhaß.

„Ich will ums Brod ſingen!“ heißt es darin, „Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo der Name Göthe bekannt iſt. Die Schande der Deutſchen will ich beſingen und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euern herunterſingen.“ [2]

---

[1] Ihr ſtellte Göthe zuerſt ſeine Chriſtiane als Geheimräthin vor. „Ich empfing ſie,“ erzählt dieſe, „als ob ich nicht wüßte, wer ſie bisher geweſen. Ich ſah deutlich, wie ſehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erſt formell und ſteif waren und hernach meinem Beiſpiel folgten. Göthe blieb faſt zwei Stunden und war ſo geſprächig und freundlich, wie man ihn ſeit zwei Jahren nicht geſehen hat. Er hat ſie noch zu Niemand als zu mir in Perſon geführt. Als Fremder und Großſtädterin traute er mir zu, daß ich die Frau ſo nehmen werde, als ſie genommen werden muß; ſie war in der That ſehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.“ Göthe fand an der ſechsunddreißigjährigen Bankierswittwe eine ganz unbegrenzte Verehrerin. „Er iſt,“ ſagt ſie, „das vollkommenſte Weſen, das ich kenne, auch im Äußern. Eine hohe, ſchöne Geſtalt, die ſich ſehr gerade hält, ſehr ſorgſam gekleidet, immer ſchwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geſchmackvoll friſirt und gepudert, wie es ſeinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Geſicht mit zwei klaren, braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich ſind.“ S. Düntzer, Göthe's Leben. S. 545. 546.

[2] Johannes Falk, Göthe aus näherem perſönlichem Umgange dargeſtellt. Leipzig 1836. S. 114—120. Abgedruckt bei R. u. R. Keil, Göthe, Weimar und Jena. S. 157—159. Oratoriſch verwerthet von Dr. Guſtav Zeiß, Karl Auguſt. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. K. Hoheit des Großherzogs Alexander. Weimar, Kühn, 1857. S. 26 ff. Nach Riemer (Mittheilungen über Göthe. 1841. I. 21) war Falk „ein unerträglicher Schwätzer“ und ſind auch ſeine Relationen (S. 22) nicht alle aus perſönlichem Umgang mit Göthe geſchöpft.

Das hat Göthe wohl kaum gesagt oder nur gedacht[1].

Wenn er aber je so bramarbasirt haben sollte, so war es eine Faust in der Tasche. Er hat weder seinen Herzog in Noth und Gefahr begleitet, noch solch ein „Schandlied" gedichtet, noch viel weniger irgend etwas dergleichen veröffentlicht; er hat weder französische Beschwerdeschriften verbrannt, noch die Jugend gegen Napoleon aufgereizt. Für preußische Überlieferungen und preußische Politik hatte er nie geschwärmt, wie sollte er jetzt dafür schwärmen, wo sein Herr selbst den preußischen Dienst aufgeben und die preußische Freundschaft, wenigstens officiell, verläugnen mußte? Am alten deutschen Reich hatte er niemals gehangen; dagegen erweckte Napoleons Genie und Energie seine vollste Bewunderung:

„Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation (der Franzosen) nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheuere so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."[2]

So dachte und fühlte der wirkliche Göthe, so schrieb er vertraulich an seinen alten Freund Knebel. Kriegerische und politische Vaterlandsliebe — Römerpatriotismus — stand ihm, dem Frankfurter Parvenu, jetzt noch ebenso fern, als in früheren Jahren. Sehr viel lag ihm aber, nach Fernows Zeugniß, daran, „das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs Eifersüchtigste zu bewahren". Die Schriftsteller sollten, mit Hintansetzung aller persönlichen Nergeleien, „jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften"[3].

---

[1] Ad. Stern (Lex. der deutschen Nationalliteratur S. 89) nennt das Buch Falks mit Recht „zweideutig und unzuverlässig", was aber die Göthe-verehrer nicht abhält, ihn auszuschreiben, wo seine Mittheilungen ihnen behagen. Falk (geb. 1768) war ein mißglückter Theologe, der sich als Privatier in Weimar niederließ, Satiren schrieb und dafür zum Legationsrath ernannt wurde. Er starb 1826. [2] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 288.

[3] Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. II. 279. 280.

Er soll sogar im October 1808 beabsichtigt haben, im nächsten Winter einen Congreß „ausgezeichneter deutscher Männer" in Weimar zu halten, „um über Gegenstände der deutschen Cultur gemeinschaftlich zu berathen" [1]. Aber dabei hielt er es doch auch nicht unter seiner Würde, dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller den Hof zu machen, der damals aus einem „deutschen" Patrioten ein begeisterter Verehrer und Augendiener Napoleons geworden war und eine französische Vorlesung über Friedrich II. in Berlin am 29. Januar 1807 dazu benützt hatte, in dem franzosenliebenden und halbfranzösischen Preußenkönig den neuen französischen Allherrscher zu feiern. Göthe übersetzte höchst devot die fein-augendienerische Rede, welche mit dem allerliebsten Rococogebete schließt:

„Und Du, unsterblicher Friedrich! wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen (sic!) befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer Dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte." [2]

Wie Göthe für sich selbst den „Patriotismus" auffaßte, hat er übrigens ganz deutlich und klar in dem „Vorspiel" ausgedrückt, das er im September bei der Rückkehr der Großfürstin-Erbprinzessin aufführen ließ. Die „Majestät" sagt darin:

„Dieses Thun, das einzig schätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eig'nen Busen,
Das sich selbst bewegt und seines Kreises
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchstens; denn es zu belohnen,
Bin ich selbst nicht mächtig g'nug, es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernomm'nen Tagwerks,
Freudig das begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Öffentlich sich fügen, nützlich werden,

[1] Brief von Woltmann an Smidt in Bremen. Göthe-Jahrbuch. VI. 116.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 853. 854. — Auf den Übersetzer Göthe paßt entschieden, was Häusser (III. 36) von dem Lobredner Müller sagt: „Zum Kampfe gegen Bonaparte bedurfte es mehr, als dieser rhetorischen Salbung und der selbstgefälligen Autoreneitelkeit, wie sie bei Müller von den literarischen Cameraderien, den Salons und den Weibern großgehätschelt worden war."

Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also, wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehn.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet Ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen." [1]

Dieser Patriotismus trug weder Patrontasche noch Seitengewehr: er konnte unter Napoleons Oberherrlichkeit ebenso gut bestehen, wie früher unter dem Patronat Friedrichs II. Im Schlafrock war ihm am wohlsten, und Göthe hat dieses behagliche Kleidungsstück wohl nicht umsonst seinen „Prophetenmantel" genannt.

Kranke, besonders todkranke Freunde zu besuchen, scheint nicht seine Sitte gewesen zu sein. Gegen die todten Größen des alten Weimar wurden die Pflichten officieller Verehrung mit Würde erfüllt. Im Übrigen schloß sich Göthe an die Lebenden und Fröhlichen an, nicht an die Todten und Leidenden [2]. Von der früheren Generation war noch Knebel da, welcher zwar auch schon ein wenig das Alter fühlte, aber doch noch munter und lustig war. Sie schrieben einander in sehr jovialem, gemüthlichem, — oft fast jugendlichem Ton. Von Trauer über Deutschlands tiefe Erniedrigung ist da kaum etwas zu spüren [3]. „Man kann anjetzt das Lachen nicht genug vervielfältigen", schreibt Knebel am 12. Januar 1807 [4].

So dachte Göthe auch. Ein Brief Johanna Schopenhauers [5] an

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XI. 96.

[2] „Trotz seiner Scheu vor Begräbnissen," bemerkt Düntzer (Göthe 543), „war Göthe bei der Bestattung des an den Folgen seiner bei der Plünderung erlittenen Mißhandlung gestorbenen Landsmannes Kraus", des Directors der Zeichenschule.

[3] Wie Knebel über Preußen und Franzosen dachte, zeigt ein Brief vom 30. December 1805: „Gestern hatten wir zusammen ein großes Convivium bei Frommanns, wo auch einige Preußische Offiziers zugegen waren. Die rohe Beschränktheit dieser Menschen leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts Begriffe machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchst verständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut, und sie schienen nicht zu ahnden, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte und lobte einigermaßen die französische Bildung." — Guhrauer I. 270. [4] Guhrauer I. 290.

[5] Brief Johanna Schopenhauers vom 12. Februar 1807, mitgetheilt von Löper. Göthe-Jahrbuch. IV. 327.

ihren Sohn schildert sehr anschaulich, wie gut er sich von Deutschlands Noth und Bedrängniß zu erholen wußte. Junge Schauspieler ließ er Abends kommen, „um sie für ihre Kunst zu bilden". Und dafür holte er kein Stück des Shakespeare oder Schiller hervor, auch nicht Tasso oder Iphigenie, sondern das mißrathenste und unsittlichste seiner Jugendbramen: „Die Mitschuldigen", und übernahm selbst die Rolle des Gastwirths. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, weil sie ihre Liebesrollen „zu kalt" declamirten.

„Seid ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernst, „*seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahr alt und ich kann's besser.*"[1]

„Wir blieben bis halb 12 zusammen," erzählt Johanna, „ich saß bei ihm und die Bardua (eine junge Schauspielerin) auf der andern Seite, wir beide sind seine Lieblinge." — Ein andermal, als gerade die „interessantesten Herren" und Frau von Göthe bei Johanna beisammen waren, sagte er: „Weil wir eben so ganz unter uns sind" — und „damit fing er aus einem Briefe *die Geschichte einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war*, zu lesen an. Darüber kam die Bardua. ‚Gerechter Himmel, da kommt die Bardua,' rief er aus, ‚nun darf ich nicht weiter lesen.' ‚Es thut nichts,' sagte ich, ‚die Bardua muß so lange draußen bleiben.' Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben, den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thüre, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. ‚Halten, halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch, denken Sie, Sie sind in Breslau, es soll Ihr Schaden nicht sein, ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen, als hier.' Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel, er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld, zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Klavier. ‚Eine Kriegslist,' sagte er, ‚hilft nichts, *wir lesen lauter*' und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie akkompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward . . ."

„Es wurde viel den Abend gelacht," bemerkt Johanna.

[1] Vgl. den Aufruf der am 21. Juni 1885 zu Weimar gestifteten Göthe-Gesellschaft, worin es heißt: „Mit dem neuen deutschen Reich ist die Zeit *einer großen nationalen und politischen Denkart* gekommen, für welche jene Vorurtheile und Befangenheiten nicht mehr sind, die in vergangenen Jahrzehnten die richtige Erkenntniß und Würdigung Göthe's bei Vielen gehemmt haben. Ein großes nationales Reich weiß den größten seiner Dichter in seinem vollen Werthe zu schätzen. Die Begründung und Erhaltung der politischen Größe unseres Volkes geht Hand in Hand mit der Pflege und Förderung seiner *idealen Güter*." — Für die höchsten idealen Güter des deutschen Volkes, christlichen Glauben und christliche Sitte, hat Göthe kein Herz gehabt; politisch war er so gleichgiltig als möglich.

Eine kleine Störung erhielt dieſe „nationale“ und „ideale“ Heiterkeit durch den Tod der Herzogin-Mutter Anna Amalia. „Auch das kleine Bethlehem (!) Weimar,“ klagte Wieland, „hat in der Geſchichte des 18. Jahrhunderts ſeinen Tag gehabt, aber ſeine Sonne iſt im Jahre 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu verſprechen.“ Auch Göthe mußte nun Hoftrauer anlegen, Dankbarkeit und Rührung, Liebe und Verehrung, Freundſchaft und Tugend aus der poetiſchen Vorrathskammer ſeiner Affecte hervorholen und „zum feierlichen Andenken der durchlauchtigſten Fürſtin und Frau“ die zahlloſen Komödienerinnerungen der Geniejahre mit einem Strahlenkranze der Verklärung umgeben.

„Wenn das Leben der Großen dieſer Welt,“ ſo hub er an, „ſo lange es ihnen von Gott gegönnt iſt, dem übrigen Menſchengeſchlecht als ein Beiſpiel vorleuchten ſoll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, ſo iſt die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Überſicht der Tugenden und Thaten einem Jeden zur Nacheiferung als eine große und unſchätzbare Gabe überliefert werden kann.“

Die hochtrabende officielle Stilübung, welche höchſt ſalbungsvoll alle Lebensbezüge der Herzogin in lauter Tugenden verwandelt, geſtaltet ſich zum Schluß zu einer vollſtändigen Canoniſationsbulle, in welcher der weimariſche Kunſtpapſt nicht anſteht, die verſtorbene Herzogin unter die Zahl der „Seligen“ zu verſetzen:

„Ja, das iſt der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinſcheiden in höhere Regionen ſegnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß ſie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unſern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen als Vollendete, Selige.“ [1]

Noch im ſelben Monat, in welchem die Herzogin ſtarb und Göthe's ſalbungsvolle Leichenpredigt durch die Geiſtlichen von den Kanzeln verleſen wurde [2], ging dem Dichter ein neuer Stern auf — die erſt 22jährige Bettina Brentano, die Tochter jener Maximiliane La Roche, in welche er

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. Anh. 40.

[2] Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 260. 261. „Ich dächte, man ließe es auf ein Folio-Blatt hüben und drüben abdrucken. Die Jahreszahlen ſetzte man ad marginem. Nur müßte alsdann in den Circularien an die Geiſtlichen bemerkt werden, daß die Jahreszahlen nicht mit abgeleſen werden“ (!!).

ſich während der Wertherzeit verliebt hatte. Wieland war in die Großmutter verliebt geweſen, Göthe in die Mutter, warum ſollte er nicht auch mit dem Töchterchen ein bischen tändeln? Den Jahren nach konnte ſie allerdings ſeine Tochter oder Nichte ſein; aber der alte Onkel hatte ein der „Liebe" immer noch zugängliches Herz. Bettina „das Kind" war von ſeiner Mama empfohlen und war noch ſo jung und ſo phantaſtiſch und geiſtreich irrlichtelirend, und that dem alten Onkel ſo ſchön, und ſchmeichelte ſo artig, und verehrte und betete an, und wollte ihr unendliches Herzchen an ſeiner unendlichen Weisheit bilden. Das Kind war auch ſonſt intereſſant: es kam eben von ſeiner Jugendfreundin, der Günderode, mit der es lange zuſammen romantiſche Poeſie getrieben und die ſich jetzt wegen einer unglücklichen Liebe erſtochen hatte. Göthe konnte nicht umhin, ſich Schmeichelei und Spielerei mit dem Behagen eines halbverliebten Onkels gefallen zu laſſen und mit Bettina einen kleinen Briefwechſel anzuknüpfen, der ſpäter den Literaturhiſtorikern viel Kopfbrechen verurſachen ſollte. Denn Bettina erweiterte die Billets Göthe's zu einem phantaſtiſchen Briefroman und ſchrieb ſich dabei einen viel wichtigeren Platz im Herzen Göthe's zu, als ſich actenmäßig nachweiſen läßt. Sie behauptete ſogar, daß eine Anzahl verliebter Sonette an ſie gerichtet ſeien, von denen ſicher iſt, daß ſie einer andern Liebe galten[1].

Das andere Liebesverhältniß, welches Göthe um dieſe Zeit — kaum ein Jahr nach ſeiner formellen Hochzeit — anknüpfte, war nach ſeinem eigenen Geſtändniß ernſterer und leidenſchaftlicherer Natur. Wilhelmine oder „Minchen" Herzlieb hieß ein Waiſenkind, das der Buchhändler Frommann und ſeine Frau im Alter von neun Jahren zu ſich nahmen und aufziehen ließen. Göthe verkehrte oft im Haus und lernte Minchen ſchon als Kind kennen, und Minchen verehrte ſchon früh den „lieben alten Herrn". Während der Jenaer Leidenszeit war das Kind bereits zur Jungfrau herangeblüht, nicht eben von auffallender Schönheit, aber von gewinnender Anmuth und Liebenswürdigkeit. Der faſt ſechzigjährige Göthe

[1] „Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde." Berlin 1835. Vgl. G. von Löper, Briefe Göthe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin 1879. Wie Bettina die Billets Göthe's verarbeitete, wurde bereits 1861 an einem derſelben deutlich veranſchaulicht. „Ein Originalbrief Göthe's an Bettina." Bl. für Lit. Unt. 1861. Nr. 45. Vgl. Art. Bettina in der Deutſchen Biographie. II. 578 bis 583. — Lewes (Freſe) II. 432—435 zeichnet das Verhältniß im Weſentlichen richtig. Sehr übertrieben iſt die komiſche Charakteriſtik bei Keil, Frau Rath. 1871. S. 22 ff.: „halb Hexe, halb Engel; halb Prieſterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube" u. ſ. w.

verliebte sich allen Ernstes in das kaum siebenzehnjährige Mädchen (geb. 1789), und dichtete Sonette an sie, in welchen er sogar ihren Namen, wenigstens versteckt, dem Publikum und der Nachwelt anvertraute:

„Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen“ [1],

d. h. „mein artig Kind Herzlieb“. Der Ernst der Zeit war damit vorläufig wieder überwunden; er hatte einen Roman, der sein „so weises und so thörichtes Herz“ wieder beschäftigte und ihm Stoff und Anregung gab, auch einen neuen literarischen Roman zu planen. Das Lächerliche des Verhältnisses entging ihm nicht, allein die Leidenschaft war noch immer mächtiger als der Verstand: „Ich höre wohl der Genien Gelächter; doch trennet mich von jeglichem Besinnen Sonettenwuth und Raserei der Liebe.“ [2] Wie immer, war das aber auch jetzt nur eine der Ingredienzien, deren er zu seinem bunten Leben bedurfte. Daneben regierte er gravitätisch Schauspieler und Schauspielerinnen, inspicirte den botanischen Garten und das Münzcabinet, und beschäftigte sich mit fast allen Wissenschaften und Künsten zugleich.

Während der Badekur in Karlsbad gefiel sich die weimarische Excellenz im Anschluß an die dort weilende vornehmere Welt. Er erwähnt darunter einer Fürstin Solms, geb. Prinzessin von Mecklenburg, die später Königin von Hannover wurde, einer Fürstin Bragation, des Herzogs von Coburg, des Prinzen Ligne, des Grafen Corneillan, des Hofraths Gentz, des französischen Residenten von Reinhard, seines eigenen Herzogs. Während diese hohe Gesellschaft sein Ansehen und seinen Ruf vermehrte, brachten ihn seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien mit Ärzten und Gelehrten, Sammlern und Geschäftsleuten in Verkehr. Immer mehr gewöhnte er sich indeß, den hohen herablassenden Herrn hervorzukehren und sich majestätisch zuzuknöpfen, wo nicht sein Interesse gerade einen heitern und behaglichen Verkehr zu erheischen schien.

In Weimar ward er bei seiner Rückkehr mit einer Serenade beehrt,

[1] Göthe's Werke [Hempel]. I. 214.

[2] Ebdſ. I. 215. Nach Luise Seidler hätte sich Minchens „tiefe Verehrung“ für Göthe nie zur „Leidenschaft“ gesteigert. S. Grenzboten 1874. IV. 445. — Vgl. F. J. Frommann, Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Jena 1872. S. 116 ff. 163 ff. Göthe selbst gleitet in den Tag- und Jahresheften ohne nähere Angaben über die Sache weg. Er spricht nur von einem „schmerzlichen Gefühl der Entbehrung“ (Werke. XXVIII. 177) und: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet“ (ebdſ. XXVIII. 186). Nach einer zweiten unglücklichen Liebe ging Wilhelmine eine noch unglücklichere Ehe ein und starb als Geisteskranke 1865.

welche in ihm nicht wenig den Plan befestigte, eine kleine Singschule zu gründen. Das war noch ein Fach, mit welchem er sich bis dahin wenig abgegeben.

„Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind und da sein sollten." [1] So klagt er seinem Freunde, dem Musiker Zelter in Berlin, mit dem er jetzt viel über Musik correspondirte. „Mit der Oper," fügte er bei, „wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe." [2] Donnerstag wurden Übungen mit einem heitern Souper gehalten, am Sonntag — an Stelle des Gottesdienstes — ein klein Concert mit Frühstück.

In Jena, wo er sich vom 11. November bis 15. December 1807 aufhielt, brachte Minna Herzlieb die schon erwähnte „Sonettenwuth" über ihn. Um diese Zeit ward er auch von Zacharias Werner besucht, der ihm sehr gut gefiel [3]. Werner kam dann nach Weimar hinüber und blieb da bis in den April. Göthe ließ dessen Tragödie „Wanda" aufführen. Anspielend auf ein anderes Stück Werners, schrieb er (11. Januar 1808) an Jacobi [4]:

„Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist."

Schon ein Jahr später war er indeß mit Werner, wie mit der ganzen sogen. romantischen Schule, höchlich unzufrieden:

„Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders, als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle je einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

„Deßwegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben immer fort; aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein jeder ein Besonderes, ein Bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen . . .

[1] Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. Berlin 1833. I. 268.
[2] Ebds. [3] Ebds. S. 289.
[4] Göthe's Briefe. Berlin. Nr. 113. — Biehoff, Göthe's Leben. IV. 65.

„Sehr ſchlimm iſt es dabey, daß das Humoriſtiſche, weil es keinen Halt und kein Geſetz in ſich ſelbſt hat, doch zuletzt früher oder ſpäter in Trübſinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die ſchrecklichſten Beiſpiele an Jean Paul (ſiehe deſſen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (ſiehe deſſen Schriftproben) erleben müſſen. Übrigens gibt es noch immer Menſchen genug, die dergleichen Dinge anſtaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will.“ [1]

Hatte Göthe in Bezug auf die mangelhafte äußere Kunſtform der Romantiker theilweiſe Recht, ſo täuſchte er ſich dagegen ſehr über den üblen Humor, den er Görres zuſchrieb [2]. Dieſer ſprudelte gerade in dieſer Zeit über von gutem Humor, wie ſeine Briefe und die Einſiedlerzeitung beweiſen [3]. Der alte Voß ſchlug darüber um ſich, als wäre er von einem Bienenſchwarm geſtochen. Göthe ſelbſt ſcheint über Görres nicht ſonderlich guten Humors geweſen zu ſein, wie ihn auch die Converſion Friedrich Schlegels offenbar ſehr unangenehm berührte.

„Leſen Sie ja doch Friedrich Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier,“ ſo ſchrieb er an Zelter, „und bewundern, wie er ein ganz crudes chriſtkatholiſches Glaubensbekenntniß mit den herrlichſten Anſichten über Welt-, Menſchen- und Culturgeſchichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieſes Büchlein alſo auch für eine Declaration ſeines Übertritts zur alleinſeligmachenden Kirche anſehen. Alles dieſes hocus pocus, es mag nun wirken wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart iſt zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, ſie mag ſich auch durch Individualitäten modificiren als ſie will.“ [4]

Schon früh im Jahre 1808 (den 12. Mai) ging Göthe wieder als Kurgaſt nach Karlsbad und genoß da das vornehme geſellige Leben, das ihn mit weiteren Kreiſen in Verbindung ſetzte. Die Herzogin von Kurland war da, mit ihr der Dichter Tiedge und die Präſidentin von der Recke, dann der Herzog Auguſt von Gotha, der Fürſtbiſchof von Breslau, ein geheimnißvoller Schwede unter dem Namen „von Reiterholm“, Kreishauptmann von Schiller, die Bergräthe Werner und von Herder, letzterer

[1] Briefwechſel mit Zelter. I. 340.

[2] J. Galland, Joſ. v. Görres. Freiburg 1876. S. 118 ff. 130.

[3] In den „Schriftproben von Peter Hammer“ ſagt Görres u. A.: „Welche aber die Unausſtehlichſten ſind? Das ſind die dummen Propheten und Jene, die nur immerfort vorgackern von Politik und politiſchen Sachen; das Geſchmeiß aber, das niſtet im Verderben der Zeit und von ſeinen Sünden ſich mäſtet, jenes ſchachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literariſchen Trödelmarkte vergaunert u. ſ. w.“ Voß bezog das auf ſich und ward ganz erbost; ſollte auch Göthe ſich getroffen gefühlt haben?

[4] Briefwechſel mit Zelter. I. 327.

des alten Freundes Sohn. Vertraulicher verkehrte er mit der Familie von Ziegesar, die ihm längst bekannt war und bei der er Pauline Gotter und Frau von Seckendorf antraf[1].

Höchst pedantisch erzählt er in den „Tages- und Jahresheften", wie er die ersten Bände der bei Cotta erscheinenden Allgemeinen Zeitung habe binden lassen, um sie dann mit nach Karlsbad zu nehmen[2].

Nach seiner Rückkehr schickte er seinen August an die Universität Heidelberg, mit Empfehlung an Voß und Thibaut. In Frankfurt traf derselbe die Großmutter noch am Leben; doch starb dieselbe am 13. September, 77 Jahre alt. Göthe sah sie nicht mehr: er ging auch hier wieder dem Leiden und dem Tode aus dem Wege. Um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, ließ er Christiane nach Frankfurt reisen. Sie that es „auf eine glatte und noble Weise", wie Göthe anerkennend an Knebel berichtet[3].

Unterdessen rückte der Fürstencongreß von Erfurt heran. Das Statthalter-Palais Dalbergs, wo Wieland, Göthe, Schiller, Herder und die anderen Genies so manchen Besuchsabend verplaudert hatten, sollte den mächtigsten Herrscher Europa's beherbergen. Alle Fürsten Europa's sollten sich um ihn versammeln. Französische Decorateurs erschienen, um die vielthürmige Kleinstadt aufzuputzen. Die berühmtesten Schauspieler von Paris kamen, um vor einem Parterre von Königen und Fürsten zu spielen. Alle Rheinbundsstaaten bis auf die kleinste Souveränität herab wurden durch ihre Fürsten oder ihre Thronerben vertreten. Preußen hatte den Prinzen Wilhelm, Österreich den General Vincent geschickt. Am 27. September 1808 kam Napoleon an und traf noch am selben Tage mit dem Kaiser Alexander und dem Großfürsten Constantin zusammen. Seit den Zeiten des Mittelalters war kaum mehr ein so großartiger Fürstentag gehalten worden. Doch kein deutscher Kaiser hatte ihn berufen, sondern der korsische Emporkömmling, der Sohn der Revolution, der die alten, ehrwürdigen Fürstengeschlechter verachtete und sie, an der Seite der russischen Autokraten, sehr von oben herab behandelte[4].

Während Göthe Napoleon bewunderte, Voigt jede Auflehnung gegen

---

[1] Tag- und Jahreshefte — Werke [Hempel]. XXVIII. 179.

[2] Ebds. S. 184.

[3] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 339. — Vgl. Frese, Göthe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Stuttgart 1877. S. 7.

[4] Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte. III. 195—200. — A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 124. — Friedr. von Müller, Erinnerungen. S. 217 ff.

ſeine Gewaltherrſchaft für Vermeſſenheit hielt, trug der Herzog nur widerwillig das fremde Joch[1]. Er berief noch 1808 den Herrn von Müffling in ſeine Landesregierung, der als preußiſcher Offizier und Unterquartiermeiſter den Rückzug von 1806 mit ihm gemacht und die Franzoſen gründlich haßte. Voigt ſah ihn nicht gerne. Niemand wußte, daß er hauptſächlich dazu angeſtellt war, die Erregung und Bewegung gegen Napoleon im Geheimen zu ſchüren und den verſtreuten Elementen einen Vereinigungspunkt zu geben. So ſtellte wenigſtens Müffling ſelbſt ſeine Aufgabe dar. „Von Weimar aus," ſagte er, „wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufſehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruche des Krieges ſich als echt deutſches Element zeigte."[2] Auch die Badereiſen des Herzogs nach Karlsbad und Teplitz ſollen nach ſeiner Verſicherung in dieſem Sinne ausgenützt worden ſein.

Auf dem Fürſtencongreß war begreiflicher Weiſe nichts von ſolcher Geſinnung zu ſpüren. Der Herzog verſchwand unter den übrigen Vaſallen des franzöſiſchen Kaiſers. Wurde doch die Wache, als ſie den König von Württemberg mit dreifachem Trommelzeichen begrüßen wollte, von dem Offizier angeſchrieen: Still! Es iſt ja bloß ein König! Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!

Göthe, der früher in Weimar kein Gehör bei Napoleon hatte finden können, wollte anfänglich von den Feſtlichkeiten, die mit dem Congreß verbunden waren, nichts wiſſen. Aber der Herzog ſchickte am 29. nach ihm. Nun kam er und intereſſirte ſich an dem merkwürdigen Schauſpiel. Beſonders zog ihn das franzöſiſche Theater an. Am 29. wurde Racine's „Andromache", am 30. deſſen „Britannicus", am 3. October Voltaire's „Ödipus" gegeben. Göthe war über die Leiſtungen der Schauſpieler in heller Begeiſterung. Dazu Stücke, welche zu den bedeutendſten der franzöſiſchen Bühne gerechnet wurden — und ein „Parterre von Königen"!

Den Königen und Fürſten erwies Napoleon wenig Artigkeit. Dem Kaiſer Alexander erſparte er die Demüthigung nicht, in ſeiner Gegenwart die Tapferſten eines franzöſiſchen Regiments, das 1807 gegen die Ruſſen gekämpft, vor ſich kommen und ſich ihre Heldenthaten erzählen zu laſſen. Dagegen entſprach es ſeiner Politik, die gleich ihm aus dem Bürgerſtande aufgekommenen literariſchen Berühmtheiten etwas auszu-

[1] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 96 ff.

[2] Müffling, Aus meinem Leben. S. 18 ff.

zeichnen. Sie waren nicht so zahlreich wie die kleinen deutschen Souveräne und hatten von jeher eine gute Dosis französischer Gesinnung an den Tag gelegt. Von der ganzen frühern weimarischen Herrlichkeit waren eigentlich nur noch zwei übrig: der eine war Wieland, wie Göthe ihn genannt hatte, le doyen de la littérature allemande, 75 Jahre alt, einst der unermüdliche Nachahmer des Mercure de France und der französischen Salonliteratur, der begeisterte Prediger der französischen Revolutionsideen und der gestrenge Richter der französischen Revolution, jetzt ein gebrochener Greis, den Göthe und sein Kreis mehr oder weniger als eine überlebte Größe behandelten und über den längst die komische Edictalvorladung der Romantiker ergangen war, der sich aber nicht als falschen Propheten erwiesen hatte, wenn er früher den Sieg Frankreichs von Bonaparte erwartete. Der Andere war Göthe, schon nahezu ein Sechziger, nach gewöhnlicher Berechnung auch über die Jahre hinaus, in welchen ein Schriftsteller große Erfolge zu erzielen pflegt. Seine der classischen französischen Bühne nahestehenden Leistungen „Tasso" und „Iphigenie" und sein moderner „Wilhelm Meister" waren noch nicht viel über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen. Napoleon scheint ihn nur als Dichter des „Werther" und „Götz" gekannt zu haben — also bloß den jungen stürmischen Göthe, der, Shakespeare nacheifernd, alle Schranken der Kunst durchbrach, nicht den alten Geheimrath, dem vor lauter Kunstgeheimnissen die eigene Poesie beinahe zum Geheimniß geworden war, der Voltaire und Diderot übersetzte und die griechischen Göttinnen ähnlich verehrte, wie sie in Paris immer verehrt worden waren.

Seine Audienz bei Napoleon hat Göthe erst nach vielen Jahren, den 15. Februar 1824, skizzirt[1]. Am 2. October 11 Uhr Vormittags wurde er zu dem Kaiser gerufen, der, eben beim Frühstück, sich mit Talleyrand und Daru über Contributions-Angelegenheiten unterhielt[2]. Göthe blieb in respectvoller Entfernung, bis ihn der Kaiser herbeiwinkte.

---

[1] Kanzler Müller trieb ihn dazu an. Am andern Morgen schrieb ihm Göthe: „Sie haben mir gestern einen Floh hinters Ohr gesetzt, der mich nicht schlafen ließ. Ich stand um fünf Uhr auf und entwarf die Skizze jener Unterredung mit Napoleon. Zur Strafe aber, daß Sie mich dazu verleitet, secretire ich mein Produkt." — Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. 1871. S. 80. 81.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 323 ff. 553 ff. Vgl. A. Schöll, Göthe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. 1882. S. 467—484 (Dichter und Eroberer).

„Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: ‚Vous êtes un homme.‘ Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt seid Ihr?

Sechzig Jahre.

Ihr habt euch gut erhalten —

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: ‚Es ist kein gutes Stück‘ [1], und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle [2] und sagte: ‚Warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß‘; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.“

Göthe entschuldigte sich, indem er dem Kaiser zugleich über seinen literarischen Scharfblick ein Compliment machte.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. ‚Was,‘ sagte er, ‚will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.‘“

Nachdem das kurze Literaturgespräch eine Weile durch politisch-militärische Conversation des Kaisers mit Daru und Marschall Soult unterbrochen, stand der Kaiser plötzlich auf und wandte sich wieder zu Göthe.

---

[1] Wie Göthe Boisserée erzählte, sagte Napoleon geradezu: „Mahomet est une mauvaise pièce“, und Göthe meinte dazu: „Er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen.“ — Sulpiz Boisserée. I. 265.

[2] Welche, hat Göthe selbst dem Freund Eckermann nicht einmal verrathen wollen (Gespräche III. 28); doch fand „der Alles besser wissende Düntzer“ sogar zwei Stellen für eine. S. Schöll, Göthe. S. 482.

„Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er, ob ich verheirathet ſei, Kinder habe und was ſonſt Perſönliches zu intereſſiren pflegt; ebenſo auch über meine Verhältniſſe zu dem fürſtlichen Hauſe, nach Herzogin Amalia, dem Fürſten, der Fürſtin und ſonſt; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weiſe. Er ſchien zufrieden und überſetzte ſich's in ſeine Sprache, nur auf eine etwas entſchiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Geſpräch die Mannichfaltigkeit ſeiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte, denn ſelten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe, oder ſagte Oui oder C'est bien oder dgl.; auch darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß, wenn er ausgeſprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: ‚Qu'en dit Mr. Göt?'"

Damit hatte die weltgeſchichtliche Unterredung vorläufig ihr Ende. Die zwei folgenden Tage hatte Göthe als Theaterchef viele Sorge, weil Napoleon nach Weimar hinüberkommen und die Schauſpieler des Théâtre français auch dort eine Vorſtellung geben laſſen wollte. Am 6. war große Treibjagd in der Nähe von Weimar, dann Feſteſſen, Theater und Hofball. Es wurde Voltaire's „Tod des Cäſar" aufgeführt, ein in Paris polizeiwidriges Stück, das aber Napoleon vor den guten Deutſchen für weniger gefährlich hielt[1]. Bei dem Ball ließ er nach kurzer Begrüßung den Kaiſer Alexander ſtehen und ſuchte nochmals Göthe auf. Wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit[2] redete er ihm zu, daß er nicht Shakeſpeare, ſondern die claſſiſche Tragödie nachahmen ſollte: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés ... Das Trauerſpiel ſollte die Lehrſchule der Könige und der Völker ſein; das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann." Ferner ſoll er ihm noch geſagt haben:

„Sie ſollten den Tod Cäſars auf eine vollwürdige Weiſe großartiger als Voltaire ſchreiben. Dieſe Arbeit könnte Ihre Hauptlebensaufgabe werden. In dieſer Tragödie müßte man der Welt zeigen, wie Cäſar die Menſchheit hätte glücklich machen können, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine weitausſchauenden Pläne zu verwirklichen ... Kommen Sie nach Paris! Ich fordere das von Ihnen. Da werden Sie einen viel weitern Kreis für Ihren beobachtenden Geiſt finden, da werden Sie ungeheures Material für Ihre poetiſchen Schöpfungen finden."

---

[1] Er ſoll zur Herzogin Luiſe geſagt haben: Étrange pièce, ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici." — Knebels Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette. S. 348.

[2] S. Müller, Erinnerungen. S. 240. — Thiers, Histoire du Consulat etc. Liv. 32. — Lewes (Freſe). II. 431.

Wieland war den Feſtlichkeiten in Erfurt fern geblieben; er war zu alt. Einen Monat zuvor hatte der gemüthliche Schwabe folgenden Rückblick auf ſein Leben geworfen[1]:

„Ich habe zwar in vollen 75 Jahren Gottlob! kein glänzendes, noch ſonderliches Glück gemacht; ſondern auch das herzdrückende Schickſal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner beſten Jahre zu überleben. Aber demungeachtet verdanke ich der Mutter Natur eine ſo glückliche Organiſation und Sinnesart, und meinem guten Genius ſo manche glückliche Ereigniſſe, und ein ſo freundlich ſchönes Gewebe der 27 593 Tage (die Schalttage mit eingerechnet), daß ich mich nicht zu täuſchen glaube, wenn ich gegen einen trüben und ſtürmiſchen Tag, womit die Parzen mich nicht verſchonen konnten oder wollten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines ſo frohen Lebensgenuſſes zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von dieſem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich ſind die Gefühle, worin ſich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermiſcht, immer die angenehmſten.“

Wie Göthe, wurde auch er zu dem großen Gala-Diner und zum Hofball eingeladen, fühlte ſich aber nicht wohl genug[2]. Dagegen konnte er der Luſt nicht widerſtehen, die Pariſer Schauſpieler zu ſehen. Er wohnte dem „Tode Cäſars“ bei, in einer Seitenloge, in welcher ſonſt der Herzog dem Schauſpiel beizuwohnen pflegte. Napoleon ſah da den einfach gekleideten Greis mit ſeinem Sammetkäppchen und fragte, wer es ſei. Als er hörte, daß es Wieland ſei, wollte er ihn durchaus ſehen.

„Nun war kein anderer Rath,“ erzählt Wieland ſelbſt, „als mich in den Hofwagen, der mir geſchickt wurde, zu ſetzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, eine Calotte auf dem Kopf, ungepudert, ohne Degen und in Tuchſtiefeln (übrigens anſtändig coſtumirt) im Tanzſaal zu erſcheinen. Es war gegen halb eilf Uhr. Kaum war ich etliche Minuten dageweſen, ſo kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu. Die Herzogin präſentirte mich ihm ſelbſt, und er ſagte mir ganz leutſelig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich ſcharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menſchen gleich auf den erſten Blick zu durchſchauen, in höherm Grade beſeſſen, als Napoleon. Er ſah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein ſchlichter, anſpruchsloſer, alter Mann war, und da er, wie es ſchien, für immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, ſo verwandelte er ſich augenblicklich in die Form, in welcher er ſicher ſein konnte, ſeine Abſicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, ſanfteren und anſpruchsloſeren Menſchenſohn geſehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir ſprach, ein großer Monarch zu ſeyn, ſich bewußt war. Er unterhielt ſich mit mir wie ein alter Bekannter mit ſeines

[1] H. Döring, Chr. M. Wielands Biographie. 1853. S. 146.
[2] Ebdſ. S. 147 ff.

Gleichen, und was noch keinem Andern meines Gleichen wiederfahren war, an anderthalb Stunden lang in Einem fort, und ganz allein, zum großen Erstaunen aller Anwesenden. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune war, viel zu sprechen und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. Es war nahe an zwölf Uhr, als ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, die sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Se. Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. ‚Allez donc', sagte er mit freundlichem Ton und Miene, ‚allez! bon soir!'"

Das lange Gespräch drehte sich erst um Wielands Schriften, dann um geschichtliche Fragen. Wieland sollte sagen, welches Zeitalter er für das glücklichste halte. Als Wieland ausweichend antwortete, ging Napoleon gegen Tacitus los: die römischen Kaiser seien lange nicht so schlecht gewesen, als Tacitus sie geschildert. Darauf kam er auf den Einfluß der Griechen und auf das Christenthum zu sprechen. Wieland fragte Napoleon, weßhalb „der Cultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geiste unserer Zeit nicht angemessener ausgefallen sei". Napoleon antwortete: „Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein." In dem weitern Gespräch über Religion machte Napoleon den Skeptiker und ging so weit, die wirkliche Existenz Christi zu bezweifeln. Das war Wieland doch zu arg; er vertheidigte sie mit Lebhaftigkeit.

„Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso thöricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben."

„Gut, gut," erwiederte Napoleon, „die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." [1]

Das Gespräch Wielands mit Napoleon war somit in jeder Hinsicht bedeutender und gehaltvoller, als dasjenige Göthe's. Göthe war am andern Tag so müde, daß er, als er einen Besuch bei Frau von Stein

[1] Müller, Erinnerungen. S. 251.

machte, sofort einschlief und fortschlief, bis die bei ihr versammelte Gesellschaft wieder fort war.

Am 7. October war wieder große Jagd zwischen Apolda und Jena, auf der Höhe des Landgrafenberges, von wo aus Napoleon zwei Jahre zuvor die Schlacht von Jena befehligt hatte. In Begleitung des Prinzen Wilhelm besuchte er das Schlachtfeld. Er soll dabei, nach dem Berichte Müfflings[1], nur durch seinen Begleiter einem Attentate entgangen sein, das zwei preußische Reiter auf ihn vorhatten. Sie lauerten im Webicht, dem nächsten Wald bei Weimar, mit Musqueten unter dem Mantel auf den Vorbeireitenden. Als sie jedoch den preußischen Prinzen an Napoleons Seite erblickten, entsank ihnen Muth und Entschluß.

In den nächsten Tagen regnete es Sterne und Ordensbänder. Sowohl Göthe als Wieland erhielten am 14. October von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, von Kaiser Alexander den St.-Annenorden. Was Göthe mit Napoleon eigentlich gesprochen, konnte Frau von Stein in den nächsten Tagen nicht erfahren: es hieß, er sei zufrieden, wolle aber die Unterredung geheimhalten. Daß Napoleon aber zu seiner Umgebung von ihm gesagt habe: Voilà un homme! verbreitete sich bis zu dem Grafen von Reinhard, der damals in Frankfurt war. Er schrieb wenigstens: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: Voilà un homme! Ich glaube es; denn er ist fähig, dieß zu fühlen und zu sagen.“[2]

Göthe antwortete:

„Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen! Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo in umgekehrtem Sinne auf mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn.“[3]

Auf die theatralische Verherrlichung sollte indeß bald eine peinliche Ernüchterung folgen. Weimar sank nach den meteorhaften Festlichkeiten bald wieder in seine alltägliche Kleinheit zurück. Aber nicht einmal in seinem winzigen Königreiche von Mineralien, Gypsabgüssen, Münzen, Büchern, Pflanzen, Musikalien, Schauspielern und Schauspielerinnen blieb Göthe's Königthum nunmehr unangefochten.

Die Schauspielerin Karoline Jagemann hatte, seitdem sie des Herzogs „Freundin“ geworden, zahlloses kleines Unheil an der Bühne ange-

[1] Müffling, Aus meinem Leben. S. 27.
[2] Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. Stuttgart 1850. S. 43.
[3] Ebdf. S. 44.

richtet, anderen Schauſpielerinnen ihre Rollen weggekapert, ſie durch ihren Hochmuth verletzt, in alles Mögliche hineingeredet und hineinregiert. Sie wagte ſich endlich auch an Göthe, nicht unmittelbar, aber indem ſie gegen ihn intriguirte [1].

Den Anlaß bot der bei Göthe ſehr beliebte Sänger Morhardt [2], welcher ſich Anfangs November weigerte, bei der Oper „Sargino" aufzutreten, die auf zweimaligen herzoglichen Befehl am 5. November gegeben werden ſollte. Derſelbe brachte am 3. ein mediciniſches Atteſtat bei, daß er zwar nicht krank ſei, aber wohl durch eine Heiſerkeit am Singen behindert werden könnte. Der Herzog brauste auf und verlangte von Göthe, daß er den Widerſpänſtigen ſofort verabſchieden ſollte, ohne weitere Gage als die der künftigen Woche. Die Vorſchüſſe, die er aus der Theaterkaſſe erhalten, ſollten ihm geſchenkt ſein; aber wenn er die Stadt nicht bis zum 20. verlaſſe, ſolle er polizeilich ausgewieſen werden. Göthe wagte es nun, für Morhardt einzutreten, worauf der Herzog zwar den beſtehenden Contract mit ihm bis Oſtern noch gnädig fortbeſtehen laſſen wollte, aber das Eingehen ſolcher Contracte ernſtlich rügte [3]. „Ein Heimchen," ſchrieb er an Voigt, „oder ſonſt ein unangenehmes Inſekt kann öfter ein Hausweſen ſo plagen, daß alle Arbeit bei Seite geſetzt werden muß, um ruhige Nächte den Einwohnern zu verſchaffen." Göthe aber ward über die Sache ſo entrüſtet, daß er ſeinen Austritt aus der Theatercommiſſion begehrte:

---

[1] E. Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. II. 169—185. „Aus den die Jagemann betreffenden Theilen dieſer Briefe geht zur Genüge hervor, wie die Künſtlerin, gleich nach ihrem Eintritt in den Weimarer Kreis, verleitet durch ihre künſtleriſchen, noch mehr durch ihre perſönlichen Vorzüge, ihre dadurch erzielten Erfolge, ſowie ihre ganz exceptionelle Stellung, Oppoſition machte, die ihr Widerſtrebenden zu entfernen ſuchte, um bald Alleinherrſcherin nach jeder Richtung hin zu ſein. Mit den Mitgliedern begann ſie, dann kamen ihre nächſten Bühnenvorgeſetzten, Regiſſeur und Kapellmeiſter, an die Reihe, und endlich brachte ſie es durch ihr Gebahren dahin, daß der Schöpfer, die Seele des ganzen Weimarer Theaterweſens, Göthe, voll Überdruß ſeine Stellung bei der Bühne aufgab, wodurch ſie ihr ſo lang erſehntes Ziel, völlige Alleinherrſchaft bei dem Hoftheater, erreichte. Freilich brauchte ſie zu letzterem Reſultat genau zwanzig volle Jahre, von 1797 bis 1817, aber ſie erreichte es, und Göthe muß während dieſer Zeit des geheimen Kampfes wohl manches Bittere, Unangenehme erfahren und erduldet haben, wovon der Welt nichts bekannt geworden iſt."

[2] Tag- und Jahreshefte. Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 175.

[3] Das Reſcript, wie die Briefe und Acten für das Folgende bei O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 482—532.

„So befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden, das meinen sonst so wünschenswerthen und dankenswerthen Zustand zur Hölle macht. Was mir außerdem obliegt, werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen." [1]

Voigt mahnte: „Göthens Opinion ist zu weit ausgedehnt; nicht allein das hiesige Publikum, sondern ganz Deutschland sieht auf ihn. Man wird der Sache, gedruckt und ungedruckt, die fatalsten Auslegungen geben." Hofrath Meyer legte im Auftrage Göthe's Friedensvorschläge vor, worin dieser zwar für das Schauspiel seinen frühern Einfluß sichern wollte, aber zugleich vorschlug, die Operndirection von der Schauspieldirection zu trennen. Dazu ließ Göthe vertraulich versichern, daß „er keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend eine Weise zu geniren, sondern daß ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben solle, ob oder wie sie auftreten wolle" [2]. Umsonst. Der Herzog erklärte am 30. November rund heraus:

„Die Theatersache ist von der Art, daß ich platterdings die sogenannte Souverainetät nicht länger existiren lassen will; kann sich Göthe in ein vernünftiges, natürliches und den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement fügen, so soll es mir lieb seyn, mit ihm zu thun zu haben, wo nicht, so kann er die Direction ganz aufgeben." [3]

Einen ganzen Monat hatten sich die beiden einstigen Freunde auf diese Weise verbittert; ein zweiter ging nun damit vorüber, daß Göthe ganze Actenstöße über eine neue Organisation der Theatercommission entwarf, der Herzog und Voigt sie durchberiethen, beide Theile sich auf's Unerquicklichste stritten, Göthe (am 18. December) neue Ursache fand, „höchst verdrießlich und mißtrauisch zu seyn", und endlich darüber erkrankte [4].

---

[1] O. Jahn a. a. O. S. 485. [2] Ebds. S. 486. 487.

[3] Ebds. S. 489. Die Klage des Herzogs über Göthe's „Tyrannei" kehrt in mehreren Billets an Voigt wieder: „Ich bitte den Göthe'schen Unsinn und die ethisch poetisch moralisch politische Einkleidung seiner Herrschsucht, und wie er selbst ausdrückt, Tyrannei ..... (?), ohne die Einflüsse der Gemahlin zu benennen" u. s. w. .... Ebds. S. 72. „Schicken Sie mir Göthe's Exaltationen mit Ihrem Votò wieder. Ich möchte gern meiner Frau die sehr wunderbare Meynung dieses kleinen Tyrannen lesen lassen" u. s. w. Ebds. S. 73.

[4] Ebds. S. 527. 529. — In den Tag- und Jahresheften sagt Göthe nur: „Gegen Ende des Jahres ergaben sich beim Theater allerlei Mißhelligkeiten, welche zwar, ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten." Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 184.

„Ew. Durchlaucht," ſchreibt Voigt, „werden aus der Beylage (die ich Nachmittag 3 Uhr erſt erhielt) wahrzunehmen geruhen, daß Göthe wirklich krank iſt. Die Theater-Sache ſcheint ſo in ihm wiederzuhallen, daß er alles, was er für Angriff auf ſein Theater-Leben und -Weben anſieht, ſich zu Gemüth nimmt, und darüber an Leib und Geiſt krank wird. Ich muß geſtehen, daß ich aus vielen Urſachen bekümmert über die Sache bin."

„Ich hatte an Göthe (Ew. Durchlaucht Befehl zu Folge) vorläufig gemeldet, daß der Commiſſion der Plan zur Theaterorganiſation überlaſſen werden ſolle. Darauf ſchrieb er dieſes anliegende Blatt. Er ſucht darin ſeine gänzliche Entlaſſung, um ſich, wie der alte Ziegeſar, zur Ruhe zu begeben."

Das war der Welt Lohn dafür, daß Göthe unermüdlich über dreißig Jahre ſich der theatraliſchen Unterhaltung des Hofes von Weimar gewidmet, erſt das Liebhabertheater in Gang gebracht, dann die Hofbühne von unbedeutenden Anfängen zu einer der erſten Bühnen von Deutſchland herangeſchult hatte. Zahlloſe fröhliche Theaterabende, Schillers Dramen, Götz und Stella, Iphigenie und Taſſo — Alles war vergeſſen um einer herrſchſüchtigen Schauſpielerin willen, welche zu dem Herzog in einem nichts weniger als rühmlichen Verhältniß ſtand. Göthe hatte ſeinen Dienſt gethan; er konnte nun gehen, — und er wäre wahrſcheinlich um ſeine Theaterdirection gekommen, wenn es nicht dem perſönlichen Einfluß Voigts gelungen wäre, den vollſtändigen Bruch zwiſchen dem Herzog und ihm für dießmal noch zu hindern und einen Ausgleich herbeizuführen, den er mit Ehren annehmen konnte. Weder ſeine unendlich kleinlichen bureaukratiſchen Theateracten, noch ſeine empfindlichen Klagen aber ſtimmen zu Napoleons Urtheil: Voilà un homme! Dazu folterte den tiefgekränkten Dichter die ebenſo thörichte als unglückliche Liebe zu einem noch kaum den Kinderſchuhen entwachſenen Mädchen, nachdem er eben erſt ſeiner langjährigen Lebensgenoſſin die bürgerlichen Rechte einer Gattin verſchafft hatte. Das alte Weimar war ſchon halb ausgeſtorben. Hof, Stadt und Land ſeufzten unter dem fremden Joch. Göthe's poetiſche Thätigkeit durchkreuzten proſaiſche Studien und Sorgen. Ein Drama „Pandora" blieb, wie ſo vieles Andere, Fragment, ein neuer Roman war erſt im Werden, die Farbenlehre zehrte einſtweilen die beſte Zeit und Kraft auf.

Perſonen-Regiſter.

A.

Abraham a Santa Clara 239.
Ackermann, Profeſſor der Anatomie 292.
Ackermann, Sophie, Schauſpielerin 77.
Albani, Cardinal 347.
d'Alembert 318.
Alexander, Kaiſer 374. 375. 378. 381.
Alſarache 178.
Amor, P., Schauſpieler 74.
Amor, K., Schauſpielerin 74.
Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar 5. 25. 30. 40. 57. 73. 114. 336. 343. 344. 355. 363. 369. 378.
Arioſt 9. 23. 205. 310.
Ariſtoteles 38. 86. 103. 193. 200. 206. 234. 242.
Arnim, Achim v. 372.
Arnim, Fräulein v. 36.
Aubry, Mamſell 115.
Augereau, Marſchall 356.
Auguſt, Herzog von Gotha 109. 373.
Auguſt, Prinz von Gotha 122.
Auguſtinus, der hl. 106. 305.
Auguſtus, Kaiſer 1.

B.

Babo 80.
Baco 38.
Baggeſen, Jens 52. 159.
Balde, S. J. 23. 170—171. 333.
Balſamo, Joſeph, ſ. Caglioſtro.
Barbua, Schauſpielerin 368.
Baſedow 48.
Batſch, Botaniker 290.
Bayle 310.
Beck, Schauſpieler 74. 121.
Becker, Schauſpieler 83.
Beil 84.
Bellomo, Schauſpieler 73. 74. 76. 80. 81.
Benedict XIV., Papſt 347.
Berendis, Freund Winckelmanns 344.
Bernhard, Prinz von Sachſen-Weimar 355.
Bernhardi 310.
Berthier, Kriegsminiſter („Fürſt von Neufchâtel") 360. 361.
Bertuch, Friedr. Juſtin 58. 86. 313. 361.
Bertuch, Sohn 368.
Beurnonville, General 90.
Blücher 115.
Bode, Joh. Heinrich 58. 86. 289.
Böttiger 86. 192. 311. 312.
Boie 299.
Bourbon-Conti, de, Prinz Louis François 317. 318.
Bourbon-Conti, de, Stephanie 316—318.
Bragation, Fürſtin 371.
Braunſchweig, Herzog von 87. 88. 90. 92. 93. 94. 96. 114. 115. 359.
Brentano, Bettina 369. 370.
Brentano, Clemens 210. 258. 301—306. 310. 311. 314. 372.
Bretzner 84.
Brion, Friederike 15. 83.
Brutus 49.
Buchholz 86.
Bürger 207. 299.
Büttner, Hofrath und Profeſſor 69. 293. 361.
Buff, Lotte 15. 300.
Burke 236.
Burkhardt, Demoiſelle 285.
Bury, Friedr., Maler 44.
Byron, Lord 182.

C.

Cäſar 49. 380.
Caglioſtro 86. 119. 128.
Calderon 41. 223. 233. 250. 306. 308. 313.
Calonne 97.
Campe, J. P., Jugendſchriftſteller 116. 122. 163.
Canova 231.
Carlyle 185.
Caro, E., Philoſoph 214.
Carrière (Carriere), Mor. 17. 263.
Carſtens, Künſtler 231.
Caspers, Schauſpielerin 280.

Caffius 49.
Catull 212.
Cellini Benvenuto 96. 192. 203.
Cervantes 9. 178. 310. 315.
Chasot, General 90.
Clairfayt, General 89. 91.
Claudius, Matthias 164. 167. 299. 331.
Conſtantin, der Große 62.
Conſtantin, Großfürſt 374.
Conſtantin, Prinz von Sachſen-Weimar 114.
Conz 151.
Corday, Charlotte 321.
Corneillan, Graf 371.
Cornelius, Peter, Maler 222. 231. 342.
Cotta, Buchhändler 134. 144. 145. 150. 255. 344. 347. 374.
Cranz, A. Fr. 165.
Crébillon 9. 310.
Cuſtine 101. 111.

D.

Dalberg, Joh. Friedr. Hugo, Freiherr v., Domcapitular von Trier 24—25. 26.
Dalberg, Karl Theodor, A. M., Freiherr v., Coadjutor von Mainz 179. 253. 374.
Dalberg, Heribert, Freiherr v. 34.
Dante 23. 205. 212. 223. 315.
Danton 93.
Daru 376. 377.
Delorme, Frau 317. 318.
Delph, Helena Dorothea, Handelsjungfer 114.
Demmer, Joſ., Schauſpieler 74.
Demmer, K. F. W., Schauſpielerin 74.
Descartes 38.
Devrient, E. 85.
Diderot 9. 38. 64. 124. 192. 226. 227. 243. 248. 318. 337. 341. 344. 376.
Dittersdorf 80.
Döderlein 40.
Dönhoff, Gräfin 3.
Domaratius, Schauſpieler 74.
Dubouquet, General 90.
Düntzer, Heinrich 57. 377.
Dürer 221.
Dürr, A. 283.
Dumouriez, General 80. 92. 93. 94. 96.
Dyk, Buchhändler 163. 164.

E.

Eckermann, J. P. 73. 167. 191. 244. 282.
Egloffſtein, v., Hauptmann 312.
Egloffſtein, v., Hofmarſchall 312.
Egloffſtein, v., Hofmarſchallin 312.
Eichendorff, v. 183. 306.
Eichhorn, Profeſſor 47.
Eichſtädt, Hofrath 323. 361.
Einer, ſ. Krako.
Einſiedel, v., Kammerherr 68. 86. 88. 312.
Elkan, Jakob, Hofjude 237.
Empedocles 332.
Engel 81. 152.
Erſch, Bibliothekar 293. 313.
Euripides 223. 273. 311.

F.

Falk, J. 364.
Fernow 365.
Feti, Domenico 221.
Fichte 185. 296. 297. 301. 314. 324.
Fielding 9. 178. 310.
Fieſole, Fra Angelico da 146. 211.
Fiſcher, Gottlob Nathanael 164.
Fiſcher, Regiſſeur 74.
Fiſcher, Frau 74.
Florian 121.
Forſter, Georg 71. 88. 117. 120. 164.
Francia 221.
Franke, Dr. 59.
Franke, Konrad, Tiſchler 291.
Frankenberg, v., Miniſter zu Gotha 46. 112. 289. 296. 361.
Franz, Kaiſer 352.
Franziskus, der hl. 212.
Friedrich II. von Preußen 2. 366. 367.
Friedrich Wilhelm II. 2. 3. 66. 88. 92. 98.
Fritſch, Thomas v., Geheimer Rath 112. 289. 343.
Frommann, Buchhändler 370.
Frommann, Frau 370.
Fürſtenberg, Fr. Freiherr v. 102. 104.
Fulda, Fürchtegott 164.

G.

Gall, Dr., Kranioloģe 349.
Gallitzin, Amalie Fürſtin v. 102—110. 126.
Galvani 332.
Garve 152.
Gazäus Angelinus S. J. 10.
Gelzer 323.
Genaſt, Schauſpieler 74. 78.
Gentz, Hofrath 371.
Gerning, Frankfurter Poet 216.
Gervinus 126. 262. 268.
Giotto 146.
Gleim 116. 164. 167. 299. 329. 334.
Goblet 115.
Godefroy, Friedr. 262.
Göchhauſen, Luiſe v. (Thusnelde) 5. 312. 355. 363.
Gödeke 1. 323.
Görres, Joſeph v. 258. 373.
Göſchen, Verleger 45. 51. 130. 140. 155. 255. 269. 344.

Göthe, August v. 165. 215. 280. 283. 353. 374.
Göthe, Katharina Elisabeth 88. 101. 114. 215. 216. 374.
Göthe, Joh. Wolfgang v., s. Inhaltsverzeichniß.

Werke:

Abschied, der 208.
Achilleis 236. 265—269. 274. 294.
Alexis und Dora 207. 213.
Amor, der neue 104. 208. 213.
Amyntas 208. 213. 218.
Antworten bei einem geselligen Fragespiel 151. 207.
Aufgeregten, die, ein politisches Drama 111. 122—124. 128. 140. 262.
Bergschloß, das 208.
Berichte über das Bergwerk in Ilmenau 57.
Berlichingen, s. Götz.
Besuch, der 151. 207.
Biedermann, der 207.
Blümlein Wunderschön 208.
Braut, die, von Korinth 208. 213.
Brey, Pater, ein Fastnachtsspiel 26.
Bürgergeneral, der 106. 111. 121—122. 128. 132. 140. 197.
Campagne, französische 87—100.
Chinese in Rom, der 207.
Clavigo, ein Trauerspiel 34. 46. 268. 321.
Dauer im Wechsel 208.
Dichtung und Wahrheit 32.
Diderots Versuch über die Malerey, Übersetzung 226.
Edelknabe, der, und die Müllerin 208. 213. 218.
Egmont, ein Trauerspiel 37. 41. 43—44. 46. 83. 84. 119. 161. 202. 246. 268. 304. 324.
Elegien, römische 61. 103. 110. 128. 140. 148. 191. 207. 213. 287. 304.
Empfindungen, verschiedene an einem Platz 151. 207.
Epigramme, venetianische 61. 63—66. 128. 140. 151. 207. 213. 287.
Epilog zu Schillers Glocke 342. 344.
Episteln 213.
Erinnerung 208.
Erste, der 207.
Eugenie (die natürliche Tochter) 316—321. 322. 348. 351.
Euphrosyne, Elegie 83. 208. 213. 218.
Fahrt, glückliche 151. 207.
Farbenlehre 69—72. 108. 128. 160. 165. 236. 304. 347. 384.
Faust, ein Fragment 59. 110. 140. 148. 189. 199. 219. 233. 236. 268. 269—274. 294. 297. 304. 308. 322. 353.
Frankfurter gelehrte Anzeigen (Recensionen) 34.
Freund, der 207.
Frieden, zum ewigen 207.
Frühling, frühzeitiger 208.
Frühlingsorakel 208.
Gatten, die glücklichen 208.
Generalbeichte, die 208. 213.
Geschwister, die, ein Schauspiel 83. 84. 351.
Götz von Berlichingen (Schauspiel) 8. 33. 34. 46. 119. 137. 232. 298. 308. 335—336. 343. 351. 376. 384.
Gott, der, und die Bajadere 208. 213.
Großkophta 81. 83. 84. 119—121. 128. 129. 132. 140. 197.
Heilige und Heiligste, das 207.
Hermann und Dorothea 110. 167. 190—204. 206. 262. 263. 269. 304. 328.
Hochzeitslied 208.
Hofmann, der 207.
Jahre, zum neuen 208.
Jahreshefte, Tag- und 374.
Jahreszeiten, die vier 208.
Jahrmarktsfest, das, zu Plundersweilen 40.
Jery und Bätely 351.
Iphigenie, ein Schauspiel 46. 73. 81. 110. 119. 132. 246. 299. 302. 308. 316. 351. 368. 376. 384.
Junggeselle, der, und der Mühlbach 208. 213. 218.
Kophtische Lieder 129. 151. 207.
Krieg, zum ewigen 207.
Kriegserklärung 208.
Laokoon 226.
Laune, die, des Verliebten 351.
Lebensbeschreibung Benvenuto Cellini's 144—146. 149. 236. 262.
Legende 208.
Leiden des jungen Werther 33. 119. 137. 148. 174. 202. 268. 298. 300. 304. 324. 376. 377.
Leipziger Liederbuch 208.
Lieder, an meine 208.
Loge (Gedichte) 59.
Magisches Netz 208.
Mahomet 275—277.
Mahomet, aus, einige Scenen nach Voltaire, von s. Herausgeber 226.
Meeresstille 151. 207.
Meisters, Wilhelm, Lehrjahre 36. 59. 110. 146. 167. 163—190. 201. 202. 262. 267. 268. 269. 304. 305. 306. 328. 348. 376.
Metamorphose der Pflanzen 108. 208. 213.
Mignon, an 208.
Minister, der 207.

Mitschuldigen, die, ein Lustspiel 120. 351. 368.
Müllerin, der, Verrath 208. 213.
Müllerin, der, Reue 208. 213.
Musageten 208.
Musen und Grazien in der Mark 207.
Musensohn, der 208.
Nachtgesang 208.
Nachtwächter 207.
Nähe des Geliebten 151. 207.
Oberons und Titania's goldene Hochzeit 270.
Paläophron und Neoterpe 208. 226.
Pandora, Fragment (Drama) 384.
Pausias, der neue, und sein Blumenmädchen 208. 213.
Preisaufgabe, dramatische 226.
Prolog zu dem Schauspiel „Alte Zeit" 151.
Propyläen 220—231. 236. 304.
Rameau's Neffe (von Diderot) 344. 347.
Rathsherr, der 207.
Rattenfänger, der 208.
Reineke Fuchs 113. 124—128. 140. 262.
Reise der Söhne Megaprazons, Fragment 128.
Reisejournal, Auszüge aus einem (italienische Reise) 12—13.
Reisenotizen aus der Schweiz 219. 236.
Ritter Curts Brautfahrt 208. 213.
Sänger, der 208.
Sängerwürde (deutscher Parnaß) 208. 213.
Sammler, der, und die Seinigen 226. 230.
Schäfers Klagelied 208.
Schatzgräber, der 208. 213.
Sehnsucht 208.
Selbstbeherrscher, an den 207.
Selbstbetrug 208.
Spinnerin, die 208.
Stanzen 208.
Stella, ein Trauerspiel 46. 351. 384.
Stiftungslied 208.
Tancred 277—279.
Tell, Wilhelm, Plan zu einem Epos 218—219.
Theaterreden 208.
Torquato Tasso, ein Schauspiel 5. 26. 49. 119. 128. 132. 148. 182. 202. 246. 304. 308. 316. 351. 368. 376. 384.
Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille 40.
Trost in Thränen 208.
Übersicht, flüchtige, der Kunst in Deutschland 226.
Ultima ratio 207.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter 141—144. 149. 197. 262.
Unterschied 207.
Ursachen 207.
Väterlicher Rath 207.
Versuch über die Dichtungen (M. de Staël) 144.
Vorspiel zur Rückkehr der Großfürstin-Erbprinzessin 366.
Wahlverwandtschaften 110. 371.
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke 226.
Wanderer und Pächterin 208.
Weissagung des Bakis 207. 236
Weltschöpfung 208.
Wer will die Stelle? 207.
Wiedersehen, das 213.
Winckelmann und sein Jahrhundert 344. 347.
Würde der Kleinen 207.
Würdigste, der 207.
Xenien 150. 155—167. 204. 205. 256. 262. 270. 280. 307.
Zauberlehrling, der 208. 213.
Göttling 71.
Götze, Pastor 22.
Gore, Engländer 3. 113.
Gore, Elise 3.
Gotter, Legationssecretär 40. 84. 300.
Gotter, Pauline 374.
Gottschall, Rudolf v. 269. 316. 322.
Gozzi 84. 249.
Graff, Joh. Jak., Schauspieler 77. 241.
Grécourt 36.
Griesbach 40.
Grimm, Hermann 1. 53. 150.
Großmann 85.
Grunow 302.
Günderode 370.
Günther, Wilh. Christoph, Hofprediger 358.
Guise, Herzog von 334.
Gustav Adolph 133.

H.

Haaren, v. 277.
Hackert, Phil., Landschaftsmaler 221.
Hagedorn 348.
Hagemann 84. 85.
Hagenbach 14.
Haide, Friedr., Schauspieler 78.
Halem, v. 117.
Haller, Albrecht v. 34.
Hamann 14. 103. 327.
Hamilton 310.
Hardenberg, Fürst von, Staatsminister 117.
Hardenberg, Friedr. v., s. Novalis.
Hartmann, Maler 228.
Hartmann, Eduard v. 183.
Haug 151.
Haydn 279.

Haym, R. 149. 303.
Hegel 301.
Heine, Heinrich 214. 274.
Heinrich III. von Frankreich 334.
Heinrich IV. von Frankreich 339.
Heinrich XIII., Fürst von Reuß 66. 352.
Heinse, Romanschriftsteller 300.
Heiße, Gastwirth 291.
Helbig, Hofrath 341.
Hemsterhuys (Hemsterhuis) 102. 103. 106.
Hendrich, v., Commandant 293.
Hennings 117.
Henry, Abbé 360.
Herder, Joh. Gottfr. v. 4. 5. 14—29. 30. 37. 40. 41. 42. 45. 58. 61. 67. 86. 95. 133. 134. 140. 147. 151. 154. 155. 161. 162. 163. 167—172. 228. 259. 296. 298. 299. 309. 323. 326—334. 343. 349. 373.
Herder, Karoline v. 25. 26—28. 277. 359. 363.
Herder, v., Bergrath 373.
Herschel 332.
Hertzberg, preußischer Staatsminister 2. 63. 66.
Herz, Henriette 302.
Herzlieb, Minchen 370—372.
Hettner, Hermann 246. 298.
Heygendorff, Frau v., s. Jagemann, Karoline.
Heymann, Generalmajor 92.
Heyne, Christian Lebrecht 25. 121.
Hölderlin 151.
Hölty 299. 348.
Hohenheim, Franziska v. 37.
Hohenlohe, Fürst v. 115. 353. 364.
Holberg, Eleutherie (Frau Paulus) 348.
Holtei, Karl v. 280.
Holstein-Augustenburg, Erbprinz von 52.
Homer 109. 154. 156. 163. 164. 195. 198. 199. 203. 223. 243. 263. 265. 266. 268. 269. 273. 274. 349. 350.
Horaz 7. 9. 210. 310. 331. 377.
Huber 164.
Hüffer, Hermann 87. 95.
Hufeland, Gottlieb, Professor 40. 58. 86. 89. 313.
Humboldt, Alex. v. 301. 308.
Humboldt, W. v. 135. 171. 192. 246. 301. 308.

J.

Jacobi, Friedrich 102. 105. 107. 125. 300. 329. 349. 372.
Jacobi, Joh. Georg 300.
Jagemann, Bibliothekar 363.
Jagemann, Maler 341.
Jagemann, Karoline (Frau v. Heygendorff) 29. 79. 237. 241. 248. 275. 278—280. 381—383.
Jakob, L. H., Professor der Philosophie 151. 152—154. 159. 163.
Jean Paul (Friedrich Richter) 9. 131. 301. 309. 373.
Jenisch, Daniel, Prediger 164.
Iffland 80. 83—85. 238. 240. 301. 335.
Imhoff, Amalie v. 312.
Immermann 186.
Johann, König von Sachsen 260.
Joseph II. 65.
Julian der Apostat 214. 305. 345.

K.

Kalb, Charlotte v. 35. 36. 309.
Kalkreuth, General 94.
Kant 14. 19. 38. 122. 149. 151. 247. 328. 330. 334.
Karl, Herzog von Württemberg 31. 32. 33. 34. 37.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 1—4. 5. 28. 29. 30. 31. 35. 42. 49. 51—59. 63. 66. 67. 68. 77. 87—89. 91. 95. 98. 112—113. 115. 116. 124. 132. 192. 218. 248. 250. 252. 255. 256. 275. 278. 293. 294. 312. 313. 326. 332. 336. 354. 357. 359. 360. 362. 363. 364. 375. 382. 383. 384.
Karl Friedrich, Erbprinz von Sachsen-Weimar 57. 236. 327. 343. 355.
Karoline, Prinzessin von Sachsen-Weimar 327. 355.
Katharina von Rußland 337.
Kaufmann, Angelica 27. 42. 221.
Kellermann, General 90. 92. 97.
Kestner, Joh. Christian 86. 300.
Kirms, Franz, Landkammerrath 57. 74. 76. 77. 78. 79. 232. 236. 237. 238. 239. 241.
Kleist 348.
Klettenberg, Fräulein v. 177.
Klinger 33. 299.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 5. 116. 117. 164. 167. 195. 299. 300. 330. 334.
Knebel 4. 86. 91. 192. 252. 277. 326. 353. 363. 365. 367. 374.
Knebel, Henriette v. 355.
Koch, Künstler 231.
Koch, Fräulein, Schauspielerinnen 236—237.
Körner, Christ. Gottl. 30. 35. 37. 39. 42. 47. 50. 138. 155. 161. 162. 205. 258. 282. 313. 336.
Koppensels, Fräulein v. 283.
Kosegarten 151.
Kotzebue, August v. 80. 83—84. 85. 252. 301. 311—313.
Krako, Schauspieler 74. 76.
Kramer 116.
Kranz, Concertmeister 80. 85.

Kraus, Georg Melchior, Zeichenlehrer 113. 367.
Krusius, Buchhändler 38.
Kurland, Herzogin von 373.

L.

Lafontaine 95—96.
Lannes, Marschall 356.
Lappe 151.
La Roche, Maximiliane v. 369.
Lavater, J. C. 163. 164. 167. 219. 300.
Lazarillo 178.
Leibniz 38.
Leisewitz 33. 84.
Leißring, August 76.
Lengefeld, Frau v. 35.
Lengefeld, Charlotte v., s. Schiller.
Lengefeld, Karoline v. 36.
Lenz 299.
Leonardo da Vinci 145.
Leopold, Kaiser 65.
Le Sage 178.
Lessing, G. E. 6. 8. 14. 16. 17. 35. 75. 84. 86. 163. 164. 167. 298. 330. 331.
Lewes 61. 121.
Ligne, Prinz 371.
Lili, s. Schönemann.
Lind, General 290.
Lober, Hofrath 71. 290. 313.
Lombard, Jos. Wilh., Cabinetssecretär 92. 95. 97.
Longfellow 203.
Lope de Vega 41. 312.
Lotte, s. Buff.
Louis, Prinz von Preußen 353.
Lucchesini, Marquis 92.
Lucian 7. 9. 214. 310.
Lucrez 332.
Luden, Heinrich, Historiker 353.
Ludwig XIV. von Frankreich 1. 124. 339. 340.
Ludwig XV. von Frankreich 141. 179. 317. 319.
Ludwig XVI. von Frankreich 61. 67. 87. 92. 98. 115. 116. 125. 248. 249. 317. 318. 319.
Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar 4. 28. 42. 57. 255. 276. 277. 326. 336. 337. 354. 355—360. 378.
Luther, Dr. Martin 22. 273. 330.

M.

Maas, Schauspielerin 291.
Mackenson, Professor 152—154.
Maier 85.
Malcolmi, Schauspieler 74. 76.
Malcolmi, die jüngere (später Madame Wolff) 79.
Malmesbury 115.
Manso, C. F. 151. 154. 163. 164.
Manstein, Adjutant 92. 93.
Manzoni 173.
Marbach, Br. Oswald 59.
Marggraff 29.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 62. 120. 137. 318. 321.
Marie Feodorowna, Czarin 337.
Marie Paulowna, Großfürstin 336. 337. 343. 355. 363. 366.
Martial 191.
Masaccio 225.
Massenbach, Oberst 353.
Matthisson 348.
Mattstedt, Schauspieler 74.
Mazarin, Gräfin 317.
Melanchthon 3.
Mellish (Engländer) 255.
Menander 331.
Mendelssohn 164.
Merck, J. H. 300.
Mereau, Sophie 151.
Meyer, Joh. Heinr., Maler 44. 91. 132. 138. 151. 193. 215. 218—220. 225. 226. 229—231. 236. 283. 285. 294. 310. 324. 328. 341. 344. 345. 383.
Meyer, Dr. Nik. 283—286.
Michaelis, Karoline (Böhmer-Forster-Schlegel-Schelling) 302. 313.
Michel Angelo 22. 41. 146. 202.
Miller, Joh. Martin 33. 299.
Momoro, Frau 115.
Montégut, Emil 168.
Moor, Franz 44.
Morhardt, Sänger 382.
Moritz, Karl Phil. 44. 48. 300.
Moser, Prediger zu Lorch 32.
Moses 202. 203.
Mozart 81. 342.
Müffling, v. 375. 381.
Müller, Friedr. v., Regierungsrath 357. 359. 360. 363. 364. 365.
Müller, Johannes v. 2. 366.
Müller, Wenzel 80.
Murat 357.

N.

Napoleon I. 225. 352. 353. 356. 357. 359. 360. 362. 363. 365—367. 374—380.
Necker, Minister 256. 324.
Neuffer 151.
Neumann, Schauspieler 74.
Neumann, Christiane (Euphrosyne) 81—83. 121. 236.
Neuwinger 101.
Newton 70—72. 99. 160.
Ney, Marschall 356.
Nicolai, Chr. Fr. 122. 151. 155. 163. 164. 167. 298.
Novalis (Friedr. v. Hardenberg) 205. 301—306.

O.

Öhlenschläger 372.
Ölsner 117.
Öser, Maler 221.
Opitz 237.
Orleans, Diana v. 317.
Ossian 33.
Overbeck 231.
Overberg 107.
Ovid 157. 205. 346.

P.

Paesiello 80.
Palleske 279.
Paul I. von Rußland 336.
Paulsen 350.
Paulus, H. E. G. 296. 297. 301. 313.
Parmenides 332.
Payne, Thomas 125.
Perikles 1.
Perthes, Friedrich 101.
Perugino 221.
Petrarca 23. 212.
Pfeffel 151.
Philipp „der Großmüthige" von Hessen 3.
Philipp II. von Spanien 39.
Pindar 331.
Plato 38. 103. 107. 156—158.
Plinius 9.
Polygnot, Maler 347.
Posselt 239.
Pouſſin 221.
Pradier 231.
Properz 157. 191. 212. 346.
Prutz 85. 111.
Pütter 50.

R.

Racine 251. 337. 375.
Racknitz 155.
Rafael 23. 41. 146. 212. 225. 345.
Rambohr 155.
Ramler 167.
Ranke 3. 98.
Rapp, General 357.
Recke, von der, Präsidentin 373.
Redlich, Student 76.
Reichardt, Joh. Friedr., Kapellmeister 158. 159. 162—164. 280.
Reimarus 330.
Reinhard, v., französ. Resident 97. 371. 381.
Reinhold, Bibliothekar 38. 40.
Reinwald 151.
Reiterholm, v. 373.
Reni, Guido 221.
Reumont, A. v. 146.
Riemer, Friedr. Wilh., Dr. 189. 268. 279. 282. 283. 358.
Rietz, Frau Kämmerer 3.
Rosenkranz, Karl 128. 191.
Rousseau, J. J. 33. 37. 38. 102. 103. 118. 124. 175. 184. 197. 248. 317. 318.
Rouſſieux, Madame de 227.
Rüchel 115.
Ruhdorf, Sängerin 252. 353.
Rumohr, Felix v., Kunstforscher 230.
Runge, Phil. Otto, Maler 227—230.
Ruysdael 221.

S.

Salomo 116.
Sarbiewski S. J. 23.
Sauſſure, Naturforscher 70.
Schadow 231.
Schardt, Frau v. 42.
Schelling 71. 236. 296. 297. 298. 301. 302. 313.
Scherer, W. 190.
Scherr, Johannes 30. 111.
Scheuchzer 250.
Schiller, Charlotte v., Frau des Dichters 35. 36. 51. 53. 138. 172. 246. 256. 304. 312. 341. 363.
Schiller, Christophine, Schwester des Dichters 32. 38.
Schiller, Elisabeth Dorothea, Mutter des Dichters 160. 254.
Schiller, Friedrich v. 9. 29. 30—52. 58. 75. 76. 81. 83. 84. 85. 113. 116. 130. 131. 132. 133. 134—167. 168. 171. 172. 177. 183. 190. 192. 193. 194. 198. 199. 200. 202. 204. 205—207. 210. 213. 216. 218. 220. 227. 233—235. 238—242. 244—261. 264. 265. 269. 272. 273. 274. 277. 278. 282. 296. 298. 299. 301. 304. 306. 308—313. 316. 319. 322. 324—328. 335—337. 339—343. 258. 368. 374. 384.
Schiller, Joh. Kaspar, Vater des Dichters 32. 160.
Schiller, Nanette, Schwester des Dichters 160.
Schiller, v., Kreishauptmann, Sohn des Dichters 373.
Schimmelmann, Graf 52.
Schlegel, Aug. Wilh. v. 151. 162. 163. 164. 166. 205. 301—304. 306. 308—315.
Schlegel, Friedr. v. 161—164. 166. 178. 205. 301—306. 308—314. 373.
Schleiermacher 301. 302.
Schloſſer, Rath 109. 114. 297.
Schmidt, Geheimrath 57. 289. 336. 342.
Schnauß, Geheimrath 57. 236.
Schöll, Adolf 73. 168. 362.
Schönemann, Lili 15. 114. 355.
Schopenhauer, Johanna 364. 367. 368.

Schröder, F. L. 85.
Schröter, Corona 77. 81. 168. 169. 343.
Schubart 299.
Schuckmann, preuß. Beamter 51.
Schütz, J. G. 40. 152. 313.
Schultz, Staatsrath 97. 130.
Schulze, Bürgermeister 312.
Schwabe, Karl Lebrecht, Jurist 341.
Schwan, Buchhändler 34.
Schwan, Margaretha 36.
Scott, Walter 173. 182.
Seckendorf, Frau v. 25. 374.
Shakespeare 9. 33. 81. 82. 84. 163. 164. 182. 193. 223. 233. 234. 241. 242. 247. 248. 259. 306. 308—310. 314. 322. 368. 376. 378.
Sieyes 115.
Sömmering 71. 88.
Sokrates 157.
Solms, Fürstin 371.
Sophokles 223. 234. 273. 335.
Soult, Marschall 377.
Spielmann, Baron 66.
Spinoza, Baruch v. 19. 37. 38. 330.
Spitzeder, J. B., Bassist 78.
Staël, Frau v. 144. 192. 215. 256. 324. 326. 334.
Stahl, Mathematiker 313.
Stark, Hofrath 279.
Stein, Charlotte v. 4. 15. 18. 26. 37. 42. 56. 61. 98. 103. 130. 138. 168. 169. 170. 197. 280. 343. 359. 363. 380. 381.
Stein, Fritz v. 280. 343.
Sterne 9. 310.
Stolberg, Christian, Graf zu 299.
Stolberg, Friedr. Leopold, Graf zu 41. 101. 116. 155—158. 163. 164. 166. 167. 258. 290. 331.
Stramberg, Chr. v. 95. 97.
Strauß, David 248. 275.
Suwarow 275.
Swift 9.

T.

Tacitus 186. 380.
Talleyrand 376.
Tasso 23.
Terenz 331.
Tertor, Schöffe 101.
Thibaut 374.
Thomas von Aquin, der hl. 75.
Thorwaldsen, Bartel 231.
Thouvenot, Adjutant 92.
Thümmel, Reisebeschreiber 155. 300.
Tieck, Ludwig 205. 244. 301—304. 306—308. 310. 315. 316.
Tiedge 373.
Tischbein, Maler 44.
Tizian 211. 221.
Trabitius 293.
Tschudi 250.
Türkheim, Wilhelm v. 355.

U.

Unger, Buchhändler 127. 140. 168. 208.
Urian, s. Claudius.
Urlichs, v. 221.
Uz, J. P. 348.

V.

Vasari 145.
Veit, Bankier 231. 302.
Veit, Dorothea 302. 303. 314.
Veronese, Paolo 221.
Victor, General 356.
Vieweg, Friedr., Buchhändler 192.
Vincent, General 374.
Virgil 205.
Vischer, Fr., Ästhetiker 128. 186. 201. 212.
Vischer, Wittwe 36.
Vitringa, holländ. Humorist 180.
Vogel 99.
Vohs, Schauspieler 78. 241.
Vohs, Fr. Marg. (geb. Porth) 78. 79.
Voigt, Christ. Gottlob, Geheimrath und Minister 47. 57. 68. 86. 89. 165. 288—291. 293—297. 314. 336. 358—362. 364. 374. 375. 382—384.
Voltaire 9. 38. 64. 118. 124. 183. 226. 243. 248. 249. 274. 275. 277. 278. 279. 310. 314. 318. 339—341. 375—378.
Voß, Joh. Heinrich 117. 194. 195. 201. 207. 300. 324. 331. 334. 373. 374.
Voß, Julie v. 3.
Voß, junior 334—335. 341.
Vulpius, Christiane 4. 26. 61. 63. 79. 83. 103. 118. 131. 165. 166. 197. 215. 266. 282—286. 341. 343. 353. 356—359. 374.
Vulpius, Christian August 30. 79—80. 85. 181.

W.

Waagen, G. F. 221.
Wackenroder, Wilh. Heinrich 301.
Wagner, Heinrich Leopold 299.
Wagner, Kämmerer 87.
Wall, Anton, s. Heyne.
Wallenstein 133.
Walther von der Vogelweide 210.
Weber 333.
Wedell 215.
Weidner, Ökonom 255.
Werner, Abraham Gottl., Bergrath 373.
Werner, Zacharias 372.

Weyland, Cabinetssecretär 91. 114.
Wieland, Christ. Martin 1. 5—14. 23. 29. 36. 40. 41. 45. 46. 48. 58. 77. 86. 116. 133. 147. 163. 166. 167. 169. 175. 259. 309. 310. 311. 331. 340. 343. 356. 361. 363. 369. 370. 374. 376. 379. 380. 381.
Wilhelm, Prinz von Preußen 374. 380.
Winckelmann 223. 344. 347.
Wolf, Friedr. Aug., Philologe 71. 151. 154. 155. 163. 268. 344. 349. 350.
Wolfskeel, Fräulein v. 312.
Woltmann 135. 151.
Wolzogen, Wilh. v. 312. 313. 325.
Wolzogen, Frau Henriette v. 35.
Wolzogen, Charlotte v. 36.
Wolzogen (Lengefeld, Beulwitz), Karoline v. 254. 278. 312.
Wranitzky 80.
Wurmser, General 115.

X.

Xenophon 157.

Z.

Zarncke, Friedrich 64.
Zeller 268.
Zelter, Musiker 323. 324. 337. 362. 372.
Ziegesar 374. 384.
Zöllner, Hofprediger 3.
Zschokke 84. 122.

Berichtigungen.

S.	36	Zeile	12	von	oben	lies	„Grécourt"	statt „Grecourt".
„	36	„	8	„	unten	„	„Lengefeld"	„ „Lengenfeld".
„	101	„	17	„	oben	„	„Neuwinger"	„ „Newinger".
„	176	„	10	„	unten	„	„mit Körner"	„ „mit Göthe".
„	196	„	18	„	oben	„	„ausreden"	„ „ausrathen".
„	207	„	13	„	„	„	„der nächsten"	„ „dem nächsten".